

**Deutscher
Reporterpreis
2014**

**Die 13 nominierten Texte
in der Kategorie
„Beste Reportage“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

	Seite
1) Stuff, Britta, „Es wird nie wieder gut“ (0097)	03
2) Stuff, Britta, Jürgen will ans Meer (0098)	15
3) Gezer, Özlem, Lebendtransport (0245)	26
4) Koch, Erwin, Rico (0280)	37
5) Sußebach, Henning, Krieg im Frieden (0329)	56
6) Sußebach, Henning, Herr Hibbe macht zu (0338)	75
7) Bauer, Wolfgang, Und vor uns liegt das Glück (0343)	93
8) Stormer, Carsten, Belagert und vergessen (0431)	112
9) Steinberger, Karin, Herrscher wider Willen (0506)	132
10) Hunfeld, Frauke; Die Diva im Meer (0725)	141
11) Kunze, Anne, Fünf Tonnen am Tag (0818)	152
12) Bauer, Patrick, Nass und Gewalt (0970)	162
13) Gezer, Özlem, Die Liebe seines Lebens (1057)	172

"Es wird nie wieder gut"

Vor fünf Jahren erschoss der 17-jährige Tim Kretschmer in Winnenden 15 Menschen und verletzte 14 weitere. Dann tötete er sich selbst. Bis heute haben die Eltern des Amokläufers die Öffentlichkeit gemieden. Denn was sie fühlen, halten sie für unsagbar: Tim fehlt ihnen

Von Britta Stuff, Welt am Sonntag, 18.05.2014

An dem Morgen, an dem alles endet und alles beginnt, fragt die Mutter den Sohn: Seit wann schauen wir denn morgens schon fern?

Es sind die Nachrichten. Am Tag zuvor hat ein Mann in Alabama seine Mutter erschossen, danach die Großeltern, eine Tante und einen Onkel, er brannte das Haus der Mutter nieder, fuhr ein paar Ortschaften weiter, tötete ein paar Fremde, dann sich selbst. Der Sohn sieht die Bilder von Trauernden und Polizeiwagen und streichelt die Katze, gedankenverloren.

Diesen Anblick, sagt sie, wird sie nie vergessen können.

Aus den Gerichtsakten, gekürzt: Am 11.3.2009 holte Tim Kretschmer, nachdem seine Eltern aufgestanden waren, die Pistole aus dem Kleiderschrank im elterlichen Schlafzimmer und verließ gegen 9 Uhr sein Elternhaus, um an seiner früheren Schule, der Albertville-Realschule, eine Vielzahl von Schülerinnen und Schülern zu erschießen, um größtmögliches Aufsehen zu erregen.

Der Tag ist in tausend Stücke zersplittert. Die Eltern können ihn kaum zusammensetzen.

Die Mutter:

Sie ist zu Hause, die Tochter ruft an, sie seien in einem Klassenraum des Gymnasiums eingeschlossen worden, sicherheitshalber.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Mama, es heißt, an der Realschule war ein Amoklauf."

"Was?"

Die Mutter ruft im kaufmännischen Berufskolleg an, wo der Sohn zur Schule geht. Sie sagen, er sei nicht da.

Merkwürdig.

Sie sieht aus dem Fenster.

Männer mit Helmen und schusssicheren Westen.

Anruf bei der Polizei.

"Wie heißen Sie?"

"Kretschmer."

"Sind Sie die Mutter von Tim Kretschmer?"

"Ja."

"Verlassen Sie das Haus mit erhobenen Händen", sagt die Stimme am Telefon.

Draußen wartet schon das SEK. In Hausschuhen wird sie weggefahren.

Der Vater:

Im Radio sagen sie was von Schüssen.

Er fährt nach Hause, seine Frau sitzt schon im Auto.

Wie in Trance führt er die Polizisten ins Schlafzimmer, zu der einen Waffe, die er nicht im Tresor aufbewahrt hat.

Sie ist nicht da.

Revier.

Verhöre.

"Wo ist unsere Tochter?"

"Es geht ihr gut."

"Ich will sofort meine Tochter sehen."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Weinen.

Ein Beamter.

"Wie viele hat er getötet?", fragt der Vater.

"Nein. Das kann nicht sein."

"Warum haben Sie die Waffe nicht im Tresor aufbewahrt?", fragt ihn jemand.

"Es wurde schon mal eingebrochen."

Wo hat er die Munition her?

Sie zeigen ihm ein Foto: "Ist das Ihr Sohn?"

"Ja. Ist er tot?", fragt der Vater.

"Ja."

"Gut", entfährt es ihm. Was nach diesem Tag mit dem Sohn geschehen wäre, wäre schlimmer gewesen als tot sein, glaubt der Vater.

"Hätte er doch mich erschossen", sagt die Mutter.

Der Tag endet auf dem Boden eines VW-Busses, die Polizei fährt Mutter, Vater und die Tochter zu Freunden, die Reporter sollen sie nicht sehen. In das Haus können sie nicht zurück, da warten Journalisten, und es wartet Gefahr. "Wenn ich Sie wäre", sagt ein Polizist, "würde ich erst mal eine schusssichere Weste tragen."

In der Albertville-Realschule in Winnenden begab sich Tim Kretschmer zunächst auf die Toilette im Untergeschoss, wo er die Pistole lud und die übrige Munition in den aufgesetzten Taschen seiner Jacke verstaute. Gegen 9.30 Uhr begab er sich in das erste Obergeschoss. Dort suchte er zunächst den Raum 305 auf, der im Schuljahr 2007/2008 sein letztes Klassenzimmer gewesen war und in dem die Lehrerin Marie-Luise B. gerade die Klasse 9c unterrichtete.

Der Sohn ist jetzt Tim K., der Amokläufer von Winnenden. Ein Einzelgänger, einer, der stundenlang Leute am Computer erschossen hat, einer, der kaum Freunde

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

hatte. Der sich altmodisch kleidete und Koteletten wachsen ließ. Ein großer Junge, den manche Kinder hinter seinem Rücken spöttisch "Riesenbaby" und "Sexiest Man Alive" nannten.

Im Zimmer des Sohns war ein Zettel: "Man wird nicht so geboren, man wird so gemacht."

Das erfahren sie aus der Presse.

Sie erfahren auch, wer sie sind, in den Augen der anderen.

Der Vater ein Waffennarr, einer, der einen instabilen Jungen mit zum Schießstand nahm.

Die Mutter eine Frau, die ihn über Amazon Killerspiele hat bestellen lassen.

Man rät ihnen zu schweigen, das sei das Beste, denn sie würden, egal was sie sagen, für immer die Eltern des Massenmörders bleiben. Manche Angehörige fordern in der Presse öffentlich ein Bekenntnis der Eltern, die sich immer fester verschließen.

Es beginnen Wochen und Monate der Flucht. Sie ziehen um, immer wieder, nie zu weit weg. Sie haben eine Firma, die muss weiterlaufen. Sie ändern ihren Namen, sie schicken die Tochter erst nach Frankreich, dann später nach Australien, damit sie dort zur Schule geht. Sie meiden Winnenden, sie steigen nicht aus, fahren nicht durch. Sie fahren überhaupt oft Umwege, weil sie verfolgt werden oder sich verfolgt fühlen. Der Vater sagt, er habe inzwischen auch hinten Augen. Er weiß nun, dass Reporter auch als Blumenbote verkleidet klingeln können.

Sie verkaufen das Haus. Sie finden einen Käufer, er will ein Amok-Museum daraus machen, sie suchen einen anderen. Der Vater schleicht sich über das Grundstück des Nachbarn rein. Er packt die Dinge, die er von seinem Sohn behalten will, in eine Box: Fotos, Pulli, Tischtennisschläger, ein Buch aus dem Kindergarten.

Als das Haus leer ist, betritt auch die Mutter es wieder. Sie hockt sich auf die Treppe im zweigeschossigen Zimmer des Sohnes. Dort bleibt sie lange sitzen.

Er öffnete die Tür, trat in den Raum, gab wortlos Schüsse auf die ahnungslos mit dem Rücken zu ihm sitzenden Schülerinnen und Schüler ab. Hierbei erschoss er

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

die 15-jährige Chantal S., die zwei Thoraxdurchschüsse erlitt, die 15-jährige Jana S., die einen Kopfdurchschuss erlitt, und die 16-jährige Kristina S., die mehrere Schüsse in den Brustkorb erlitt. Chantal S. und Kristina S. verstarben sofort, Jana S. erlag ihren Verletzungen unmittelbar nach der Einlieferung im Klinikum.

Sie werden befragt, immer wieder. Es sind die Fragen, die sie sich auch selbst stellen.

Wann begann das alles?

Begann es, als er fast nur Vieren in der Schule bekam und auch die Nachhilfe kaum half?

Mit der Pubertät? Als er so plötzlich wuchs?

Begann es, als er gehänselt wurde?

Begann es, als er der Mutter sagte: "Mama, ich hab mich gegoogelt, ich glaube, ich bin bipolar?" Sie suchten professionelle Hilfe für den Sohn, man sagte ihnen, er habe eine soziale Phobie. Es hieß aber auch: Das wächst sich wahrscheinlich raus. Begann es da?

Begann es, als der Sohn sagte: Es geht mir wieder besser?

Oder als er immer stiller wurde und sich immer mehr zurückzog? Als er stundenlang im Zimmer blieb?

Aber sind nicht viele so?

Begann es, als der Vater, Sportschütze, den Sohn mit zum Schießen nahm, um ihn unter Leute zu bringen?

Wer war er?

Was wollte er?

So viele Fragen.

Den Eltern wird klar, dass sie den Sohn schon lange vor dem 11. März verloren hatten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Tim Kretschmer begab sich zum Raum 301, in dem gerade die Klasse 10d unterrichtet wurde. Er trat in den Raum und gab wortlos Schüsse auf die ahnungslos mit dem Rücken zu ihm sitzenden Schülerinnen und Schüler ab. Hierbei erschoss er die 15-jährige Jacqueline H., die aufgrund eines Kopf- und Thorax-Durchschusses sofort verstarb, den 17-jährigen Ibrahim H., der aufgrund mehrerer Schüsse in Kopf und Rumpf sofort verstarb, die 16-jährige Stefanie K., die infolge schussbedingter Leberverletzungen und einer schussbedingten Rückenmarksdurchtrennung sofort verstarb, die 15-jährige Selina M., die aufgrund zweier Kopfdurchschüsse und eines Thorax-Durchschusses sofort verstarb, die 16-jährige Victorija M., die infolge zweier Durchschüsse in den Hals verblutete, und die 16-jährige Nicole N., die nach einem Rumpf-Durchschuss auf dem Weg ins Krankenhaus an einem Blutmangelschock verstarb.

Der Vater wird wegen Verstoß gegen das Waffengesetz angeklagt. Er nimmt den Namen Kretschmer wieder an, er muss ihn führen, weil er ihn zum Zeitpunkt der Tat trug. Er sagt, das war auch erleichternd. Immer, wenn das Telefon geklingelt hat, musste er abwarten, wer sich meldete, um dann zu überlegen: Wer bin ich für diesen Menschen?

Die Angehörigen der Opfer haben lange auf den Prozess gewartet, sie wollen ihn sehen.

Er wird ins Gericht gefahren, in den Saal gebracht, unter Polizeischutz.

Dann steht er dort. Hunderte schauen ihn an. Die Kinder, Enkel, Schwestern, Freunde dieser Menschen sind tot, waren schwer verletzt, sind bis heute traumatisiert. Ein ganzer Raum voller Menschen, die das Schlimmste durchgemacht haben. Sie fordern, was ihnen zusteht, Antworten, irgendetwas zumindest, das sie erleichtert. Für sie ist Tim K. kein Sohn, sondern ein Monster, und sie wollen wissen, wie er eines werden konnte. Sie wollen, dass der Vater etwas sagt, irgendetwas, das ihnen hilft, das alles zu verstehen. Sie wollen erlöst werden, zumindest ein bisschen.

Er wird dem Prozess später fernbleiben und auch nicht aussagen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Als er die beschlagnahmten Familienvideos zurückbekommt, mit verwackelten Bildern aus einem anderen Leben, setzt er sich in den Keller und schaut sie stundenlang durch. Er sucht ihn.

Im Lehrerzimmer auf die Schussgeräusche im ersten Obergeschoss aufmerksam geworden, begaben sich die Lehrerinnen Michaela K. und die Referendarin Nina M. in das Obergeschoss. Beide wurden von Tim Kretschmer vor dem Raum 305 in den Rumpf aus nächster Nähe erschossen. Anschließend schoss Tim Kretschmer zweimal auf die kurz vorher sicherheitshalber verschlossene Tür des Raumes 317, in dem die Referendarin Sabrina S. gerade die Klasse 9b unterrichtete. Beide Geschosse durchschlugen die Tür. Eines traf Sabrina S., die hierbei einen Rumpfdurchschuss erlitt, an dem sie verstarb. Als die ersten Polizeibeamten eintrafen, ergriff Tim Kretschmer die Flucht.

Der Vater kann schlafen, doch er träumt, dass er durch die Stadt flieht, verfolgt von jemandem, der nur einen halben Kopf hat. Die Mutter liegt wach. Sie hat viele Fragen und niemanden, dem sie sie stellen kann. An Gott glaubt sie nicht.

Sie fragt ins Nichts.

Was hat er sich gedacht, an diesem Tag?

Was muss einem Menschen passieren, damit er so etwas tut?

Warum hab ich nicht gemerkt, wie es ihm ging?

Hätte ich die Spiele verbieten sollen?

Aber haben die nicht viele?

Hätte man ihn nicht mit zum Schießen nehmen dürfen?

Aber sagte nicht ein Psychologe, das sei eine gute Idee, denn er müsse unter Leute?

Hätte ich mehr mit ihm reden sollen?

Ihn weniger allein lassen sollen?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wer ist dieser Junge, der sich am Abend vor der Tat 18 Pornos aus dem Internet runterlud, in denen Frauen Männer erniedrigen?

Lag er nachts wach und dachte ans Töten?

Hätten wir doch mit den Angehörigen sprechen sollen?

Kann man uns vergeben?

Muss man uns überhaupt vergeben?

Darf ich ihm vergeben?

Ist das alles nur ein Albtraum?

Manches kommt ihr trivial vor, dem großen Ganzen nicht angemessen. Sie versucht, sich die Gedanken zu verbieten und hat sie doch: Er mochte so gern Kartoffelbrei.

Warum hab ich nicht häufiger Kartoffelbrei gemacht?

Die Erinnerungen haben nichts Heilsames. Manchmal fragt sie auch den Sohn: Was hast du nur gemacht?

In der neuen Wohnung hängt ein Bild von ihm, er ist etwa neun Jahre alt. Die Fotos des 17-Jährigen, dieses Gesicht aus den Zeitungen, kann die Mutter nicht ertragen.

Tim Kretschmer flüchtete zum nahe gelegenen Zentrum für Psychiatrie. In der dortigen Gartenanlage traf er gegen 9.40 Uhr auf Franz J. Tim Kretschmer schoss mehrfach auf Franz J., der hierbei mehrere Kopf- und Rumpfdurchschüsse erlitt und binnen weniger Minuten verstarb. Auf dem Parkplatz stieg Tim Kretschmer gegen 9.45 Uhr in den Pkw des gerade auf seine Ehefrau wartenden Igor W. Tim Kretschmer hielt Igor W. die Pistole an die rechte Schläfe und forderte ihn auf, sofort loszufahren.

Gerade ist es fünf Jahre her. Überall waren wieder die Geschichten über ihn.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Doch es gibt auch Geschichten, die keiner wissen will und die dennoch wahr sind. Sie handeln von dem Baby, geboren am 26.7.1991, 3000 Gramm, 52 Zentimeter. Von dem Neunjährigen, der plötzlich sagte, Papa, ich will Tischtennis spielen. Drei Leitzordner erzählen von ihm: Lokalzeitungsausschnitte von Tischtennis-Siegen, Bilder von Treppchen und Pokalen, ein lächelnder Sohn, Bildunterschrift: "Erfolgreich: Tim Kretschmer."

Sie handeln von Familien-Rundreisen durch Amerika und von nächtelangen Fahrten mit dem Vater zu Turnieren, zu Arm-Wrestling-Wettbewerben. Stundenlang schläft der Sohn neben dem Vater, um beim Aussteigen zu sagen: Bist gut gefahren.

War das auch Tim K.?

Die Mutter durchsucht sich nach den schönen Erinnerungen, die die meisten Trauernden trösten. Sie hat sie sich verboten. Sie will darüber nachdenken und schickt dann eine Mail:

"Er hat sich immer vorbildlich um seine Tiere (Hamster, Meerschweinchen, Kaninchen) gekümmert. Da musste man sich gar keine Gedanken drüber machen. Er hat sie gefüttert, die Käfige gereinigt, den Hamster abends immer frei laufen lassen usw.

Man konnte sich immer auf ihn verlassen.

Ein Nachbarsmädchen, das damals fünf oder sechs war, kam immer wieder gerne zu Tim. Die beiden haben dann zusammen ‚Mr. Bean‘-Kassetten angeschaut und lauthals gelacht."

Während der Fahrt lud Tim Kretschmer seine Pistole nach. Als das Fahrzeug in einen Stau geriet, fragte er Igor W.: "Wollen wir Spaß haben? Ich kann ja etwas herumschießen." Als Igor W. aufgefordert wurde, auf die A8 in Richtung Karlsruhe zu fahren, floh Igor W. aus dem Fahrzeug. Tim Kretschmer begab sich zu Fuß in das Industriegebiet Wert. Dort wurde er von zwischenzeitlich eingetroffenen weiteren Polizeibeamten vor dem Haupteingang des Autohauses H. gesichtet. Als die Polizeibeamten ihr Fahrzeug abstellten, um Tim Kretschmer zu kontrollieren,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

eröffnete dieser sofort das Feuer. PHK R. erwiderte das Feuer mit seiner Dienstpistole und traf Tim Kretschmer am linken Sprunggelenk und der rechten Wade.

Es sei so, sagt die Mutter: Man könne natürlich nicht erwarten, dass jemand um ihren Sohn trauert. Oder ihn vermisst. Man könne nicht erwarten, dass sein Name irgendwo steht, an einem der Denkmäler, wo die Namen derer eingraviert sind, die er erschossen hat. Man könne eigentlich gar nichts erwarten. Das wisse sie, sagt die Mutter. Aber eines sei ihr wichtig: Es sei nämlich nicht so, dass der Amokläufer von Winnenden nie geliebt wurde und auch nicht so, dass er nicht mehr geliebt wird.

Die Mutter weint viel, der Vater wenig. Nur einmal kommen ihm die Tränen. Als er sagt: "Er fehlt mir so."

Gegen 12.15 Uhr begab sich der zwar verletzte und eine Blutspur hinter sich herziehende, nach wie vor aber gehfähige Tim Kretschmer in das Autohaus H. und verlangte dort von dem Verkäufer M., einen Fahrzeugschlüssel zu holen. Nachdem dem Verkäufer unter einem Vorwand die Flucht gelungen war, begab sich Tim Kretschmer in den hinteren Verkaufsbereich und schoss dort mehrfach auf den Autoverkäufer Denis P. und dessen Kunden Sigurt W. Beide verstarben sofort. Über den Betriebshof der Firma H. gelangte er zum angrenzenden Parkplatz der Firma R. Von dort aus schoss er, allerdings ohne zu treffen, unter anderem auf die den Parkplatz absperrenden Polizeibeamten.

Die letzten fünf Jahre sind monströs groß, sie drängten Vater und Mutter zusammen, die beiden gegen alle. Es gab keine Vorwürfe gegeneinander, sagt die Mutter, es hätte nichts mehr geändert. Es war auch keine Zeit dafür. Der Rest des Lebens wurde klein, eine Fußnote. Irgendwo dort sind die Antworten, die keiner bislang gefunden hat.

Sie sind jetzt 53 und 55 Jahre alt. Die Firma konnten sie halten, sie sind zu jung, um schon mit der Arbeit aufzuhören, und irgendwas muss man auch tun. Die Tochter

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

studiert inzwischen in Deutschland, mit neuem Namen. Nach dem strafrechtlichen Prozess folgte die Revision und die erneute Verurteilung zu einer Bewährungsstrafe. Nun die zivilrechtlichen Klagen. Es geht um Geld, offiziell. Es geht aber natürlich auch darum, etwas wieder gutzumachen. Es wird nie wieder gut, für keinen.

Es sei aber nicht mehr so, dass ununterbrochen das gleiche Stück von Schuld und Vermissten in ihrem Kopf gespielt werde, sagt die Mutter. Sie fällt noch, aber nie mehr so tief, wie sie schon war. Darf man das sagen? Wird es jemand falsch verstehen? Darf man manchmal lachen?

Möglicherweise.

Sicher fühlen darf man sich nicht.

Heiligabend 2009 kochte die Mutter, nebenbei lief der Fernseher. Sie schaute nicht mal hin, aber dann hob sie kurz den Kopf, als der Sprecher sagte "die letzten Minuten von Tim K." und sah ein verwackeltes Handyvideo von einem Parkplatz.

Unmittelbar nach den Schüssen wechselte Tim Kretschmer noch einmal das Magazin seiner Waffe. Dann setzte er sich auf den Boden und schoss sich mit aufgesetzter Waffe in die Stirn.

Aufgrund der hierbei erlittenen Verletzung starb er sofort.

Zweimal im Jahr, an seinem Geburtstag und an seinem Todestag, fahren der Vater und die Mutter zu einem Waldfriedhof, ein paar Autostunden entfernt. Es gibt dort keine Beete, keine Blumen, nur Nummern und Schildchen mit Namen an den Bäumen. Er hat nur eine Nummer, sie haben ihn anonym begraben. Sie wussten lange nicht, wohin mit ihm, die Polizei warnte vor einem Begräbnis, man könne nicht für die Sicherheit der Beerdigungsteilnehmer garantieren, und man könne auch nicht garantieren, dass niemand das Grab schänden würde, später. Also haben sie ihn verbrannt und die Urne erst mal stehen lassen.

Es ist schön hier, wo er viele Wochen nach der Tat seine letzte Ruhe fand, der Wind fängt sich in den Bäumen, ein ewiges Rauschen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es ist natürlich nicht schön hier, sagt die Mutter. Denn zu den Gräbern der anderen führen Pfade, das Unkraut wurde nach und nach weggetreten.

Zu ihm führt kein Pfad. Er liegt im Gestrüpp.

Vielleicht, sagt der Vater, wird er es irgendwann schaffen, den Namen seines Sohnes doch an das Grab zu schreiben.

Jürgen will ans Meer

Seit 20 Jahren pflegt sie ihn. Er kann nicht sprechen und sitzt im Rollstuhl. Sie hat den Alltag im Griff. Dann hat sie plötzlich Sehnsucht und wagt eine Reise nach Heringsdorf.

Von Britta Stuff, Welt am Sonntag, 13.07.2014

Man müsste mal wieder weg.

Samstag

Lufttemperatur: 21 Grad

Wassertemperatur: 17 Grad

Am besten steht man auf wie immer, um halb vier.

Gepackt ist ja schon.

Klamotten für jeden Tag, 20 große Handtücher, 12 kleine, 12 Waschlappen, Plastiklätzchen, Schals, Müllbeutel, Gefrierbeutel, Pürrierstab, Spritzen, Bettunterlagen, Küchenrollen, Klistierbesteck, Analtampons, Plastikhandschuhe.

12 Mal Sondennahrung, 1,5 Kalorien pro Milliliter.

40 Windeln.

Sie hat alles schon mal per Post hinschicken lassen, so hat sie nur ihn.

Das Rollstuhltaxi kommt um halb sieben.

Na geht's heute auf große Fahrt?

Ja.

Fahrt Reinhardshagen/Hessen - Flughafen: 3 Stunden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Mann beim Einchecken fragt nach dem Ausweis und dann: Was muss man denn machen, um von seiner Ausweispflicht befreit zu werden?

Da müssen Sie so dran sein wie mein Mann.

1,30 hoch, 1,30 breit ist er in seinem Stuhl, ein schwer zu verwaltender Kubus. Immer mal wieder rutscht ein Fuß ab, oder er sackt zu sehr in sich zusammen, oder ein Arm fällt raus.

Ein Bündel Mensch, sagt sie.

Hinter einer Wand spritzt sie schnell 150 Milliliter Sondennahrung, in den Schlauch, der aus dem Bauch ragt.

Dann tragen ihn Johanniter in den Flieger, hieven ihn auf den Sitz. Hieven ihn nach dem Flug wieder raus, wieder in den Rollstuhl, den sie vom Sperrgepäck zurückbekommen.

Flug 4U 0062 von Köln/Bonn nach Heringsdorf: 75 Minuten.

Rollstuhltaxi Flughafen - Kurhotel Heringsdorf: 10 Minuten.

Sie schwitzt.

Gleich haben wir's geschafft.

Nicht mehr lang.

Im Zimmer steht schon das Pflegebett, das sie beim örtlichen Sanitätshaus gemietet hat, vom Balkon aus, sieht sie ein Fleckchen Wasser.

Wolken kommen von Westen.

Schau mal Chef, das Meer. Erkennst du's?

Abends sichert sie ihn mit zwei Gummigürteln am Bett, einen am linken Oberarm, einen am linken Knöchel, damit er sich nicht von der Matratze hustet, und geht essen.

Sie trinkt ein Bier, wie jeden Abend. Zu Hause trägt sie die Flaschen immer so ins Haus, dass es keiner sieht. Niemand soll sagen: "Nun trinkt er auch noch."

Currywurst. Pommes. Schweigen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sonntag

Lufttemperatur: 15 Grad

Wassertemperatur: 17 Grad

Auf der muschelförmigen Bühne an der Promenade probt das Gymnasium Berlin-Tiergarten Tänze für ein Kurkonzert, das Seelachsbrötchen kostet 2,40 Euro, bei "Fisch und Meer" werden am Dienstag "Elli und Peet" Oldies, Country und Evergreens spielen.

Doch erst mal ist das alles egal, denn es regnet.

Und nun?

Sie schiebt ihn in den Wintergarten des Hotels "Maritim", sie sitzen zwischen Palmen und verblasstem Teppich mit Blick auf's Meer. Sie trinkt einen Vanilleshake, im Radio läuft "Somewhere over the Rainbow" und sie fragt ihn "Bist du traurig? Nein, oder?"

Bislang läuft alles nach Plan.

Sie ist auch zu Hause froh, wenn alles nach Plan geht:

Aufstehen um halb vier.

Bisschen allein sein, Kaffee machen, Kaffee trinken, Zeitung im Internet lesen.

Ihn wecken. Ihn waschen. Ihn anziehen. Rasieren. Abführen, je nach Lage.

Ihn in den Rollstuhl setzen.

Er 1,83 Meter, sie 1,55 Meter.

Er 70, sie 66.

Ihm Obst pürieren, bisschen Schlucken üben, auch wenn er es fast nicht runterkriegt.

Mittags wieder hinlegen.

Nachmittags wieder aufsetzen.

Drei Mal am Tag Sondennahrung und Wasser spritzen.

Waschen.

Aufräumen.

19 Uhr seine Bettzeit.

21 Uhr ihre Bettzeit.

Pflegestufe III.

Sie macht das jetzt seit fast 20 Jahren, seit es die Pflegeversicherung gibt. Dieser Blüm war ja ein kleiner Mensch, aber was für einer.

Hoffentlich regnet's morgen nicht, sagt sie, als sie ihn ins Bett bringt.

Montag

Lufttemperatur: 18 Grad

Wassertemperatur: 16 Grad

Sie reist in der Zeit. Sie schiebt ihn zu Martin. Der vermietet Standkörbe, seit Jahren schon am gleichen Platz. Vor fünf Jahren hat sie ihn zuletzt gesehen.

Kennst du uns noch?

Haste uns vermisst?

Da konnte er noch ein bisschen laufen.

Nein, geht ihm inzwischen zu schlecht.

Wir sitzen ja jetzt im Rollstuhl.

Ich muss oft an den Schumi denken, der hat ja was ganz Ähnliches.

Aber die Saison läuft ja gerade erst an.

Wird noch besser.

Aber hättest du jetzt nicht gedacht, dass wir hier noch aufkreuzen?

Wir wollten auch nur mal schauen, ob du noch da bist.

Sie trinkt eine Cola und hält ihm manchmal das Glas an den Mund.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kennst du Martin noch? Chef?

Zurückschieben.

Gärtner fräsen auf der Promenade aus Büschen kleine Hinkelsteine, hörst du das Chef, die machen Krach. Schau mal, das Brauhaus, weißt du noch, als wir das letzte Mal hier waren, wurde das gerade eröffnet. Kennst du das hier noch?

Alles wie immer hier, nur wir sind anders.

Dienstag

Lufttemperatur: 18 Grad

Wassertemperatur: 16 Grad

Gestern kam ihre Schwester, Christa, die bis zum Ende der Woche bleiben wird. Im Dezember, als sie gebucht hatte, da war sie sich stark vorgekommen, wie jemand, der alles schaffen kann. Dann kam die Angst. Was, wenn ich das nicht allein schaffe?

Christa sitzt an seinem Bett und liest ihm was vor, über Jogi Löw - und sein Horoskop.

Skorpion: Die Sonne steht in einem tollen Aspekt zu Ihnen, weshalb Sie förmlich von innen strahlen. Nutzen Sie diesen Einfluss und nehmen Sie ein neues Lebensziel in Angriff - Sie haben jetzt die Chance, sich nach Ihren eigenen Vorstellungen zu entfalten. Glückszahlen: 7, 13, 18, 22, 25, 43.

Unterdessen geht sie zum Strand, zieht Hose und T-Shirt aus und läuft ins Wasser, vor jeder Welle springt sie und streckt die Arme in die Höhe, eine kleine Frau im Meer. Als sie nur noch ein Punkt ist, schwimmt sie los.

Mittwoch

Lufttemperatur: 17 Grad

Wassertemperatur: 16 Grad

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Rechts "Villa Elsa", "Villa Odin", "Haus Ferdinand", oben der Himmel und die Baumkronen, links das Meer. Sie wollen in den Nachbarort. Sie zieht ihm die Kappe über und die Sonnenbrille an. Auf der längsten Promenade Europas sind viele mit Rollstühlen unterwegs oder an Krücken. Komisch eigentlich: Immer schieben die Frauen die Männer.

Schlaganfälle erkennt sie sofort, am Gang, am Gesicht, aber auch künstliche Hüften, allgemeine Altersschwäche, alles da.

Wenn alle ihn anstarren, hebt sie den Kopf und denkt: Schaut her, ich hab' ihn gerettet.

In Ahlbeck war sie schon zur Kur, 1988, kurz vor der Wende, auch so eine Zeit zwischen den Zeiten. Man machte das damals vorbeugend, als Aktivistin der sozialistischen Arbeit durfte man, wenn man Glück hatte. Damals hatte sie gleich drei Kurschatten, einen zum Wandern, einen zum Tanzen und einen, mit dem es auch etwas ernster war. Das hat sie ihm auch erzählt, danach.

Soll sie mal was Lustiges sagen? Was hat ein dicker Mann? Einen Sixpack im Speckmantel.

Er lächelt. Das passiert manchmal, aber eigentlich immer seltener.

Familienbesuch zum Kaffee.

Die haben's nicht weit, Meck-Pomm. Man sitzt auf der Sonnenterrasse mit Blick aufs Meer, die Mutter, die Neffen, die Schwester, man spricht über Fußball, Handys, Merkel und darüber, dass man Koniferen am besten mit Bittersalz düngt. Nicht über ihn, was soll man auch sagen? Er sitzt einfach dabei.

Sie isst ein Kindereis und schiebt ihm ab und zu einen Löffel in den Mund.

Nun schluck schön.

Heb' den Kopf, Chef. Wie die Vögel.

Er ist so geduldig.

Sie bringt ihn mit seinem Plüschschaf ins Bett, wie jeden Abend. Das kam irgendwann in ihr Leben und ist jetzt eine eigene Person. Es schläft mit ihm in seinem

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bett. Sie leiht ihm ihre Stimme, leicht verstellt, es sagt Nun sitz ich hier wieder den ganzen Tag so dumm rum, mir ist langweilig oder Naja, das schaffen wir jetzt auch noch. Komm, setz dich auf. Sie weiß nicht genau, ob er das Schaf mag, aber sie denkt, dass er mit Schaf weniger einsam ist.

Abends setzt sich Christa wieder zu ihm und sie geht auf die Seebrücke und schaut der Welt beim Dunkelwerden zu.

Sie sind wieder in ihr Leben zurückgefahren, denkt sie. Und ich bin hier.

Donnerstag

Lufttemperatur: 16 Grad

Wassertemperatur: 17 Grad

Eine Indianergruppe mit vollen Kopfschmuck spielt auf Panflöten "Hallelujah" und verkauft Traumfänger.

Sie musste heute Morgen mal wieder abführen.

Umsonst. Mittags will sie ihn ins Bett bringen und sieht, was geschehen ist. Sie hebt ihn aufs Bett, sie zieht ihn aus, sie wischt bis zu den Kniekehlen runter und bis zum Nacken rauf, sie zieht ihn wieder an, sie reinigt den Rollstuhl, sie setzt ihn wieder rein, sie zieht sich um, sie bringt die Wäsche in den Keller des Hotels und den Müll in den Mülleimer vorm Haus und währenddessen weht der Wind durchs offene Fenster von der kleinen Muschelbühne an der Promenade den "Radetzkmarsch" zu ihr.

Du kannst nichts dafür, sagt sie, zu ihm und zu sich.

Es ist zum Weinen.

Abends sitzt sie im "Rialto" auf der Seebrücke und isst ein Schnitzel mit Pommes, die Musik an Land hat ins Leichte gewechselt - "Oho - I'm an alien - I'm a legal alien - I'm an Englishman in New York". Sonst schläft sie um diese Zeit über der Serie "Sturm der Liebe" ein, die sie tagsüber aufgenommen hat.

Ist es nicht schön hier?

Und auch: So ein toller Mann und so bescheuert dran, kann man das glauben?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Freitag

Lufttemperatur: 24 Grad

Wassertemperatur: 17 Grad

Der Himmel ist wolkenlos, zum ersten Mal in dieser Woche.

Um 4:38 Uhr fotografiert sie den Sonnenaufgang, vom Zimmer aus.

Ist es nicht verrückt, dass sich die Welt immer weiterdreht?

Die ganze Welt hat sich neu erschaffen, seit dem 29. September 1995, seit er aus der Zeit fiel, seit er während einer Dienstreise im ICE einfach zusammenbrach. Flugzeuge flogen in die Türme des World Trade Centers, Iran, Irak, Syrien, überall Tote und Kriege, Deutschland bekam eine Kanzlerin, Facebook wurde erfunden, ein Tsunami tötete 230.000 Menschen, Obama, Atomausstieg, sieben Milliarden Weltbevölkerung, das Genom wurde entschlüsselt, Dolly geklont.

Man kann es fast nicht glauben.

Was man nicht glauben kann, hat einen Namen, den man auch nicht glauben kann.

Hämorrhagisch transformierter, nahezu kompletter Mediainfarkt rechts sowie ebenfalls hämorrhagisch transformierte Infarkte im vorderen Grenzstromgebiet der Arteria cerebri media links sowie im Bereich der Arteria cerebri posterior links und so weiter und so fort.

Eben Einblutungen im Gehirn, einfach so.

Da war er 52 Jahre alt und sie 48.

Seither wurde er immer weniger. Er konnte nicht sprechen, sich nicht anziehen, nicht allein essen, aber er konnte noch gehen, bis vor fünf Jahren, als er stürzte und wieder auf den Kopf fiel. Da hörte sie dann ganz auf zu arbeiten und blieb bei ihm.

Sie hat die Bilder aus dem anderen Leben dabei. Beide haben diese hellen blauen Augen, sie sehen beinahe aus wie Bruder und Schwester, sie lachen. Hochzeit in

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Moritzburg bei Dresden. Sie im Minirock aus Brokat, er unterzeichnet die Urkunde, sieht er da nicht aus wie ein Diplomat?

Sie malte sich für ihn an, den Lidstrich mit abgebrannten Streichhölzern.

Er war Schiffbauingenieur, einer der Besten in seinem Semester, er hat sie durch die Matheprüfung gepaukt, ohne ihn hätte sie das nie geschafft.

Ihren Sohn nannten sie Frank nach Frank Sinatra, den haben sie immer heimlich gehört auf Radio Luxemburg: "Fly me to the moon, let me play among the stars".

Urlaube im Schwarzwald.

Wie er war?

Es ist so lang her.

Charismatisch. Klug.

Immer schick, mit Kaschmirmantel und Hut. Manchmal, da übertreibt sie nicht, auch megaschick, mit Nadelstreifen. Sie hat alles weggeschmissen, nach und nach, das tut irgendwie gut, wegschmeißen, sie weiß nicht warum, wenn sie unglücklich ist, muss sie was wegwerfen, dann geht's ihr besser. Nur eine Ausgehuniform für beide hat sie behalten, seinen teuren Anzug und ihr kleines Schwarzes.

An diesem Tag schläft sie mittags am Strand kurz ein, nur für Sekunden, und als sie aufwacht, kauft sie sich eine Bockwurst.

Samstag

Lufttemperatur: 24 Grad

Wassertemperatur: 18 Grad

In den Strandkörben liegen die ersten Verbrennungen zweiten Grades.

Sie spricht mit dem Meer.

War schön mit dir. Mach's gut.

Es ist schwül heute, auch im Flieger.

Du bist ein ganz tapferer Held.

Ich tu' dir das nie wieder an.

Du machst das so gut.

Ich geb' dir 10 Punkte.

Ich geb' dir 100 Punkte.

Bei der Demonstration der Schwimmwesten wird ihr unerwartet übel. Was wäre, wenn wirklich mal was mit dem Flugzeug nicht stimmt? Was soll sie mit ihm machen? Niemand würde ihr helfen, sie säße da mit ihm. Man könnte sich nur noch in den Arm nehmen und zusammen abstürzen.

Sonntag

Reinhardshagen, Hessen

Sie hat ein Buch über sich und ihn geschrieben, wie das alles kam, was ihm passiert ist, wie er dran ist. Immer nebenbei, wenn mal Zeit war, und dann hat ihr Sohn es im Eigenverlag drucken lassen.

Manchmal denkt sie, allein sein wäre auch schön.

Eheringe tragen sie schon lang nicht mehr, Schmuck und Pflege vertragen sich nicht. Die Ringe, gehämmertes Gold, graviert mit Edeltraud und Jürgen, liegen im Bücherzimmer, in einer Holzschatulle mit einer Rose drauf.

Er wird sie wahrscheinlich überleben, er ist körperlich ganz gesund, er wird optimal ernährt, er nutzt sich nicht ab, wenn man so will.

Zehn Jahre will sie das noch schaffen.

Zu Hause ist alles noch ganz feierlich, wie neu, als sei man aus einem langen Schlaf aufgewacht und sähe alles zum ersten Mal.

Die Rosen im Garten sind so schön.

Alles ist noch da:

20 Flaschen Sondennahrung.

80 Windeln.

Das reicht noch ein bisschen.

Er ist ganz braun.

Erholt siehst du aus.

Hat es dir gefallen?

War es schön am Meer?

Die frische Luft, hat sie dir gut getan?

Er nickt.

Er tut ihr leid. Sie kann schwimmen, er nicht. Sie kann essen, er nicht.

So oft geht sein Blick nur durch sie durch.

Ist sie überhaupt noch da, fragt sie sich manchmal.

Ist das noch Liebe?

Sie hat schon mal Zimmer reserviert.

27.06.2015, Heringsdorf.

Lebendtransport

Zwei Bulgaren, ein ehemaliger Viehhändler und ein Kleinbusfahrer, siedeln ihren Heimatort Stück für Stück nach Deutschland um. In Hamburg-Wilhelmsburg führen sie inzwischen ihr eigenes Unternehmen - mit eigenen Gesetzen.

Von Özlem Gezer, Der Spiegel, 05.05.2014

An einem kühlen Sonntagabend fährt Erhan Kurt über eine verlassene Landstraße, er sieht nicht viel durch den Nebel, aber er will noch ankommen, im Dorf, das mal sein Zuhause war. Er will trinken, Whisky, zwei Flaschen, vielleicht drei, will rauchen und reden, wie jeden Abend, wenn er zu Besuch ist in Bulgarien, dem ärmsten Land der Europäischen Union, seinem Land.

Erhan Kurt fährt vorbei an einem verlassenen Bahnhof, an verfallenen Viehhöfen. Am Ortseingang von Slivo Pole steht das Haus, in dem er vor 32 Jahren geboren wurde, es ist verlassen, daneben seine Stammbaar, pleite. Vorbei an dem Lebensmittelladen, in dem die Einkäufe in einem Schuldenbuch stehen. Vorbei an dem Friseurladen, der nur noch existiert, weil das Geldtransferunternehmen Western Union im Abstellraum einen Schalter hat. Sein Auto, ein himmelblauer BMW, zieht an den Häusern vorbei, Kurt sagt: "Ohne das Geld aus Wilhelmsburg würde hier nichts mehr funktionieren. Die würden alle hungern."

Die, das sind die wenigen, die noch geblieben sind. Die Eltern der Fortgegangenen. Söhne und Töchter, die inzwischen in Berlin leben, in Erfurt oder Hamburg. Kurt ist auch ein Fortgegangener.

Aber er kommt immer wieder. Erhan Kurt ist heute ein Umzugsunternehmer. Seine Fracht sind Menschen, die nichts mehr haben, nur die Hoffnung auf ein Leben in einer deutschen Stadt. Wenn sie Glück haben, reisen sie mit Erhan Kurt nach Hamburg-Wilhelmsburg, ein Arbeiterviertel am Hafen. Wilhelmsburg ist Kurts Revier. Er hat hier eine Logistikfirma und beliefert deutsche Firmen mit Tagelöhnern.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Neben ihm, auf der Beifahrerseite, sitzt Mecu Gül. Er ist ein Freund von Erhan Kurt und verbringt die meiste Zeit noch immer in Bulgarien. Kurt braucht ihn hier. Gül besitzt einen Kleinbus, mit dem er jede Woche über 4000 Kilometer fährt, von Bulgarien nach Deutschland und zurück. Gül bringt Kurt neue Arbeiter.

Die beiden kennen sich seit ihrer Kindheit. Aufgewachsen in der gleichen Gasse, hineingeboren in den Kommunismus, verarmt in der Demokratie. Beide Männer handelten in Bulgarien mit Vieh, pflückten später Erdbeeren in Griechenland, teilten sich nachts eine Plane aus Plastik. "Wir waren arme Tagelöhner", sagt Erhan Kurt. Das war damals. Heute nennt man die beiden Männer in Slivo Pole "die Ausputzer". Kurt und Gül sind jetzt Männer, die Dörfer leer räumen.

Erhan Kurt stellt den BMW ab und geht zu Fuß weiter durch die leeren Gassen von Slivo Pole. Er geht eigentlich nicht gern zu Fuß, aber er will vorführen, was er erreicht hat. Er zeigt auf das Haus links und sagt: "Die sind in Wilhelmsburg", zeigt auf das Haus rechts: "Wilhelmsburg", gegenüber: "Wilhelmsburg". Nur wenige aus dem Ort arbeiten noch in Spanien und sortieren Trauben, ein paar pflücken Erdbeeren in Griechenland, einige rollen in Dänemark Pizzateig aus. "Sklaven der Globalisierung" nennt Kurt solche Leute. Sie waren mal seine Nachbarn, heute sind sie seine Ware.

Kurt weiß, dass niemand in Deutschland seine Leute haben will. Sie waren an keiner Universität, sie sind keine Ingenieure, keine Ärzte. Sie sprechen kein Deutsch, kein Englisch, sie sind keine Eliten, nicht mal Fachkräfte. Sie kommen trotzdem.

Es gibt viele Dörfer in den neuen osteuropäischen Ländern der EU, die so sind wie Slivo Pole. Dörfer, die den EU-Sternenkreis am Ortsschild tragen wie eine Verheißung. Reisefreiheit ist für die Armen der EU zu einer Freiheit zur Flucht geworden. Seit Jahrzehnten geparkt in den Vororten von Bukarest, Sofia oder Russe, machen sie sich jetzt auf die Reise, um das Versprechen auf Wohlstand einzulösen, das mit dem EU-Beitritt in ihr Land kam. Seitdem ziehen sie in ganzen Dorfverbänden in deutsche Städte, es sind Dörfer wie das rumänische Fântânele, das heute fast geschlossen in Berlin-Neukölln lebt, Bărbulești, das nach Duisburg gezogen ist, Slivo Pole, das jetzt in Hamburg-Wilhelmsburg lebt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Erhan Kurt ist zur Ferienzeit in seine Heimat gekommen, das ist die Zeit, in der seine Arbeiter aus Deutschland nach Slivo Pole zurückkehren, sie stehen vor der Dorfwerkstatt, trinken Instantkaffee aus Plastikbechern und streiten mit Erhan Kurt und seinem Fahrer Meco Gül darüber, ob der Spritpreis in Rumänien günstiger ist oder in Ungarn.

Über Meco Gül ist im SPIEGEL schon vor drei Jahren eine Reportage erschienen (SPIEGEL 16/2011), die seine damals noch improvisierten Transporte von Leiharbeitern beschrieb. Aus diesen Anfängen ist ein professionell gemanagtes Geschäft geworden, von dem Erhan Kurt sagt: "Wir sind nicht reich geworden, aber wir haben ein System geschaffen, in dem wir nicht mehr hungern."

Früher, das waren die Jahre vor 2007, vor dem EU-Beitritt Bulgariens. Früher war, als sie alle noch in Slivo Pole lebten und als die Milch von Erhan Kurts Kühen plötzlich nichts mehr wert war.

Heute parken vor der Dorfwerkstatt schwere Autos deutscher Marken, sie tragen deutsche Kennzeichen. Ein schwarzer BMW X5, ein Kombi von Audi. Der BMW ist 700 000 Kilometer gelaufen, aber es geht hier nicht nach dem Tachostand. BMW bedeutet in Slivo Pole Aufstieg. Wenn die Autos aus Deutschland vor der Dorfwerkstatt vorfahren, beginnt für Kurt die Arbeit. "Es ist die beste Zeit, um Frischfleisch anzuwerben", hatte Kurt auf der Fahrt ins Dorf gesagt.

Glück ist in Slivo Pole visuell. Wer deutsche Autos fährt, wer sein Haus in Rosa oder Grün gestrichen hat, ist glücklich. Glück hat, wer drei Tage lang Hochzeit feiert und dem Sänger anschließend 5000 Euro zahlen kann. Wer Glück will, braucht Geld in Slivo Pole. Wer Geld will, muss raus.

Kurt und Gül erzählen den Männern von Deutschland. Sie erzählen, dass der Döner in Wilhelmsburg besser schmeckt. Dass man mit 50 Euro zwei große Tüten bei Aldi füllt. Sie erzählen, dass der Scheibenkäse 55 Cent kostet, nicht 2,50 Euro. Erhan Kurt hält Betrunkene am Straßenrand an und sagt: "Du musst hier weg, du schaffst das nicht mit sechs Kindern."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Erhan Kurt greift ständig nach neuen Händen, unter seiner Lederjacke guckt eine goldene Armbanduhr hervor. Er verbreitet den Duft von schwerem Parfum, "1 Million" von Paco Rabanne, gekauft bei Kaufland.

Kurt wirbt für Deutschland wie ein Promoter für kostenlose Kreditkarten. Arbeitslose fragen ihn nach Arbeit und Gül nach einem Platz im Bus. Zwischendurch klingelt Kurts Handy, Logistikfirmen aus Wilhelmsburg rufen an und bestellen Packer.

Wie jedes Dorf, das seine Bewohner an den Westen verliert, hat auch Slivo Pole seine Pioniere, die vorgegangen sind, zurückkehrten und ihr Dorf infizierten, mit Geschichten von deutschen Ärzten, die einen mit dieser Plastikkarte behandeln, ohne Geld. Von Bussen, die fahren, wie es auf dem Fahrplan steht. Sie brachten Medikamente mit und den ersten Weihnachtsbaum, in das muslimische Dorf.

Es sind Männer wie Erhan Kurt, der sich mit seinen Brüdern und Cousins nach Deutschland wagte, lange vor dem EU-Beitritt. Erst illegal, dann als Asylbewerber, heute als EU-Bürger.

Erhan Kurt zeigt auf das Haus eines Cousins und sagt: "Das war eine Baracke, guckt euch das an." Heute steht dort ein Gebäude mit frischem Anstrich, drei Stockwerke, mit Balkon vor jedem Zimmer. Mit Leopardenteppich im Eingang, deutschem Badesalz im Spiegelschrank und WLAN, das auch im Keller funktioniert. Mit deutschem Laminat und deutscher Einbauküche. Die Tochter studiert Finanzcontrolling, der Sohn baut Minze an und hat Geld aus einem EU-Fonds beantragt, um amerikanische Würmer zu züchten. Der Vater, Kurts Cousin, ist Lagerarbeiter in Wilhelmsburg, seine Frau putzt die Häuser reicher Deutscher an der Hamburger Alster. "Das kann jeder schaffen", sagt Kurt.

Seine Stimme donnert, er hebt die Hand und lacht, den Kopf im Nacken, den Mund weit offen, ihm fehlt jeder zweite Zahn. Wenn Erhan Kurt redet, schweigt der Rest. Er redet gern. Er erzählt seine eigene Geschichte. Er wirbt für ein neues Familienmodell. Man lässt die Kinder da, macht Geld, irgendwann kehrt man nach Hause zurück, reich, glücklich.

"Illusion", sagt Mecó Gül. Er kennt keinen, der zurückgekehrt ist aus dem Westen. Er ist inzwischen zwei Straßen weiter gelaufen, steht am Wunschbaum, reißt

einen Faden von seinem Halstuch und bindet ihn mit zwei Knoten um einen Ast. Er wünscht sich was.

Den Baum gibt es schon, seit es das Dorf gibt, seit Anfang des letzten Jahrhunderts. Er wird geschützt von einer Mauer und einem grünen Metalltor, an seinen Ästen sind gelbe und rote Bänder mit Knoten befestigt. Kopftücher, BHs und Unterhosen wehen im Wind. Manchmal wollen die Menschen in Güls Bus noch schnell zum Baum, einen Wunsch binden, bevor sie sich in ihr neues Leben bringen lassen. Gül wartet dann vor diesem Baum. Er ist geduldig, hat eine ruhige Stimme und raue Hände. Es sind Hände, die Autoheizungen reparieren, Batterien auswechseln.

Die Menschen aus Slivo Pole fahren nicht ins Ungewisse. Sie wissen, was sie in Deutschland erwartet. Sie sind keine Träumer, das haben sie vielen anderen Armen aus Südosteuropa voraus. Wer Slivo Pole verlässt, hat meistens schon einen Bruder, eine Schwester, einen Cousin in Wilhelmsburg. Hat Nachbarn, die ihre Frauen dort auf dem Straßenstrich verkaufen. Hat Geschwister, die in Wilhelmsburger Kellern leben, 250 Euro im Monat für eine Matratze zahlen. Hat Bekannte, die unter Brücken schlafen. Sie kennen die Geschichten von Chefs, die drei Euro zahlen und zuschlagen, wenn Paletten nicht schnell genug bepackt werden. Von Baustellenleitern, die arbeiten lassen und verschwinden, ohne zu zahlen.

Sie steigen trotzdem in Güls Bus.

Gül war 22, als er keine Erdbeeren mehr pflücken wollte in Griechenland. Sein Vater hatte ihm den Führerschein mit einer Kuh bezahlt. Gül transportierte die Feldarbeiter aus seinem Dorf. Damals waren fast alle auf der gleichen Plantage im Norden Griechenlands. Gül fuhr durch die Felder, nahm neue Bestellungen von Bauern an, fuhr zurück ins Dorf, sammelte Arme ein. Schnell lernte er zu organisieren. Er beschaffte ihnen Plastikplanen, Gasherd und ein Zelt. Damals war Bulgarien noch nicht in der EU. Meco Gül fuhr illegal über die Grenze, lernte, wie man Beamte schmiert, wurde einer der beliebtesten Fahrer. "Meco schreit nicht. Er macht deine Frau nicht an. Meco hat die beste Musik", solche Sätze sagen seine Fahrgäste noch heute über ihn.

Irgendwann kam die Krise nach Griechenland, die Bulgaren mussten zurück nach Slivo Pole. Und Meco Gül musste umdenken. Bulgarien war jetzt in der EU, sein Freund Erhan inzwischen in Hamburg-Wilhelmsburg. Es war klar, was er als Nächstes machen würde.

Slivo Pole ist in der Region bekannt für seine Fahrer. Meco Gül und die Jungs aus seiner Straße haben die Dörfer an der bulgarischen Grenze unter sich aufgeteilt. Sie planen gemeinsam Routen, geben einander Fahrgäste ab. Männer wie Meco Gül sind für Glückssucher und Verzeifelte Reisebüro, Makler und Jobcenter in einem. Gül ist 36 und wirkt müde, wenn er von seinem Alltag erzählt.

Der Umzug nach Wilhelmsburg sei anstrengend gewesen, aber Gül will nicht klagen. Er hat heute ein Rennpferd, es heißt Britannica und steht trocken im Stall. Er hat sich drei Häuser gekauft, alle in Slivo Pole. Er hat inzwischen einen zweiten Bus und einen Fahrer eingestellt. Seine Frau hat ihn verlassen, die zwei Söhne leben mit seinen Eltern in einem 200 Quadratmeter großen Haus, wo auch Gül sein Zimmer hat. Es ist rosafarben gestrichen, überall liegen bestickte Decken, auf dem Schrank, dem Bett, dazwischen rosa Glitzer. Meco Gül mag Rosa.

Er kauft seinen Söhnen die neuesten Schuhe von Adidas, seiner Mutter Tellersets vom türkischen Exportladen in Wilhelmsburg. Die Jungs telefonieren mit Smartphones, laden Bilder von Güls Audi auf ihre Facebook-Seiten. Zu Hause läuft Satellitenfernsehen auf Flatscreens. Gül bringt ihnen die Welt da draußen nach Slivo Pole, aber raus dürfen sie nicht, nicht seine Söhne. Gül sagt, die Welt da draußen, die ist schlecht. Der Ältere ist 16, er heißt Ali und will nach Wilhelmsburg, seine Freunde sind schon da. "Ich lass meine Jungs nicht ausbeuten", sagt Gül. "Reich wird da keiner."

Gül will seinen Söhnen irgendwann einen Laden eröffnen. Oder sie auf Universitäten schicken. Irgendwann. Irgendwas. Hauptsache, in Bulgarien. So lange spart er sein Geld. Sein Vermögen wächst. Der Ausverkauf der Dörfer läuft gut.

Meco Gül beliefert nicht nur Erhan Kurt, er beliefert Autowerkstätten in Erfurt, Pizzabäcker in Dänemark. "Wilhelmsburg haben wir vollgestopft", sagt er. Gül hat expandiert. Dänemark gefällt ihm. Flaches Land. Gute Autobahn. Noch viel Platz für

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bulgaren. Die Chefs zahlen die bestellte Ware, pro Kopf 200 Euro cash, manchmal 350. Die Bulgaren arbeiten zwölf Stunden am Tag, sieben Tage, für 700 Euro im Monat und einen Schlafplatz in der Küche.

Es ist Dienstagmorgen in Slivo Pole. Gül will los, Kurt wird mit ihm fahren. Er überredet schnell noch seinen Nachbarn einzusteigen. Vielleicht kann Kurt ihn gebrauchen, im Lager, außerdem will Kurt Spritgeld sparen.

Ein Sitzplatz nach Deutschland kostet 120 Euro, zurück kommt man für 80 Euro. Die Preise sind gesunken, Gül muss das akzeptieren, es sind die Gesetze des freien Marktes. Gül gleicht die Verluste aus, indem er jetzt auch Walnüsse nach Frankfurt transportiert, Döner-Gewürze nach Düsseldorf, Autoteile aus München.

Er startet den Motor, auf der Rückbank sitzt eine Mutter, die ihre Kinder zurücklässt. Daneben ein junger Mann, der später mit einem alten Autohändler in Erfurt schlafen wird, drei Monate lang, für einen Gebrauchtwagen, er hat keinen Führerschein, er ist 17. Wenn man die Menschen auf der Rückbank fragt, wo sie hinwollen, sagen sie: "Keine Adresse, Mecos weiß". 32 Stunden lang bläst Bulgarenpop durch die Autoboxen, auf der Rückbank, hinter verdunkelten Scheiben trinken die jungen Männer Wodka aus Plastikbechern und rauchen Gras aus Tüten. Eine Dorfgemeinde auf drei Quadratmetern, die sich aufgegeben hat. Für einen Versuch, der Wohlstand heißt.

Angekommen in Wilhelmsburg, sitzt Erhan Kurt in der "Kleinen Pause", einem Türken-Imbiss am Marktplatz, inzwischen ein Treffpunkt für arbeitssuchende Bulgaren. Kurt trinkt Tee, ihm gegenüber der Nachbar. Kurt erzählt jetzt von seinem Start in Deutschland. Kurt erzählt, wie er auf Baustellen arbeitete, Döner-Buden putzte und ganze Wohnungen leer räumte für zehn Euro. Sein Schlafplatz war die Rückbank. Zahnbürste im Kofferraum, Plastikflasche statt Wasserhahn, das Kopfsteinpflaster war sein Spuckbecken.

Für Erhan Kurt begann der Aufstieg im Kellerverschlag eines kurdischen Vermieters. Roter Backstein, acht Kellerräume, zehn Quadratmeter, vier Personen pro Raum, 150 Euro für eine Matratze. Thunfisch aus Konserven, Kakerlaken am Eingang. Essensvorrat in Discounter-Tüten. Ausschlag am Hinterkopf. Seine nächste deutsche

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Station wurde die Wohnung eines Hartz-IV-Empfängers. Der Mann zog zu seiner Mutter, bekam für seine Wohnung weiter Geld vom Amt und von Kurt jeden Monat 600 Euro Miete. "Überall wurde ich verarscht", sagt er, "wie alle Bulgaren", aber er habe gekämpft. "Ich bin ein Löwe", sagt er.

Erhan Kurt krempelt sein Poloshirt hoch und zeigt seinen rechten Oberarm. Er hat sich einen Löwen tätowieren lassen, darunter das Wort "Nike". Nike ist seine Lieblingsmarke. "Auch mit nackter Haut bin ich etwas wert, verstehst du?", sagt er. Die Tinte in seiner Haut ist zehn Jahre alt. Er hat sich das Tattoo stechen lassen, als er sich noch keine Shirts von Nike kaufen konnte.

Bei seiner Ankunft in Deutschland war Kurt 24 Jahre alt, er wog 60 Kilogramm, ein schwächlicher Mann. Seine Söhne hatte er im Dorf zurückgelassen, bei seiner Frau, sie sortierte Socken, 150 Euro im Monat. Kurt sagt, der Löwe habe noch geschlafen damals, tief geschlafen.

Zehn Stunden am Tag packte Erhan Kurt deutsches Müsli auf Paletten, sortierte Flaschen in Kisten. Er sei der Schnellste gewesen, immer, er wurde der Vorarbeiter der Bulgaren im Lager. Wenn die Chefs Probleme mit den Männern hatten, klärte Kurt die Lage, er führte sie gut, manchmal drohte er ihnen mit Schlägen, sie hatten Respekt.

Die Chefs hätten schnell sein Potenzial entdeckt, erzählt er, sie hätten ihm gesagt, du packst nicht mehr, du wirst Chef. Sie begleiteten ihn zum Amt. Erhan Kurt gründete eine Firma. "Erhan Logistik". Er wurde Subunternehmer. Die Chefs konnten die Verantwortung jetzt an Kurt abgeben. Ob die Männer im Lager ein Gewerbe angemeldet hatten, versichert waren, das war jetzt Kurts Problem. Seitdem hat er Stress. Aber er ist gern Chef.

Wer für ihn arbeiten will, wer einen Platz bekommt im Bus von Meco Gül, muss stark sein und willig. Gül nimmt auch Leute mit, die keinen Cent haben. Sie arbeiten dann bei Kurt, er zieht ihnen die Fahrtkosten vom Lohn ab. Wenn Kurt keine Aufträge hat, vermittelt er seine Leute an andere im Kiez, er kassiert dann die Pässe. Er gibt sie später nur gegen Geld wieder raus.

Erhan Kurt hat einen guten Namen in Hamburg-Wilhelmsburg. Er ist der Einzige, der Bulgaren auch kurzfristig liefern kann. Einmal steht er abends um halb

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

neun in einem Imbiss, sein Handy klingelt, ein neuer Auftrag geht ein: "Drei Männer, Kakao, heute Nacht, acht Stunden." Kurt wählt eine gespeicherte Nummer, 15 Minuten später holt er drei Männer mit seinem Kleinbus ab, sie fahren zum Hafen. Er dreht die Musik auf, weil er jetzt nicht mit ihnen reden will, sie nerven ihn, sagt er, er muss sich um alles kümmern.

"Sie sind zu dumm, allein kriegen sie nicht einmal den Weg zur Arbeit hin."

Sein Kleinbus spuckt die Männer aus, sie sollen Kakao auf Paletten packen, Kurt fährt zurück zum Imbiss, er wird sie später wieder abholen. Er kassiert zehn Euro die Stunde von den Auftraggebern und zahlt seinen Männern sechs. Wenn man ihn fragt, ob das faire Preise seien, sagt er: "Wir holen die Leute aus dem Dreck, wir geben ihnen Brot, lassen sie auf den Füßen stehen."

Kurt zahlt nicht viel, aber pünktlich. Er ist 24 Stunden am Tag erreichbar. Er braucht kein Büro, er findet das zu deutsch, diese Ordnung, ihm reicht das Wohnzimmer seiner Wohnung, Erdgeschoss, direkt am Marktplatz. Dort lebt er mit seiner Frau und seinen zwei Söhnen, zwölf und acht Jahre alt. Er hat sie 2011 nach Deutschland geholt, sie gehen in die Schule, sie sprechen Deutsch, spielen Fußball.

Auf dem Kacheltisch im Wohnzimmer liegen Umschläge, Kurt hat darauf in Druckbuchstaben die Namen der Arbeiter notiert, daneben die Zahl ihrer Stunden. Die Arbeiter müssen eine Quittung unterschreiben, sie sind, laut Papier, "selbstständige Unternehmer". Selbstständige, die kein Konto in Deutschland führen. Die nicht wissen, wie man Schichtzettel ausfüllt. Die darauf warten, dass Erhan Kurt ihre Arbeitsstunden in sein altes Nokia-Handy tippt und ihnen sagt, was sie bekommen.

Ein Vormittag im Frühjahr, ununterbrochen klingelt es an seiner Wohnungstür. Es ist Zahltag, und ständig kommen neue Fragen. Kurt erklärt einer Bulgarin, dass sie eine Versicherung brauche. "Ich bringe dich zur AOK, dann bekommst du eine Karte mit deinem Bild, ja? Wir haben einen Fuß in Deutschland, aber so geht das nicht weiter", sagt er. "Ihr müsst das deutsche System endlich kapieren, sonst gibt es keine Hilfe vom Staat."

Erhan Kurt fällt auf sein Sofa, er sagt, die Bulgaren, mit denen er sich rumschlägt, werden es nie schaffen. "Die können Europa nicht." Es gibt Tage, wie

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

diesen, da wird ihm das alles zu viel. Da sind ja auch noch die Briefe vom deutschen Finanzamt, das Amt will Geld, zu viel Geld, glaubt Kurt. Er hat jetzt einen Steuerberater engagiert, einen Türken.

Kurt gehört zu einer Türkisch sprechenden Minderheit in Bulgarien, Slivo Pole heißt in der Region auch "Türkendorf". Der Zuzug nach Wilhelmsburg funktioniert, weil die Türken den Bulgaren Arbeit und Wohnraum geben und von ihrer Arbeitslosigkeit profitieren. Seit die Bulgaren kommen, gibt es eine neue Rangordnung, oben die Türken, unten die Bulgaren. Das funktioniert, bundesweit.

Wenn man Erhan Kurt fragt, ob er nicht Deutsch lernen möchte, dann sagt er, er spreche Deutsch: "Danke schön. Bitte schön. Lager. Ja. Nein. Schlafen. Essen. Schicht." Später sagt er, keine Zeit für Deutsch, die Kinder sprechen doch.

Erhan brauchte auch gar kein Deutsch in Wilhelmsburg. Sein Arzt ist Türke. Seine Chefs sind Türken. Der Typ im Lebensmittelladen, der Zigarettenverkäufer, der Mann am Western-Union-Schalter, alles Türken. "Wozu soll ich Deutsch lernen?", fragt er. "Um mich mit den Pennern zu unterhalten?"

Er sagt, manchmal teste er die Deutschen, schmeiße eine leere Plastikflasche aus dem Fenster, und sofort hebe sie einer dieser Penner auf. Er versteht nicht, warum der deutsche Staat Menschen Geld schenkt, die nichts dafür tun. Eigentlich ist es ihm auch egal. Kurt hat sein Verhältnis zu Deutschland noch nicht richtig geklärt.

Kurt rechnet weiter, seine Frau bügelt, die Jungs daddeln auf der Playstation, entführen Polizeiautos und schießen sich den Weg frei. Auf dem Tisch steht Whisky. Zwölf Uhr auf der goldenen Koran-Uhr, die an einer lila gestrichenen Wand hängt.

Kurt schenkt ein. Wenn er an die Umsatzsteuer denkt, trinkt er. Wenn er an die nächste Schicht denkt, trinkt er. Auf seinem Smartphone läuft das Hochzeitsvideo seines Bruders. Seine Arbeiter sollen es sehen, es soll sie motivieren. In Slivo Pole stellt man Hochzeitsvideos gern ins Netz. Das Video von Kurts Bruder hat 29 Teile auf YouTube.

Das iPad klingelt. Über Skype fragt eine Frauenstimme: "Hast du das Geld geschickt?" "Ja, 150 Euro, per Western Union, wie immer." Kurt kaut auf seinen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nägeln, dreht das iPad ins Zimmer, die Frau und die Kinder winken der Tante, dann machen sie weiter, bügeln und daddeln. Ein bulgarisches Familientreffen.

Wenn Erhan Kurt eines Tages richtig viel Geld hat, will er wieder zu Hause leben, eine Farm gründen, diesmal eine richtige. Er will dann einfach nur dasitzen und Kaffee und Whisky trinken, grillen und Shisha rauchen, wieder Hasen jagen. Er mag es, wenn andere für ihn arbeiten. Er will dann wieder Pitbulls züchten und sie gegeneinander kämpfen lassen; die Dorfbewohner sollen wetten, auf seine Hunde, wie früher. "Aber erst mal bleiben wir, die Geschäfte laufen", sagt Kurt.

Er setzt sich in seinen Kleinbus, er raucht und hört Bulgarenpop. Er biegt ab, in den Vogelhüttendeich, an der Straßenecke hält er einen Umschlag aus dem Fenster. Eine Frau in Jogginghose steht am Straßenrand, greift den Umschlag. Es ist die letzte Lohnzahlung für heute.

Ein paar Stunden später sitzt Erhan Kurt an einem runden Tisch und trinkt. Neben ihm sitzt sein Freund Mucettin, der am Vormittag angereist ist. Mucettin ist ein bekannter Sänger in Bulgarien. Heute gibt er sein erstes Konzert in Wilhelmsburg.

Sie haben einen türkischen Hochzeitssaal gemietet, tausend Menschen passen rein. Weiße Tischdecken, weiße Stühle, lila und grün leuchtet es von der Bühne. Vier Tschetschenen bewachen die Tür. Mucettin sagt, er habe sein Dorf sehr vermisst, seine Freunde, seine Nachbarn. Er sagt: "In Bulgarien gebe ich keine Konzerte mehr, sie sind ja alle hier."

Er nimmt das Mikrofon in die Hand und begrüßt seine Dorfgemeinde, sie klatschen, sie pfeifen, Erhan Kurt wirft Geldscheine auf seinen Freund. Kurt tanzt. Neben ihm seine Frau, sein Bruder, sein Nachbar, die Cousins. Sie halten sich die Hände, drehen sich im Kreis. Erhan Kurt ist zufrieden, 15 Euro Eintritt, für ein wenig Heimat, es ist ein gutes Dorffest, in Hamburg-Wilhelmsburg.

Er ist umgeben von Türken. "Wozu soll ich Deutsch lernen? Um mich mit den Pennern zu unterhalten?"

Rico

11 Jahre, 7 Monate, 5 Tage. Ein Kind nimmt sich das Leben.

Von Erwin Koch, WELT am SONNTAG, 24.11.2013

Barfuß geht Rico ins Zimmer der Eltern und legt sich zwischen Simon und Simone, Rico ist elf, bester Schüler der sechsten Klasse, der Vater stammt aus dem Tal, die Mutter aus Deutschland, zwei Ärzte, gemeinsam führen sie die einzige Praxis in einem Schweizer Dorf, 1600 Meter über dem Meer, jeden Morgen legte er sich zwischen uns und begann zu kuscheln, zu plappern, zehn Minuten lang, ein fröhliches Kind, ein lustiger Bub war Rico, liebenswert und klug, klein, hübsch, ein bisschen frech vielleicht oder laut.

Aber Probleme machte er uns nie, sagt der Vater, Simon.

Das machte er nicht, sagt die Mutter, Simone, und fährt sich durchs blonde Haar.

Rico fragt, was riecht hier so komisch? Der Papa habe nachts erbrochen, sagt die Mutter, Papa habe Migräne und bleibe heute wohl im Bett, sei leise.

Montag, 4. Oktober 2010, Föhn.

Rico, wie jeden Morgen, geht aus dem Zimmer der Eltern, vielleicht summt er oder sang er, wie er so oft summt oder sang, traurig war er eigentlich selten, der Rico, und war er es doch, dann, soweit wir sahen, nie lange, ständig war er beschäftigt, er las viel, am liebsten Fantasy, "Das Lied von Eis und Feuer", "Judassohn", "Drachenkaiser", das letzte Buch, das er las, hieß "Die Zwerge", da retten am Schluss die Toten die Lebenden, allerdings fand dann die Polizei in der Schule unter seinem Pult ein Buch, das Elena gehörte, ein Mädchenbuch, Liebe... total verrückt, vielleicht wollte er wissen, wie Mädchen sind, wie sie denken und fühlen, und der Rico liebte die Witze von Otto, er hörte Musik von Rammstein, von Sido, Lordi, Tokio Hotel,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Rico fuhr Ski und Snowboard, im Winter zuvor gewann er gar zwei Rennen, und Rico spielte Fußball, er fuhr Rad, Langeweile, glaube ich, kannte der Rico nicht.

Er geht vorbei an der Tür der Schwestern, Anna und Elena, 15 und 14, die während der Woche im Tal leben, Gymnasiastinnen in B., Rico steht jetzt in der Küche und deckt den Tisch, Mama isst kein Weizenbrot, Mama hat eine Allergie.

Sie setzt sich zu ihm, Ricos Traumfänger, den er einst bastelte, ein Strauß weißer Federn, hängt unter der Decke, ein großes Foto an der Wand, das ihn mit seinen Schwestern zeigt, Anna und Elena, kleine Kinder, lachend vor Glück, Zahnlücken.

Simone ist Präsidentin der Schulkommission, heute Abend sei Sitzung, sagt sie, an der auch Ricos Lehrer teilnehme, eine schwierige Sache, kann sein, Rico, dass dein Lehrer heute angespannt ist, sei nett zu ihm.

Rico isst sein Brot, die Konfitüre der Großmutter, Himbeere oder Erdbeere, Hauptsache rot, vor den Fenstern wird es endlich hell, ich weiß nicht mehr, was wir noch gackerten an jenem Morgen, ich weiß es nicht, sagt die Mutter und fährt sich übers Gesicht, ich möchte, ich wüsste es.

Rico war schlau, sagt die ältere Schwester, Anna.

Ein Charmeur, sagt Elena.

Und stur, sagt der Vater.

Stimmt, stur konnte der sein, einmal schenkten wir ihm zu Weihnachten ein Lego-Auto, einen weißen Sportwagen, und als es Rico nicht sofort gelang, das Ding zusammenzubauen, wurde er zornig und beschloss, der Firma Lego einen bösen Brief zu schreiben, den Fehler, den er beging, suchte er nicht bei sich.

Und verlieren konnte er schlecht, sagt Anna.

Er hatte lange Wimpern.

Einmal behauptete er tagelang, die Kindergärtnerin stamme aus Lappland, nur weil sie mit den Kindern ein Lied aus Lappland gesungen hatte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Einmal spielten wir Mund auf, Augen zu, da steckten wir ihm eine kleine Tomate in den Mund, und Rico heulte auf, weil er Tomaten so gar nicht liebte.

Weil er so klein war, aber so klug tat, nannten wir ihn manchmal Erbsli, Erbschen - das mochte er nicht.

Physiker wollte er werden.

Was soll eigentlich dieser Text?, flüstert Anna, drei Jahre nach Ricos Tod.

Rico war ein normales Kind, sagt Anna.

Jetzt verlässt er das Haus, das am Hang steht, es ist kurz vor acht, Rico läuft, die Schultasche am Rücken, hinunter zum Dorfplatz, wo Schule und Kirche sind, hundert Meter nur, er setzt sich an sein Pult, heute Vormittag, sagt der Lehrer, werde man, was die sechste Klasse jeden Herbst tue, die kleinen Kapellen rund ums Dorf winterfest machen, das einzige Fenster jeder Kapelle mit Plexiglas schließen, um die Heiligen, die darin stünden, vor dem Schnee zu schützen - aber zuvor verlange er noch einen Test in Singen, jedes Kind singe ihm ein Lied seiner Wahl, da sang der Rico das Lied, das Simons Geschwister an unserer Hochzeit gesungen hatten, ein Lied, das hier alle kennen, Gute Freunde kann niemand trennen, gute Freunde sind nie allein, weil sie eines im Leben können, füreinander da zu sein.

Dieses Lied, sagt der Vater, wünschten wir auch zu Ricos Taufe.

Er konnte sehr früh sprechen, der Rico, sagte uns einmal eine Logopädin, begriff sehr früh das Wort Ich.

Bevor er ging, mit elf, las er die gleichen Bücher wie ich, vier Jahre älter als er, sagt Anna.

Ich glaube, sagt Elena, es war für Rico nicht leicht, als ich das Haus verließ, um während der Woche wie Anna bereits, im Tal zu sein, nun war er allein mit Mama und Papa, unser Prinzchen, ohne seine Schwestern.

Prinzchen!, sagt Anna und dreht das Gesicht zur Tür.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Als Elena, wenige Wochen vor Ricos Entscheid, ins Tal zog, weil es nur dort ein Gymnasium gibt, reichte sie ihm einen Zettel, darauf die Nummer ihres Handys, HAST DU SORGEN ODER KUMMER, DANN WÄHLE DIESE NUMMER.

Den klebte er in seinem Zimmer übers Pult, sagt Elena, die Jüngere.

Die Klasse zieht von Kapelle zu Kapelle, 4. Oktober 2010, Vormittag, Rico und Noemi halten sich an der Hand, aber das erfuhren wir erst später.

Ich wusste nicht, dass er ein Mädchen hatte, sagt der Vater am Tisch in seiner Küche, an der Wand ein hölzernes Kreuz, Kerzen auf dem Sims, Brillen, Schreibzeug, Medikamente.

Ich wusste es, sagt Elena, sie nannten sich Pandabärchen und Honigbärchen, PB und HB.

Diese Noemi mochte er schon im Kindergarten, als sie noch einen Kopf größer war als er, und als ich Rico, da war er vielleicht in der dritten Klasse, einmal fragte, ob er Noemi noch immer liebe, sagte er: Aber, Mama, kennst du mich denn so schlecht?, ich bin doch ein Treuer.

Vielleicht war ich einst wie er, während meiner ganzen Schulzeit schwärmte ich für das gleiche Mädchen und wagte nicht, es anzusprechen.

Stimmt, ein Schneller warst du nie, lacht die Mutter.

Simon legt seine Hand auf ihre.

Einmal schenkte er mir, da hatte er eben erst schreiben gelernt, einen Gutschein, FÜR PAPA, GUTSCHEIN FÜR ALLES, RICO, manchmal, als er älter war, drohte ich ihm damit zum Spaß, he, Rico, der Gutschein, der kommt dich irgendwann teuer zu stehen.

Ich gab ihm meine schönste Kette mit, sagt die Jüngere, er freute sich, wenn ich sie trug, eine Kette mit kleinen und großen Herzen.

Vielleicht hätten wir besser aufpassen sollen, was er las, was er hörte.

Mama!, sagt Anna.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mama, wer achtet schon auf die Texte der Lieder, die man hört, Mama, bitte!, schimpft Elena, fang nicht damit wieder an.

Manchmal, wenn ich nachts noch in sein Zimmer ging, sagt der Vater, stellte Rico sich schlafend, im Ohr einen Stöpsel, ein Hörbuch, irgendetwas von Markus Heitz, von Robert Muchamore, Ken Follett oder Anthony Horowitz.

Anna lacht.

Er war ein normales Kind, sagt Elena, vielleicht verwöhnt von uns allen, von euch, von uns, ein Prinzchen halt.

Aber deswegen -

Oft saß er in seinem Zimmer auf dem blauen Sack, schaute zur Decke und war glücklich.

Blau, sagt Anna, war seine liebste Farbe.

Blau war das T-Shirt, das ich ihm zu seiner letzten Weihnacht schenkte, Marke Quiksilver, sagt Elena.

Seine Augen waren blau, sagt die Mutter.

Auch sein Sarg.

Der Vater, heiser und leise: Er war ein Kind, das keine Probleme machte.

Kurz vor zwölf kommt Rico zurück ins Haus am Hang, Kährweg 12, und schmeißt die Schultasche weg, Rico setzt sich an den Platz am Tisch, wo er immer sitzt, und wartet, bis die Mutter aus der Praxis kommt, er fragt, wo ist denn der Papa? Aber das weißt du doch, sagt die Mutter, Papa ist im Bett, seine Migräne. Die Haushaltshelferin trägt Shrimps auf, Ricos liebstes Essen, asiatisch, mit viel Knoblauch, und als dann einige übrig waren, sagte ich, die bekommt der Papa, falls er etwas essen mag! Da sagte Rico, nein, die esse ich am Abend, das sind meine liebsten, ich weiß nicht mehr, was wir an jenem Mittag sprachen, nichts Besonderes wahrscheinlich, es war Alltag, alles selbstverständlich, die letzte Woche vor den Ferien im Herbst 2010, 4. Oktober.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Seither habe ich zwei Leben, eines vorher, eines nachher, sagt der Vater.

Rico läuft wieder hinab zum Schulhaus, setzt sich wieder in die Klasse, 13 Uhr 15, die Mutter steht in der Praxis, der Vater schläft, die Aufsätze, die Rico schrieb, die waren krass, sagt Elena, manchmal schrieb er von Monstern und Yetis, einmal hieß das Thema "Wenn ich Millionär wäre", und Rico, sagt die Mutter, schrieb nicht von schnellen teuren Autos, er würde, schrieb er, zuerst den Lehrer bestechen, um nicht mehr in die Schule zu müssen, er würde sich das neueste Fahrrad kaufen, dafür aber, für Lehrer und Fahrrad, nicht mehr als zwanzigtausend Franken ausgeben, dann würde er sich einen Aufzug bauen, achthunderttausend Franken teuer, der von seinem Zimmer direkt in eine Lagerhalle führe, die gefüllt sei mit allen Sorten Kartoffelchips der Marke Zweifel, und mit dem, was dann noch übrig bliebe, würde er Aktien kaufen, Aktien von Swisscom und Nestlé.

So war der Rico, sagt Anna.

Wo sind eigentlich seine Aufsätze?, fragt jetzt der Vater, alle seine Zeichnungen?

Ein Kinderpsychiater hat die später gelesen und geprüft, Rico war nicht depressiv, sagt die Mutter.

Keine Spur.

Wäre er es gewesen, hätten wir es gemerkt, sagt Anna.

Rico war ein Strahlemann.

Als er klein war, biss und kratzte er.

In der Schule, so erzählte uns einmal der Lehrer, sagte Rico ständig, ich weiß! Ich weiß, ich weiß, ich weiß. Da drohte ihm der Lehrer, wenn du noch einmal sagst, ich weiß, dann setzt es etwas. Und Rico sagte, ich weiß.

Manchmal redete er wie ein Fünfzehnjähriger.

Einmal lag ich hier auf dem Sofa, vielleicht drei Wochen, bevor er ging, und er tappte ihn schon wieder, dass er in bloßen Socken durch die Wohnung rannte. Abgemacht war, dass er Hausschuhe trägt. Und dass er jedes Mal, wenn er dagegen verstößt, zwanzig Rappen in ein Sparschwein steckt. He, Rico, du trägst keine

Hausschuhe, macht zwanzig Rappen! Er schrie, Papa, von dort, wo du liegst, kannst du gar nicht sehen, ob ich Hausschuhe trage oder nicht. Ich sagte, aber hören kann ich es. Da sagte Rico, Hören gilt nicht, von Hören haben wir nie gesprochen, nur von Sehen.

Da wurdest du ziemlich böse, sagt die Mutter.

Da wurde ich böse.

Es ist 15 Uhr, eine Viertelstunde Pause, die Kinder rennen auf den Dorfplatz und lärmern und spielen, hier macht Noemi Schluss mit Rico, 4. Oktober, Minuten später fragt er Sabina, ob sie mit ihm gehe, das Mädchen lacht und nickt, aber was genau geschah und weshalb, wissen wir nicht, vielleicht wurde Rico zornig, als ein Dritter mit seiner Noemi sprach oder flirtete, Rico muss irgendetwas gesagt haben, was das Mädchen traf, wir wissen nicht, was genau geschah.

Vielleicht, sagt der Vater, brachte er sich in eine Lage, die ihn überforderte. Denn die, die er wollte und liebte, hatte er nicht mehr, dafür aber eine, die er eigentlich nicht wollte, ihn aber freudig liebte.

Vielleicht, sagt Anna und spielt mit ihrem langen blonden Haar.

Aber das wussten wir damals noch nicht, weint die Mutter.

Um 16 Uhr ist die Schule aus, Rico kauft in der Bäckerei ein Brötchen und kommt nach Hause, stumm setzt er sich an den Tisch in der Küche und packt seine Schulsachen aus, drei Prüfungen, die er heute vom Lehrer zurückbekam, Mathematik, Deutsch, Französisch, nur gute Noten, der Lehrer habe ihm aufgetragen, murrte Rico, der Aushilfslehrerin, die nach den Ferien die Klasse übernehme, den Stand im Fach Mathematik zu erklären. Wo ist das Problem?, fragt die Mutter, die neben ihm sitzt.

Um fünf, sagt sie, habe ich Gitarrenunterricht, um sechs dann die Sitzung mit der Schulkommission.

Darf ich, fragt Rico, draußen mit dem Fahrrad ein paar Kunststücke üben?

Seine letzten Worte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Darf ich draußen mit dem Fahrrad ein paar Kunststücke üben?

Klar, sagte ich.

Rico geht in sein Zimmer, schließt die Tür, die Mutter legt ihm, bevor sie das Haus verlässt, eine Kinderschokolade auf den Tisch, er sitzt in seinem Zimmer -

Liebe Mum

Du warst die allerbeste Mutter die ich je hatte. Du hast immer für mich gesorgt mich verwöhnt und hast mich beschützt wen irgendetwas mich nicht mehr akzeptiert hat. Es tut mir Leid das ich dir damit weh tue. Doch bitte verzeih mir. dein lieber Sohn.

P.S. Ich möchte dass ich im Quiksilver T-Shirt begraben werde.

Lieber Papa

Du warst der beste Vater den Man sich hätte wünschen können. Auch wenn ich als kleiner Junge gedacht habe du liebtest mich nicht. Weiss ich jetzt dass du mich immer sehr geliebt hast. dein Sohn der dich immer lieben wird

Meine Schwestern

Ihr seid die besten Schwestern die man sich denken kann weil ihr mich gegen jeden und alles verteidigt habt und falls ich mal traurig war habt ihr mir Ratschläge gegeben dass ich bald wieder glücklich war euer euch liebender bruder

Meine Wünsche

Ich will dass alles Geld das ich habe meiner Klasse gegeben wird.

Ich will dass die ganze Schule an meine Beerdigung kommt.

Ich will, dass ich in T. begraben werde.

Allen Menschen die ich kannte will ich danken dass sie mich begleiteten auf meinem Weg

Ich weiß nicht, ob Rico, als er dann ging, Tschau sagte, sagt der Vater, ich lag im Wohnzimmer, noch immer unbrauchbar, das Handy ausgeschaltet, obwohl ich

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

eigentlich Dienst hatte, ich lag auf dem Sofa vor dem Fernseher, eine Salzkarawane in Äthiopien.

Ricos letzte SMS, sagt Elena.

Stimmt, flüstert der Vater, Facharzt FMH für Innere Medizin, und blättert in seinen Papieren.

Wochen nach Ricos Tod brachte die Polizei eine Liste der SMS, die von Ricos Handy gesendet und empfangen worden waren. For my PB, Pandabärchen, sleep happy und träum süß, acht Tage vor seinem Tod. Hey PB träum süß und schlaf schön, lieb dich so fest HB, Honigbärchen, sieben Tage vor seinem Tod. Und dann, 4. Oktober 2010, 16:25:08, Noemi ich weiss das ich dir sehr weh tat aber ich entschuldige mich weil es mir leid tut du musst mich nicht lieben aber ich will nicht dass du mich hasst ich liebe dich Rico.

Und hier, sagt der Vater am Tisch in der Küche, Noemis Antwort, 17:29:38, nein ich hasse dich nicht das hat ja niemand gesagt :) wir können trotzdem gute Kollegen bleiben.

Als sie das schrieb, sagt Elena, war Rico bereits tot.

Er zieht die rote Jacke an, verlässt das Haus am Hang, steigt auf das rote Rad, das einst Elena gehörte, ein Mountainbike KID 24 TSX, Rico fährt durch die engen Gassen des Dorfes, ein Freund hält ihn auf und fragt, ob er heute nicht zum Training komme, Rico sagt, nein, er habe Kopfschmerzen, er fährt auf die hohe Brücke, die über die Schlucht führt, stellt das Rad ab, legt sein Handy auf die Brüstung, 17 Uhr 25, und springt ohne Schrei.

Wir wissen nichts, weint der Vater.

Wäre Rico krank gewesen oder hätte Rico einen Unfall gehabt, sein Tod wäre aus einer gewissen Logik erfolgt, aber so -

Eine Frau sieht ihn fallen, einen roten Schatten, sie läuft zum Kiosk bei der Post und meldet, was sie sah, zwei Männer des Rettungsdienstes steigen in die Schlucht, Bergführer aus dem Dorf, und bieten den Arzt auf, der krank auf seinem Sofa liegt,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

unerreichbar. Polizisten fahren zur Brücke und finden Ricos Rad, sein Handy, sie lesen die Nummern, die darin gespeichert sind, ein Helikopter knattert über der Brücke, ein langes Seil daran, ich wunderte mich, dass um diese Zeit noch ein Helikopter flog, sagt der Vater, ich dachte, vielleicht bringt der, weil es bald Winter ist, letzte Teile für die Schneekanonen, und dann kamst du, Simone, aus dem Gitarrenunterricht, fragtest mich, wo Rico sei.

Im Fußballtraining.

Ich ging dann zur Sitzung der Schulkommission, sagt die Mutter, es war bereits dunkel, ich weiß nicht mehr, wie lange die Sitzung dauerte, anderthalb Stunden oder zwei, und kaum war sie zu Ende, erhielt der Schulleiter, der dabei war, einen Anruf der Polizei, ein Jugendlicher sei von der Brücke gesprungen, ein Jugendlicher. Und ich, arglos, wählte sofort unsere Nummer zu Hause, die private, die kaum jemand kennt, wollte Simon warnen, dass es heute wohl noch Arbeit gäbe, du nahmst ab und sagtest mit einer Stimme, die ich zuvor nie gehört hatte, Simone, komm, Simone, komm.

Möchte jemand Kaffee?, fragt Anna.

Vielleicht haben wir ihn ein Jahr zu früh in die Schule geschickt, vielleicht zog es ihn deshalb immer zu den Großen.

Vielleicht! Vielleicht! Mama, hör auf damit!, schimpft Elena.

Es regnet. Kurz vor zwanzig Uhr läuten drei Polizisten am Kährweg 12, der Vater geht hinab in die Praxis, öffnet die Tür und lässt sie ins Haus, guten Abend, Simon. Sie fragen, wo Rico sei. Im Fußballtraining. Ist das sein Handy? Das könnte seins sein. Simon, tippe bitte den Code ein. Der Vater trifft die Tasten nicht. Hat Rico ein rotes Fahrrad? Er hat ein braunes. Sie zeigen ein Foto. Kennst du dieses Rad? Das gehörte einst Elena. Was hatte er an, als er das Haus verließ? Wahrscheinlich seine rote Kapuzenjacke, die er ständig trägt. Jetzt zeigen sie ihm das Bild der Leiche, dann riefst du an, Simone, und wolltest mir sagen, es sei jemand von der Brücke gesprungen.

Sie steigen in den ersten Stock, Simon und Simone und drei Polizisten, gehen in Ricos Zimmer, sehen sein Hochbett, sein Büchergestell, sein Pult, den blauen Sitzsack,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

auf dem er oft saß, glücklich mit der Welt, einer bückt sich zu einem alten Heft, öffnet es, eine Kinderschokolade steckt zwischen den Seiten, liebe Mum, Du warst die allerbeste Mutter die ich je hatte, lieber Papa, du warst der beste Vater den Man sich hätte wünschen können, zum Glück haben wir diese Briefe, ohne sie wäre die Schuld, die wir uns geben, ob wir wollen oder nicht, noch schwerer.

Einmal sagte er zu mir, Mama, hör mal dieses Lied, hör mal dieses Lied, aber ich hörte kaum hin, ich war beschäftigt, das Lied, das er hörte, immer wieder, hieß Mama, mach die Augen auf.

Aber das hat nichts mit dir zu tun, Mama.

Trotzdem, sagt die Mutter.

Simon und Simone sitzen auf ihrem Bett und weinen, Simone schluchzt, wie sagen wir es den Mädchen? Wie sagen wir es bloß den Mädchen? Jemand läutet an der Tür, der junge Pfarrer, es läutet an der Tür, der Lehrer, dann eine Freundin, sie sitzen in der Küche unter Kreuz und Traumfänger, die Mutter sagt, wieso er? Wieso wir? Glauben wir denn nicht an Gott? Sie schluchzt, Rico und Selbstmord, das passt nicht zusammen, Rico hatte einen Grund, irgendeinen Grund hatte er bestimmt, vielleicht ist er aus Angst gesprungen oder aus Scham oder aus Verzweiflung, vielleicht hat ihn jemand bedroht oder bedrängt oder belästigt, vielleicht tat ihm jemand Böses an, Schreckliches, irgendetwas. Dann schellt das Telefon, Anna, ob es wahr sei, Papa, ist es wahr?

Elena und ich waren an jenem Montag nicht hier, sagt Anna und spielt mit ihrem langen blonden Haar, wir waren, wie immer während der Woche, unten im Internat, ich saß in meinem Zimmer, tat nichts, da rief eine Freundin an, eine Freundin hier aus dem Dorf, sie fragte, ob wahr sei, was man erzähle. Dass Rico von der Brücke gesprungen sei.

Anna, weint der Vater, wir kommen runter, wir kommen zu euch, wir kommen sofort. Papa, was ist mit Rico? Sag mir, was los ist! Anna, wir kommen gleich runter.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dann klopfte es, weint Elena drei Jahre nach Ricos Tod, an meine Tür, ich erschrak, dachte, es sei vielleicht die Erzieherin, ich war still und lauschte, hörte jemanden wimmern, ich öffnete, Anna stand vor mir, meine große Schwester, ich weiß nicht mehr, was dann geschah, irgendwann lag ich auf dem Boden und schrie, Anna nahm mich in die Arme, sie sagte, sie wisse nicht genau, was mit Rico sei, Mama und Papa kämen bald ins Tal, es kam mir vor wie eine Ewigkeit, bis sie kamen, es war Nacht, der Regen schlug ans Fenster, ich hatte Angst, ich fror, Anna legte mich dann in mein Bett, Freundinnen kamen, auch eine Nonne, wir beteten und hofften, dass Rico noch lebte, dass er nicht tot sei, noch lebte oder so, nur ein Unfall, ein doofer Unfall, aber dann kamen Mama und Papa, ich hörte sie kommen, Mama schrie, Papa weinte, wie ich ihn noch nie hatte weinen sehen, und Mama sagte, unser Rico ist tot.

Zu viert fahren sie nach T., wo Simons Eltern leben, sie setzen sich in die alte Küche und weinen und reden, jemand kocht Tee, Kerzen brennen, Verwandte kommen, Onkel, Tanten, Cousins, und die Mutter erzählt von Ricos letzten Briefen, Elena von Ricos Geheimnis, dass er seit zwei Wochen eine Freundin hatte, zwei Wochen zuvor hatte der Rico versucht, mich anzurufen, fünf Mal in einer halben Stunde, es war Abend, Studienzeit, um Viertel nach acht rief ich endlich zurück und fragte, was denn los sei. Rico lachte nur, er lachte ganz hell, ganz laut. Dann sagte er, Noemi und er seien endlich ein Paar. Seit wann?, fragte ich. Seit heute! Hast du sie schon geküsst? Ja, klar. So richtig mit der Zunge? Nein, aber direkt auf den Mund, volle zwanzig Sekunden lang.

Nach seinem Tod, sagt der Vater, erfuhr ich erst, dass der Rico ein Mädchen hatte.

Bis dahin hatte ich geglaubt, ich wüsste von meinen Kindern alles, weil sie in mir geworden waren, gewachsen, aus mir geboren.

Zu viert legen sie sich in das größte Zimmer des Hauses, Simon und Simone in Betten, Anna und Elena auf Matratzen, 4. Oktober 2010, Mitternacht, sie schlucken Temesta, schlafen irgendwann ein.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zweimal habe ich bisher von ihm geträumt, einmal saßen wir im Auto, Simon neben mir und Rico hinten, wir fahren und wissen, dass nun ein Unfall geschieht, dass Rico sterben wird, wir fahren und können nicht bremsen, und Rico stirbt, doch dann liegen wir im Bett, Simon und ich, ein neues Kind zwischen uns, eines mit langen blonden Locken, und Rico steht daneben und lächelt.

Und dein zweiter Traum?, fragt Anna.

Da beschimpfe ich ihn, weil er euch, seinen Schwestern, so sehr wehgetan hat, ihr könnt ja nichts dafür.

Niemand kann etwas dafür, sagt Elena.

Am nächsten Morgen, 5. Oktober 2010, fahren sie ins Bestattungsinstitut, die Eltern vorn, die Mädchen hinten, Rico, bis zum Hals mit weißem Leinen bedeckt, liegt auf einer Bahre, dann reisen sie hinauf in ihr Dorf, Kährweg 12, Elena isst nicht, trinkt nicht, sie rennt in Ricos Zimmer und legt sich in sein Bett, reibt sich an Ricos Tüchern, dann schreibt sie auf, um nicht zu vergessen, wir waren im Bestattungsinstitut, zuerst warteten wir vor der Tür, wir weinten vor der Tür, Anna, Mama, Papa, ich, wir gingen rein, mein kleiner Bruder sah aus wie immer, er schlief einfach nur, er war schön, ich küsste ihn auf die Stirn, ich schüttelte leicht seinen Kopf, Rico, Rico, wach auf!!!

Dann zwei Gedichte -

ich bin nur noch die hälfte eines ganzen

so wie ein glas ohne wasser oder

ein schrank mit nichts drin

wie eine schatulle die leer ist

Der Pfarrer sitzt am Tisch, Tränen in den Augen, der Lehrer, Freunde, der Vater und Anna setzen die Todesanzeige auf, versehen sie mit Ricos Bild, der strahlende Strolch, allen Menschen, die ich kannte, will ich danken, dass sie mich begleiteten auf meinem Weg, mit unendlicher Trauer, aber mit der Erinnerung an einen fröhlichen und liebevollen Jungen nehmen wir Abschied. Unser Engel ist uns davongeflogen. Er wird auf ewig in unseren Herzen weiterleben.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Unsere Liebe hat nicht gereicht, ihn zu halten, weint die Mutter.

Am späten Nachmittag reisen sie wieder ins Tal, Ricos blaues T-Shirt der Marke Quiksilver im Gepäck, sie fahren zum Bestattungsinstitut und reichen einem Mann das Leibchen, eine Hose, sie warten im Vorraum, bis Rico, gewaschen und gekämmt, im blauen Sarg liegt, die Hände auf dem Bauch, wie gern, sagt die Mutter, hätte ich seine Wunden gewaschen.

Nein!, sagt Anna.

Wieder fahren sie nach T. ins alte Haus von Simons Eltern, sie sitzen in der Küche, die Großmutter stumm, und Elena, um nicht zu vergessen, notiert, er sah so glücklich aus, ich rüttelte ihn, wach jetzt endlich auf, das ist nicht lustig!

Temesta für die Nacht.

Der 6. Oktober 2010, Mittwoch, ist Simons Geburtstag, er wird 47, Elena reicht ihm das Geschenk, das Rico am Samstag zuvor für Simon kaufte, ein Kissen, darauf der Spruch Wieder ein Jahr näher zur Rente!, am Samstag zuvor, zwei Tage vor seinem Tod, sagt die Mutter, kaufte Rico sein erstes Deo.

Von Axe, sagt Elena.

Wieder fahren sie zum Bestattungsinstitut, sitzen während Stunden am Sarg, wieder reisen sie hinauf in ihr Dorf unter den Gletschern, die Verwandten aus Deutschland kommen, Ricos Großeltern, Onkel, Tanten, Cousins, Anna, die Ältere, redet wenig, sie setzt sich an den Tisch und schreibt Ricos Lebenslauf, den sie morgen in der Kirche laut lesen wird, sie schreibt von Ricos Streichen, dass er die Zahnpastatube mit Wasser füllte, das Bett des Vaters mit Tüten voller Schnee, dass er wütend wurde, wenn ihm der Vater, um sich zu rächen, die Pyjamahose zuknotete, Rico, die Zeit, die wir mit dir hatten, war die richtige Zeit, wenn auch viel zu kurz, nur 11 Jahre, 7 Monate und 5 Tage lang hatten wir die Möglichkeit, dir zu zeigen, wie sehr wir dich lieben, 4260 Tage, 102 240 Stunden, 6 134 400 Sekunden.

Die Mutter zieht seine Tücher vom Bett und wäscht sie, ich tat es wie im Wahn, heute bereue ich das, heute habe ich nur noch ein T-Shirt von ihm, manchmal schnupperte ich daran, nach Rico riecht es längst nicht mehr.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Leiter des Kirchenchors bittet, das gewünschte Lied, Gute Freunde, morgen nicht singen zu müssen, aus Angst davor, dass die Sänger alle zu heulen begännen, Elena schreibt, herzliches Beileid! Immer herzliches Beileid, wie ich diesen Satz hasse! Ich wollte dann, sagt Elena, dass man in der Kirche Footprints in the sand spielt, I promise you, I'll always be there when your heart is filled with sorrow and despair, I'll carry you when you need a friend, you'll find my footprints in the sand.

Das war nicht sein Lieblingslied, sagt die Mutter.

Ist doch egal.

Er hörte ganz andere Sachen, Sido, Lordi, Bushido, vielleicht hätte ich besser aufpassen sollen, was für Musik er hört.

Mama!, schimpft Anna und steht auf.

Jetzt sind es drei Jahre her, sagt die Mutter und schweigt.

Der Bestatter bringt Rico ins Dorf, es ist Nachmittag, Rico liegt in der Aufbahrungshalle des kleinen Friedhofs von S., nach dem Totengebet in der Kirche Herz Jesu ziehen Hunderte von Menschen zum Sarg und sprengen Weihwasser aus, Gerüchte gehen, jemand habe Rico von der Brücke gestoßen, der Lehrer habe Rico geplatzt, gar nichts von dem ist wahr, sagt der Vater, es gibt keine Erklärung.

Der Kult um Sterben und Tod, der hier betrieben wird, sagt die Mutter, den kannte Rico sehr wohl.

Alle sollten ihn beweinen, sagt der Vater.

Die ganze Schule wollte er dabei.

Temesta für die Nacht.

Am Donnerstag, 7. Oktober 2010, 10 Uhr 30, ist der Beerdigungsgottesdienst, die Kirche voll, Ricos blauer Sarg, umgeben von Blumen und Kränzen, steht vor dem Altar, und Anna, ganz in Schwarz, liest den Lebenslauf, 4260 Tage, 102 240 Stunden, 6 134 400 Sekunden, Elena spricht ihre Gedichte, alle Schüler sind gekommen, das ganze Dorf, dann erklingt Gute Freunde ab CD, schließlich Footprints in the sand, ich

weiß kaum noch, was damals geschah, ich weiß es nicht mehr, sagt die Mutter, ich war irgendwer irgendwo, vielleicht nicht mehr ich.

Amnesie, sagt der Vater, auch bei mir.

Endlich sitzt das Dorf in der Turnhalle an langen Tischen, isst, wie es Brauch ist, Brotsuppe und Käse, trinkt Wasser und Wein, einige weinen, viele lachen, ohne diese Rituale, sagt der Vater, wäre man noch verlorener gewesen.

Das geht gar nicht, sagt Elena.

Wer nie verliebt war, weiß nicht, was Verliebtheit ist, wer nie trauerte, weiß nicht, was Trauer ist. Trauer ist eine Veränderung des Bewusstseins. Du entkommst ihr nicht, sie ist bei dir, mit dir, in dir, wo immer du bist, sie steckt in deinem Hirn, du erwachst am Morgen, stellst fest, dass du geschlafen hast, und schon ist sie da, bestimmt dein Wesen, dein Denken, Handeln, alles, was dich ausmacht. Du kannst kaum essen, kaum schlafen, kaum gehen, ich verlor in einem Monat acht Kilo an Gewicht. Der plötzliche Verlust so vieler Fähigkeiten, so vieler Möglichkeiten, der Verlust der Selbstverständlichkeit dessen, was einen umgibt, sagt der Vater, das hat mich fast aus der Bahn geworfen. Am Anfang suchte und fand ich Hilfe im Glauben, den meine Eltern mir beigebracht hatten, im Glauben, der hier herrscht, an einen guten und gerechten Gott. Und an einen irgendwie gearteten Himmel. Jetzt, drei Jahre danach, habe ich diesen Halt nicht mehr, diesen Trost. Ich glaube nicht mehr, dass ich Rico irgendwann wiedersehe.

Doch!, sagt die Mutter.

Simon legt seine Hand auf ihre.

Ein Auto bringt Rico ins Tal, wo die Großeltern leben, ich will, dass ich in T. begraben werde, es ist Donnerstagnachmittag, 7. Oktober 2010, der Vater legt Ricos Baseballkappe auf den blauen Sarg, Rosenblätter. Den GUTSCHEIN FÜR ALLES wirft er ins Grab.

Doch!, wir werden Rico wiedersehen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Und dann machten wir etwas ganz Mutiges, redet jetzt Elena, am Tag nach Ricos Beerdigung gingen wir in ein Reisebüro und sagten, wir wollten weg, vielleicht nach Rom oder Venedig, möglichst bald, am Montag flogen wir nach Budapest, Mama, Papa, Anna, ich, nur weg von hier.

Simon sitzt neben Simone, sie flüstert, eigentlich wäre es schön, nun abzustürzen, wir alle vier. Anna schüttelt den Kopf, dreht sich weg.

Simon und Simone, Anna und Elena wandern durch die Stadt Budapest, setzen sich in Cafés, sitzen abends auf ihren Betten und weinen, Simone beginnt ein Tagebuch, 13.10.10, ich weiß nicht, ob ich ins Dorf zurückkann, ich glaube, ich hasse die Menschen dort, die ihn ausgeschlossen haben, weil er anders war, zu klug, zu schön, zu arrogant, ich weiß nicht, ob ich noch Ärztin sein kann, eine Ärztin, die ihrem eigenen Sohn nicht hilft. Springt denn ein normales Kind aus Liebeskummer? Schreibt denn ein normales Kind solche Briefe?

14.10.10, die Sonne scheint, die Donau glitzert, ich möchte eine neue Chance.

Sie besuchen ein Konzert der Philharmonie Budapest, das Orchester spielt ein Stück, das von Abschied handelt, Haydns 45. Sinfonie, die Musiker gehen von der Bühne, einer nach dem andern, und lassen ihr Instrument zurück, ich will hier raus, sagt Simone, mir ist ganz schwindelig.

Simon füllt ein kleines blaues Heft, darauf, mit dickem schwarzem Stift, das Wort RICO, hätten wir die Wahl gehabt, dich nur für elf Jahre zu bekommen, wir hätten dich genommen.

War ich zu glücklich, zu stolz?

Zwei Wochen nach Ricos Tod, am Montag, 18. Oktober 2010, öffnen Simon und Simone die Praxis wieder, Kährweg 12, die Leute blieben weg oder wagten sich kaum zu uns, weil sie nicht wussten, wie uns zu begegnen, was sagst du einem, dessen Bub von der Brücke sprang?

Oder weil sie sich schämten, sagt die Mutter, mit einer Erkältung zu uns zu kommen.

Verständlicherweise, sagt Anna.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Regelmäßig fahren Simon und Simone ins Tal, setzen sich zu einem Psychiater in B., besuchen danach ihre Töchter im Internat, trinken Kaffee, möchten lachen.

Manchmal, sagt Elena, schämte ich mich, dass es mir wieder gut ging, ich dachte, es dürfe mir nicht mehr gut gehen, weil Rico ja tot ist.

Es war sein Entscheid.

Ich schämte mich, weil ich dachte, ich müsste nun mein Leben lang traurig sein. Bis ich merkte, dass Rico, wenn er noch lebte, das Gegenteil wollte.

Simon schreibt in sein blaues Heft, suchte Rico eine andere Dimension wie im Zwergenbuch, wo tote Zwerge die lebenden retten?

3.11.10, der Psychiater sprach mit Prof. F. aus Bern, dieser meint, dass Rico seine Gefühle ausgeschaltet hatte, als er ging, dass er nicht einmal tieftraurig war, als er den Entschluss fasste. Dass ihm die Endgültigkeit und Bedeutung seiner Entscheidung emotional nicht bewusst war, verstandesmäßig konnte er seine Tat wohl planen und ausführen. Eine verhängnisvolle Lücke zwischen geistiger und emotionaler Reife, zwischen Kopf und Bauch. Kann ich das glauben? Ja. Spricht dies frei von Schuld? Nein.

Lieber Rico, du hast mir Dinge beigebracht über mein Leben, die ich nicht wusste. Gerne hätte ich sie anders gelernt. Warte auf mich. Mama.

4.4.11, heute sind es sechs Monate her, seit du gesprungen bist.

22.4.12, warum spüre ich dich nicht?

Als Kind, sagt Anna, die Ältere, als Kind stellte ich mir vor, wie es wäre, tot zu sein, wie dann alle zu mir kämen und weinten. Rico, unser Prinzchen, besaß die Sperre nicht, die ihn davor bewahrte, eine Vorstellung wahr zu machen.

Vielleicht.

Niemand hat Schuld, sagt Elena.

Manchmal, wenn auf dem nahen Dorfplatz Kinder spielen, hört Simon Ricos Stimme.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Steht Simone in der Küche am Fenster, meidet sie den Blick zur Brücke, auf der sie seit drei Jahren nicht mehr stand.

Drei Jahre lang lässt sie Ricos Zimmer unberührt, dann räumt sie es, verschenkt seine vielen Bücher, behält nur wenig, die Gummischlange, mit denen er Eltern und Schwestern erschreckte, die große graue Maus aus Stoff, den weichen Fuchs - sein erstes Deo.

Traurig war er eigentlich selten, der Rico, und war er es doch, dann nie lange

Seither habe ich zwei Leben, eines vorher, eines nachher, sagt der Vater

Zum Glück haben wir diese Briefe, ohne Sie wäre die Schuld, die wir uns geben, noch schwerer

Springt denn ein normales Kind aus Liebeskummer? Schreibt denn ein normales Kind solche Briefe?

Wir, die Familie von Rico, konnten uns erst jetzt, drei Jahre nach Ricos Tod - und nach mehreren Anfragen von Erwin Koch - zu diesen Gesprächen aufrufen, emotional waren sie sehr aufwühlend, auslaugend, doch für uns als Familie war es sehr wertvoll, gemeinsam über Rico zu sprechen. Wir wissen um ähnliche Suizide von Kindern und Jugendlichen, die ohne Vorzeichen geschahen und eine traumatisierte Familie zurückließen. Insbesondere für diese Menschen soll Ricos Geschichte öffentlich sein.

Krieg im Frieden

Vier Soldaten zogen gemeinsam nach Afghanistan: Einer trainiert heute für die Paralympics. Einer schreibt Bücher. Einer ist Pazifist. Einer giert nach dem nächsten Kampf. Jetzt rückt die Bundeswehr ab – offen bleibt: Wie geht Deutschland mit seinen Veteranen um?

Von Henning Sußebach, DIE ZEIT, 20.03.2014

Auf der Autobahn 24, kurz hinter Wöbbelin, begegnet Johannes Clair dem Frieden. Er ist unterwegs von Hamburg nach Berlin, seit Stunden fällt Regen, Tropfen wandern die Scheiben entlang, und Clair setzt den Blinker, um einen Lastwagen zu überholen. Das Radio meldet Unruhen in der Ukraine, draußen lassen Windräder ihre Flügel kreisen, zieht nasses, sattes Land vorbei. Eben ist Wittenburg vom Display des Navigationsgeräts geglitten, jetzt verschwindet Hagenow. Nur Clairs Auto bleibt immer in der Bildmitte. Als sei es unverrückbar, unverwundbar.

Als Clair zum Laster aufgeschlossen hat, gibt er Gas. Die Tachonadel springt auf 160, auf dem Display macht sein Auto einen kleinen Satz. Drei Atemzüge lang sieht Clair dem fremden Wagen im Rückspiegel beim Schrumpfen zu. Dann ruft er mehr, als dass er sagt: "Ist schon ein Ding! Hier muss man keine Angst haben, dass es knallt."

Einhundert Jahre nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges und 75 Jahre nach Beginn des Zweiten sind in Deutschland wieder Geschichten über Kriegsheimkehrer zu erzählen. Vom Töten und vom Sterben. Vom Fortgehen und Wiederkommen. Vom Ringen um Selbstachtung und Anerkennung. Vom Glück, an einem Lastwagen vorbeizukommen. Vom Krieg im Frieden. Und von der Unsichtbarkeit all dessen.

Denn auf der Autobahn 24, kurz hinter Wöbbelin, ist ja nur ein schwarzer Ford zu sehen, am Lenkrad ein junger Jedermann in Kapuzenpulli, Jeans und Turnschuhen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Volles Haar und braune Augen. Der Stabsgefreite Clair, 28 Jahre alt, Fallschirmjäger, Präzisionsschütze, Heimkehrer aus Afghanistan.

Er selber nennt sich lieber "Veteran". Weil das die Menschen schreckt in einem Land, das seit Jahrzehnten nur den Frieden kennt. Dem es lange gelungen ist, das Leiden fernzuhalten – und sich fern von Leid.

Waren es nicht stets die Alten, die vom Krieg erzählten? Jetzt sind es die Jungen, die berichten. Die Frage ist, ob jemand sie hören will.

Johannes Clair, Jahrgang 1985. Tim Focken, Jahrgang 1984. Christian Haupt, Jahrgang 1987. Und "Muli", Jahrgang 1977, der seine Identität für sich behalten möchte.

Vier Soldaten, die in der Fallschirmjäger-Kaserne Seedorf, Niedersachsen, gemeinsam parieren, marschieren und schießen lernten. Vier junge Männer, die im Jahr 2010 nach Afghanistan aufbrachen und sich vorfreudig Kampf- und Kosenamen gaben: "Joe", "Timmy", "Jonny" und eben "Muli". Vier Kleinstadtkinder, die ohne klare politische Haltung loszogen, aber alle mit einer Überzeugung wiederkamen, wenn auch jeder mit einer anderen. Das Kämpfen führte sie zufällig zusammen und brachte sie später auseinander, weil jeder von ihnen andere Antworten auf zwei große Fragen fand: Was macht der Krieg aus einem Menschen? Und was macht der Mensch aus einem Krieg?

Einer ringt heute als Schriftsteller um Respekt. Einer will als Behindertensportler zu den Paralympics. Einer wirbt als Schauspieler für Frieden. Und einer zieht bald wieder in den Krieg.

Die Geschichte der vier, sie verdichtet sich dreieinhalb Jahre vor Clairs Autobahnfahrt nach Berlin, am Morgen des 31. Oktober 2010. Ganz zweifelsfrei rekonstruieren lässt sie sich nicht, weil Erzählungen von Kriegen stets voller Über- und Untertreibungen sind, oft vergiftet von Propaganda. Sicher ist aber: Soeben geht über Afghanistan die Sonne auf und flutet die Ebene von Char Darah mit Licht. Lehmfarbene Dörfer, schrundige Stoppelfelder, Bauern hinter Ochsenpflügen. Trockenes, ausgemergeltes Land. Auf "Höhe 432", einem etwa 20 Meter hohen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sandkegel, der schon Alexander dem Großen als Vorposten gedient haben soll, sammelt sich das Fallschirmjägerbataillon 313 der Bundeswehr.

Die Soldaten tragen Helme aus Kevlar und Splitterschutzwesten mit Keramikplatten, dazu Kampfanzüge in "Wüstentarn", den bleichen Farben des Weltkrisenherdes Mittlerer Osten. Witze werden gerissen, Zigaretten geraucht, Brillen geputzt. Zwischen Sandsäcken und Stacheldraht warten auch Johannes Clair, Christian Haupt und Muli, gepanzert wie Schildkröten. Dass Tim Focken an diesem Tag in ihren Reihen fehlt und, vollgepumpt mit Schmerzmitteln, nach Deutschland ausgeflogen wurde, versuchen die drei zu verdrängen. Sie sind bewaffnet mit dem Sturmgewehr G3, der Pistole P8 und dem Maschinengewehr MG4, dazu bepackt mit mehreren Tausend Schuss Munition. Sie ahnen nicht, dass das, was folgt, auf Wikipedia bald "die erste deutsche Offensive seit dem Zweiten Weltkrieg" heißen wird. Sie wissen nur: Char Darah, die Ebene zu ihren Füßen, ist in der Hand der Taliban. Feindesland.

Es ist sieben Uhr, als Christian Haupt noch einmal am Klappspaten an seinem Rucksack ruckelt, auch wenn die anderen ihn auslachen für seine Idee, so ein altmodisches Werkzeug mitzunehmen. Neben ihm steht Johannes Clair, der auf seinen Helm geschrieben hat: "We've come to kick some tail". Wir sind gekommen, um in ein paar Ärsche zu treten.

"Das mit dem Helm kann ich erklären", sagt Clair heute.

Die Recherche zu diesem Artikel begann im Winter mit Mails, Briefen und Telefonaten, auf die meist knappe oder gar keine Antworten folgten. Es brauchte ein wenig Zeit, um zu begreifen, dass schon darin eine Erkenntnis lag: Zwischen dem Land und seinen Soldaten herrscht Sprachlosigkeit. Nicht zufällig dieselbe, wie sie zwischen den sozialen Schichten existiert. Mit Hingabe debattieren Akademiker in diesen Wochen das genaue Maß der deutschen Kriegsschuld 1914 – aber eine militärische und menschliche Bilanz des Afghanistan-Einsatzes, der jetzt, 2014, nach dreizehn Jahren zu Ende geht und vor allem von Arbeiterkindern getragen wurde?

128.392 nach Afghanistan "entsandte Soldaten" sind bei der Bundeswehr verzeichnet. Das wäre eine Stadt, größer als Jena, Schwerin oder Koblenz. Doch wer versucht, aus dieser Menge einzelne Menschen zu gewinnen, landet meistens in

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dörfern, wo die Telefonvorwahlen länger als die eigentlichen Nummern sind und die Vorbehalte gegenüber Medien- und Meinungsmenschen groß. Auch Clair, Focken, Haupt und Muli hatten gefragt: Was soll so eine Reportage bringen? Ist ein Artikel denkbar, der ohne Kurt Tucholskys Satz "Soldaten sind Mörder" auskommt? Ohne vorschnelles Zeigefingerfuchteln?

Man kann das – friedensverwöhnt – nicht versprechen, aber versuchen. Also wagten sich die vier aus der Deckung und erzählten, wie es kam, dass sie in dieses Bataillon und diesen Krieg gerieten und drei von ihnen schließlich auf "Höhe 432", an diesen point of no return.

Alle berichteten etwas anderes, dennoch ergaben ihre Geschichten ein Muster: Anfangs ging es keinem von ihnen um "die große Politik", wie sie es nennen. Johannes Clair war vier, als in Berlin die Mauer fiel. Christian Haupt war 14, als sich in New York Flugzeuge ins World Trade Center bohrten. Tim Focken war 17, als Gerhard Schröder den Amerikanern daraufhin "uneingeschränkte Solidarität" zusicherte. Politik war Schulstoff, Hintergrundrauschen während der Handwerkerlehre. Abstraktes Welttheater. Nichts, weshalb es sich zu kämpfen lohnte.

Es war einfach so: Einer hatte einen Tyrannen zum Vater. Einer fühlte sich von seinem Chef ausgebeutet. Einer stand am Abgrund zur Arbeitslosigkeit. Einer wurde ein paarmal zu oft gehänselt. Beim Militär fingen sie alle wieder bei null an. Jeder in der gleichen Uniform, jeder gleich viel wert.

"Das war, als würde man einen Reset-Knopf drücken", sagt Christian Haupt. "Ich habe mein ganzes Selbstbewusstsein aus dem Militär bezogen."

Er war 23 damals, Hauptschüler, geboren in Eggesin am Stettiner Haff, kurz vor Polen. Heute verbringt er jede freie Minute an einer Schauspielschule bei Bonn und spricht in bildreichen Sätzen – doch das ist ein Vorgriff, denn Haupt steht ja gerade mit seinem Klappspaten auf "Höhe 432", zwischen Clair und Muli. Ihre Lebenslinien schneiden sich in einem Augenblick mit dem Weltgeschehen, als der Afghanistan-Einsatz keine "Friedensmission" mehr ist.

Im Oktober 2010 kontrolliert die Bundeswehr nur noch ein paar Quadratkilometer rund um ihr Feldlager in Kundus. Das Lager liegt auf einem Plateau

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

östlich der Char-Darah-Ebene, die "Höhe 432" westlich. Die beiden Punkte trennen knapp zehn Kilometer, dazwischen wartet der Tod: Heckenschützen, Straßenbomben, Selbstmordattentäter. Ein Jahr zuvor hat der Bundeswehroberst Georg Klein dort zwei entführte Tanklaster bombardieren lassen, weil er fürchtete, sie würden als rollende Bomben zurückkommen. Mindestens 91 Menschen starben, viele davon Zivilisten. Jetzt zeigt die "Feindlage"-Karte der Region riesige rote Flecken, No-go-Areas, die ineinanderfließen. Innerhalb eines Jahres zählte die Bundeswehr in ihrem Einsatzgebiet 558 "Sprengsatzzwischenfälle": ein bis zwei Bomben pro Tag, versteckt in Lastwagen, Müllsäcken und Tierkadavern. Erst vor wenigen Tagen war ein 26-jähriger Oberfeldwebel aus seinem Wagen geklettert, um einem vermeintlich verletzten Einheimischen am Straßenrand zu helfen. Da sprengte sich der Mann in die Luft.

Die Deutschen, hieß es immer, waren aufgebrochen, um Brunnen zu bohren und Schulen zu bauen. Jetzt wurden sie beschossen.

War es das wert? Wäre es besser, die Welt sich selbst zu überlassen? Oder müssten die Deutschen kriegerischer werden, um Frieden zu schaffen?

In ein paar Ärsche treten, wie Clair es nennt?

Als die Soldaten von "Höhe 432" hinabsteigen, hat in ihrer Heimat niemand Interesse an einer solchen Debatte. Der Streit um einen Bahnhof in Stuttgart ist gerade spannender.

Am Fuß des Hügels sammeln sich 390 Mann, Afghanen, Belgier, Deutsche. Ihr Auftrag: ein lang gezogenes, von Taliban kontrolliertes Dorf zu besetzen – Quatliam. Dort sollen sie aus großen Sandsäcken einen combat outpost errichten, einen Außenposten, um von da aus die Ebene zu überwachen.

Auf den abgeernteten Feldern sind die Soldaten weithin sichtbar. Jeder trägt zwei Morphinspritzen in der linken Oberschenkeltasche. In Deutschland hatten die Ausbilder ihnen geraten, ein Testament zu schreiben. Jetzt hält jeder acht Schritte Abstand zum Vordermann. Damit bei einer Explosion nicht zu viele sterben.

Kurz vor Berlin, bei Birkenwerder, fährt Johannes Clair von der Autobahn ab. Er hat in den letzten Jahren so manchen Lastwagen überholt und auch sonst viel getan,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

um sich im Frieden einzurichten, aber seine Hauptbeschäftigung ist der Krieg geblieben. Er hat ein 400 Seiten dickes Buch über den Kampf um Quatliam geschrieben, das Vier Tage im November heißt und sich mehr als 25.000-mal verkaufte, allerdings fast nur unter Soldaten. Das Buch schaffte es auf die Spiegel-Bestsellerliste, bekam aber keine einzige Besprechung in einer großen Zeitung.

"Dafür habe ich 125 Kundenrezensionen auf Amazon", sagt Clair. Oft spricht er lauter als nötig. Vielleicht weil er als Kind mit fünf Geschwistern um die Zuwendung der Eltern rang. Vielleicht weil er heute gerne mehr Aufmerksamkeit hätte.

Seit einigen Monaten ist Clair zweiter Vorsitzender des Bundes Deutscher Veteranen, einer Art Gewerkschaft der neuen Kriegsheimkehrer. In dessen Auftrag ist er unterwegs, biegt in Berlin-Frohnau in eine Seitenstraße und fährt durch einen Birkenwald, bis dunkelrote Backsteinhäuser auftauchen: eine Invalidensiedlung, ins Leben gerufen von Preußenkönigen, die Unterkünfte schaffen mussten für ihre Kriegsversehrten. Beschirmt von Baumkronen, reihen sich 51 Häuser aneinander, in denen heute Behinderte aus den Nachkriegsgenerationen leben.

Nur nicht in Haus 36. Dort hat der Veteranen-Bund eine Wohnung gemietet. Für die Kriegszitterer von heute.

Im vorigen Jahr, sagt Clair, haben an die 30 Soldaten hier Unterschlupf gefunden. Männer, die nach ihrer Rückkehr nicht ins zivile Leben zurückfinden. Die mit ihren Frauen nicht mehr klarkommen. Die keinen Sinn mehr sehen in Rasenmähen, Elternabenden und Baumarktbesuchen. "Wir sammeln streunende Katzen ein", sagt Clair.

Er steigt eine knarrende Treppe hinauf in den ersten Stock. Clair will nach dem Rechten sehen und lüften, später hat er noch eine Verbandssitzung in der Stadt. Er schließt die Tür auf. Helles Parkett, weiße Möbel. Drei Zimmer, zwei Betten, Sofa, Tisch. Im Bad liegen Waschpulver, Duschgel und Klopapier bereit. In der Küche Pfefferminztee und Ketchup, Kekse und Honig. Im Kühlschrank ein Sixpack Bier.

Die Wohnung dient als Notunterkunft für ein paar Tage oder Wochen. Bis die Psyche des Hilfesuchenden wieder alltagstauglich ist. Oder ein Therapeut gefunden.

Der Alte rief: "Gegen das, was ich erlebt hab, ist euer Krieg 'n Scheiß!"

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Keine Reportage über die Kriege der Neuzeit kommt ohne die Erwähnung von PTBS aus, "posttraumatische Belastungsstörung", nicht enden wollender Stress nach Situationen größter Angst. In den USA ist PTBS seit dem Vietnamkrieg bekannt, ein Viertel aller Obdachlosen dort sind Veteranen. Die Universität Dresden hat eine Studie veröffentlicht, der zufolge zwei Prozent aller in Afghanistan eingesetzten Bundeswehrsoldaten ein Jahr nach ihrer Rückkehr PTBS-Symptome zeigen. Zwei Prozent sind nicht viel. Bei 128.392 Rückkehrern aber auch nicht wenig.

Auf dem Balkon steht ein Aschenbecher, randvoll mit Kippen.

Unten auf der Straße treffen heute hin und wieder alte Männer mit Krückstock auf junge Männer mit Facebook-Profil und Boygroup-Gesicht, denen keine Behinderung anzusehen ist. Im vorigen Sommer lebte Rudolf noch, der letzte Weltkriegsveteran. Mit seinem Rollstuhl holperte er oft an Haus 36 vorbei und rief: "Gegen das, was ich erlebt hab, ist euer Krieg 'n Scheiß!"

Am 31. Oktober 2010 versuchen die Soldaten, möglichst schnell voranzukommen. Äcker, Wege, die ersten Lehmhäuser. In den Fenstern Dorfbewohner, stumm, aus den Gesichtern nichts zu lesen. Quatliam, so haben es Spione der Bundeswehr gesagt, sei ein politisch gemäßigtes Dorf, gegen seinen Willen von den Taliban unterworfen. Jetzt hangeln sich die Deutschen mit knappen Befehlen von Hof zu Hof: "Move!", "Break left!", "Contact front!". Die Amtssprache der internationalen Gemeinschaft ist Englisch, auch in ihren modernen Kriegen, in denen sich alle paar Schritte ein neuer Gewissenskonflikt auftut: Was macht das Kind da vorne? Ist der Müllsack im Straßengraben wirklich ein Müllsack? Wem hat der Bärtige dort eben gewinkt?

Mit ihren Gewehren im Anschlag sind Clair, Haupt und Muli mächtig und ohnmächtig zugleich: Ein Zucken mit dem Finger kann einen Angreifer abwehren oder einen Unschuldigen töten. Es ist alles anders als in den Kriegsfilmern, die sie gesehen haben. Es gibt keinen warnenden Klangteppich, keine Ankündigung eines Unglücks. In dieser Ungewissheit sollen sie politisch korrekte Soldaten bleiben, Kämpfer und Beschützer zugleich, falls das möglich ist. Und bestenfalls keinen Schuss abgeben.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Quatliam, das ist die Strategie, soll nach der Einnahme ans Stromnetz angeschlossen werden. Elektrizität ist in Afghanistan wie eine Währung, als Gegenleistung gibt es Gefolgschaft. Deshalb hat die afghanische Armee den Vorstoß "Operation Halmazag" genannt. Halmazag ist Dari und heißt Blitz. Die Afghanen kennen die deutsche Geschichte nicht. Und die Deutschen waren zu höflich, sie zu korrigieren.

Clair, Haupt und Muli erinnern sich, dass sie zügig durch Quatliam gekommen sind. Zweimal müssen sie eine dumpfe Detonation gehört haben, weil in ihrem Rücken erst ein Minenräumer, dann ein Panzer auf eine Straßenbombe fuhr. Gegen Mittag stehen sie mit etwa 40 Mann im Süden des Ortes, inmitten junger Bäume. Dann kracht es und hört nicht mehr auf, ein helles Tak-tak-tak-tak-tak, von allen Seiten. "Kalaschnikows!", schreit Clair. Über den Köpfen der Soldaten platzt Rinde von den Bäumen. Sie werfen sich in einen ausgetrockneten Bewässerungsgraben und reißen ihre Gewehre hoch.

Der perfekte Schuss? "Man muss seinen Körper ruhig stellen", sagt Tim Focken, "und am besten dreimal flach atmen. Beim dritten Mal dann nur noch 80 Prozent der Luft rauslassen, auslösen, dann die restlichen 20 Prozent ausatmen."

So schießt Tim Focken, und ein kleines Projektil, Kaliber 4,5, verlässt im Schießsportzentrum Suhl den Lauf eines 3.000 Euro teuren Pressluftgewehres, rast zehn Meter durch eine mit regelkonformen 1.500 Lux ausgeleuchtete Halle und schlägt exakt in der Mitte einer bierdeckelgroßen Schießscheibe ein. Es ist ein Tag im Frühjahr 2014, Focken sitzt auf einem Stuhl, sein Gewehr ruht auf einem Stativ, sein linker Arm hängt steif herab. Focken ist schwächling. In seinem glatten Gesicht ist noch das Kind zu erkennen, das er einmal war. Er trägt eine enge Schießjacke aus Leder, die seinem Körper Halt gibt wie ein Korsett. Die Jacke ist in Schwarz-Rot-Gold gehalten, auf den Rücken sind drei Buchstaben genäht: GER, für Germany.

Links und rechts von Focken sitzen Kleinwüchsige und Spastiker. Hinter Focken steht der Bundestrainer der deutschen Paralympics-Schützen und lächelt. "Der Tim weiß, wie schießen geht", flüstert er. "Dem muss ich bei einem Gewehr nicht erst das gefährliche Ende zeigen."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zwei Wochen vor der Operation Halmazag war Focken in den Dörfern der Char-Darah-Ebene unterwegs, um "Raumverantwortung" zu zeigen, wie es bei der Bundeswehr heißt. Seine Patrouille geriet in einen Hinterhalt, ein Heckenschütze schoss ihm in die Schulter. Die Kugel war eher da als der Knall, Focken begriff nicht, was geschah. Er sackte weg, spürte Sand zwischen den Zähnen, dann kam die Schmerzexplosion. Die erste Morphinspritze zerbrach den Sanitätern vor Aufregung. Sie zogen Focken in ein Haus, das von Explosionen erzitterte. Unter wildem Beschuss wurde Focken von einem amerikanischen Hubschrauber ausgeflogen. 17 Stunden später lag er im Bundeswehrkrankenhaus Koblenz. Er versuchte, sich über seine Rettung zu freuen, aber ihn quälte das Gefühl, die anderen "im Stich gelassen" zu haben.

Heute hat Focken zwei Metallplatten und 16 Schrauben in seiner linken Schulter, die Muskeln und Nerven im Oberarm sind tot. "Komplette Oberarmplexus-Schädigung", sagt Focken mit Sarkasmus in der Stimme.

Sechs Monate bevor Focken in den Einsatz gezogen war, hatte seine Frau ein Kind bekommen. Als er zurückkam, erkannte der Sohn den Vater nicht wieder. Und dem Vater fiel es schwer, den Sohn auf den Arm zu nehmen.

Schon eine Glühbirne zu wechseln ist schwierig.

Mehr möchte Focken zu seinem Arm nicht sagen. Ein Interview, dessen Fragen ihm zu nahe kommen, schwebt stets am Rande des Abbruchs. Er will nicht mehr von Schützengräben in Afghanistan reden, sondern über "Gold in Rio". Tim Focken, so ist der Plan, soll der erste deutsche Kriegsverwundete sein, der bei Paralympischen Spielen antritt. 2016 in Rio de Janeiro. Im Schießen, Disziplin R5 liegend, Klasse SH2 – "funktionelle Einschränkung Oberkörper". Das Weltgeschehen, es spiegelt sich auch in Paralympics-Kadern wider: Zur Generation der Contergankinder und Straßenverkehrsoffer kommen jetzt die neuen Kriegsversehrten.

Die Beamten im Bundesverteidigungsministerium haben ein paar Jahre gebraucht, um zu erkennen, dass Soldaten, die sie in den Einsatz schicken, nicht unverändert wiederkommen. Noch länger hat es gedauert, bis sie begriffen, dass sie eine Fürsorgepflicht für die Verwundeten besitzen. Jetzt gibt es eine Gruppe

"einsatzgeschädigter Soldaten mit leistungssportlichen Ambitionen". Sie ist ein Prestigeprojekt und Focken der Vorzeigeathlet.

Nach der Reha fuhr er mit dem Rennrad nach L'Alpe d'Huez hinauf, eine Tour-de-France-Etappe von 170 Kilometern. Er schwamm mit angelegtem Arm, bis er sich fast erbrechen musste. Bei der ersten Europameisterschaft für Kriegsversehrte im vorigen Sommer rannte er über 100 und 200 Meter zu Gold.

Warum er jetzt ausgerechnet wieder schießt?

Focken hasst die Frage so sehr wie Mitleid.

Er wird dieses Jahr 30. Als Leichtathlet bliebe ihm nicht viel Zeit, sagt er. "Außerdem habe ich zwei Sachen gelernt in meinem Leben: Zimmermann und Schießen."

Die Taliban schießen fast beamtisch: Sobald der Muezzin ruft, hören sie auf

Im kleinen Wald von Quatliam regnet es abgeschossene Äste. Die Soldaten können ihre Gegner anfangs nicht sehen, ein Drohnenpilot meldet über Funk, dass sie mit Gewehren, Panzerfäusten und Granatwerfern aus Erdlöchern und verlassenen Gehöften schießen. Christian Haupt meint sich zu erinnern, dass die Angriffe meist aus dem Gegenlicht kamen, sie schienen mit der Sonne zu wandern. Aus den zerfetzten Zweigen basteln die Deutschen sich Tarnfächer, die sie auf den Kamm ihres Grabens stellen. Deckung, durch die sie die Läufe ihrer Gewehre schieben. Was jetzt passiert, beschreibt Johannes Clair in seinem Buch wie eine Krimiszene: "Durch das Zielfernrohr erkannte ich einen Schatten. War es ein Kopf? Da, er bewegte sich. Ich atmete langsam ein und aus. Mein Herzschlag beruhigte sich. Ich suchte mit dem Finger den Abzug. Der Schatten befand sich genau in meinem Fadenkreuz."

Dann drückt er ab.

Die Deutschen hatten gehofft, ihr Einmarsch in Quatliam werde nur Stunden dauern, jetzt stecken sie in Grabenkämpfen fest. Töten oder getötet werden. Bei einigen Soldaten färbt sich im Schritt die Hose dunkel. Schüsse wechseln mit Stille, Stille wechselt mit Schüssen. Manchmal bleibt Zeit, sich zuzuflüstern: "Das ist ja wie Erster Weltkrieg."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Soldaten haben nur wenig Wasser dabei. Sie teilen sich trockene Kekse. Wenn der Druck im Darm zu stark wird, kriechen sie einige Meter zurück in den Wald. Dort bildet sich eine Reihe kleiner, weicher Haufen.

Die Taliban, fällt den Deutschen irgendwann auf, schießen beinahe beamtisch: Sobald in einer der umliegenden Moscheen ein Muezzin ruft, hören sie auf. Auch nachts feuern sie nicht. Doch am nächsten Morgen hagelt es wieder Mörsergranaten auf die Baustelle des combat outpost, prasseln wieder Schüsse in die Bäume. Am Abend des zweiten oder dritten Tages, da widersprechen sich die Erinnerungen, haben die Deutschen ihre Munition verschossen, bis auf den "Sperrbestand", die eiserne Reserve. Christian Haupt klappt seinen Spaten auf und gräbt ein Loch.

"So", ruft Johannes Clair in den Saal, "heute wird es um die Sicht des einfachen Soldaten draußen aus der Schlammzone gehen!"

Clair steht in der Sparkassen-Filiale von Scheeßel, einem kleinen Ort zwischen Hamburg und Bremen. Er ist hier aufgewachsen. Der örtliche Männertreff hat ihn eingeladen, ein Verein für Männer ab 50, die gemeinsam wandern, Rad fahren und sich Vorträge zu Themen wie "Patientenverfügungen" oder "Prostataprobleme" anhören. An die 80 Zuhörer sind gekommen, Grauhaarige und Glatzköpfe, viele Schnauzbarträger – Nachkriegskinder. Vorne, im Lichtkegel eines Beamers, Clair, der ihr Sohn sein könnte und erzählt: "Wir haben ein Land, das doppelt so groß ist wie Deutschland ... 49 Sprachen ... 90 Prozent der Landesfläche höher als 600 Meter ... keine Eisenbahn, kaum asphaltierte Straßen ... voneinander isolierte, verfeindete Ethnien."

Eine Stunde lang berichtet Clair aus seiner Schlammzone, von "Sandsackstellungen" und Gefechten mit "Aufständischen". Er reicht den Splitter einer Granate herum und eine Keramikplatte seiner Schutzweste, die stumm befühlt, gewogen und weitergegeben wird. Die Alten schauen und schweigen, als rede da vorne ein Tiefseetaucher, der ein paar Muscheln mitgebracht hat.

"Vielleicht kommt ja noch die eine oder andere Frage von Ihnen", sagt Clair.

Stille.

"Ja, wie gesagt", sagt Clair.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Schweigen.

Dann meldet sich ein Mann mit Baskenmütze und sagt, er finde das Wort "Aufständische" unangemessen. Für ihn seien die Taliban "Widerstandskämpfer gegen die Invasoren des Westens".

"Das können Sie so sehen", sagt Clair. "Die Aufständischen glauben ja genauso an das, was sie tun, wie ich an das glaube, was ich tue." Bloß habe er nie zuerst geschossen, keinen Selbstmordattentäter losgeschickt und kein Kind als Schutzschild missbraucht.

Dies ist der Augenblick, in dem eine Diskussion beginnen könnte über das Für und Wider der neuen Kriege. Aber als Clair geantwortet hat, verfällt das Publikum wieder in Schweigen, Salzstangen kauend.

Clair muss die Debatte mit sich selber führen: Hat seine Anwesenheit in Afghanistan die Lage beruhigt oder verschärft? Ist jeder deutsche Soldat im Ausland einer zu viel – oder waren sie in Kundus eher zu wenige?

Zur Hälfte seines Buches fragt Clair: "Was brachte es, in einem Dorf einen Brunnen zu bauen, wenn wir damit gleichzeitig ein anderes Dorf erzürnten, weil es mit dem ersten Dorf verfeindet war. Welchen Sinn ergab es, eine Mädchenschule zu eröffnen, wenn sie nach kurzer Zeit wieder schließen musste, weil wir sie nicht ständig schützen konnten."

Es ist seltsam: Wenn der Bundespräsident fordert, Deutschland solle sich in der Welt "entschiedener" und "substanzieller" einbringen, bekommt er kaum Zuspruch – aber auch kaum Widerspruch. Im deutschen Fernsehen läuft jeden Abend irgendeine Talkshow, aber da geht es öfter um Pannenflughäfen und bischöfliche Protzbauten als um Afghanistan. Nie gab es so viel Anschauungsmaterial wie von diesem Krieg, die Soldaten filmen mit Handys und Helmkameras, laden ihre Bilder auf YouTube hoch – und doch bleibt ihr Einsatz entrückt.

Weil die Soldaten freiwillig aufgebrochen sind?

In Deutschland sind Kriege mit Schuld und Scham verbunden. Die Stille von Scheeßel aber hat für den Hamburger Historiker Klaus Naumann noch einen anderen

Grund. In dem Buch Operation Heimkehr bezeichnet er Soldaten wie Clair als "Heimkehrer in eine Friedensgesellschaft" – eine komplizierte Konstellation. Während Kriege früher oft die Mitte der deutschen Gesellschaft erreicht, Städte zerstört und Zivilisten getötet hätten, fänden sie heute "weitab unserer Alltagswelt" statt. "Die Risikogemeinschaft von Soldaten und Zivilbevölkerung gehört der Vergangenheit an", schreibt Naumann. Der Bürger interessiert sich nicht, die Politik informiert ihn nicht. Das sei bequem, aber unehrlich: So komme es nicht mehr zu einer "Verständigung über Sinn und Unsinn, Legitimität und Problematik kriegerischer Gewalt".

Wenn Tim Focken gefragt wird, was mit seinem Arm ist, antwortet er inzwischen: "Motorradunfall."

Der Letzte aus Clairs Familie, der in einen Krieg zog, war sein Urgroßvater, vermisst in Stalingrad. Einmal bekam Clair in Afghanistan Post von seiner Großmutter, da stand: "Lieber Johannes, meinen letzten Feldpostbrief habe ich 1943 geschrieben, das war in der 4. Klasse. Kannst Du Dir das vorstellen?" Sein Vater, ein Sozialpädagoge und Pazifist, schrieb nicht.

Auf dem Weg nach Scheeßel hat sich Clair zig Argumente zurechtgelegt: "Ich finde Idealisten toll, die sagen: Krieg ist scheiße. Ich finde Krieg auch scheiße! Aber leider leben auf der Welt nicht nur Pazifisten. Es gibt auch ein paar Böse." Er hätte in der Sparkasse auch gern gesagt, dass er alle verstehe, die gegen Auslandseinsätze seien – dass die dann aber auch bitte dementsprechend wählen sollten.

Doch Clair wird seine Argumente nicht los. Als er sich noch einmal erkundigt, ob es noch Fragen gebe, ziehen seine Zuhörer schon die Jacken an.

In den Gräben um Quatliam gibt es am dritten Tag kein Vor und kein Zurück. Die Taliban schießen, treffen aber nicht. Liegt es an der guten Deckung der Deutschen? Oder sind die Taliban besser darin, Bomben zu bauen aus Dünger und Metallschrott, als mit Schnellfeuergewehren einen Kopf zu treffen, der sich für einen Sekundenbruchteil aus dem Graben hebt?

Aus ihren Stellungen sehen die Soldaten immer öfter Hubschrauber und Kampffjets am Himmel kreisen. Aus dem Feldlager Kundus schießt eine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Panzerhaubitze, ein Kreischen kündigt ihre Raketen an. Die Stellungen der Taliban gehen in Feuer auf. Die Deutschen – jubeln.

"Wir haben gelacht, wie irre gelacht", sagt Christian Haupt.

Haupt sitzt neben einer kalkweißen Theaterbühne der Alanus Hochschule für Kunst und Gesellschaft in Alfter, einer kleinen Gemeinde westlich von Bonn. Große Fenster geben den Blick ins Rheintal frei, auf das ehemalige Regierungsviertel und den Petersberg. Es ist die Kulisse der alten Bundesrepublik, vor der Haupt sein neues Leben aufführt, mit dabei ist seine Freundin Swetlana, geboren in Kasachstan, sehr blond und sehr quirlig. Eine Schauspielschülerin, die viel lacht und oft "Verdammte Axt!" sagt.

Als er nach Afghanistan abkommandiert wurde, war sie nur eine Bekannte und rief ihm hinterher: "Verdammte Axt, Christian! Du bist doch kein Hund! Du machst doch nicht Sitz, Platz, Fass!" Doch er ging, als kräftig gebauter Mann mit 78 Kilogramm Gewicht. Als er zurückkam, wog er nur noch 64 Kilo und stand vor ihr wie ein Gespenst.

Sie nahm ihn dann öfter mit hinauf auf den Berg über Bonn, in diese Hochschule mit anthroposophischer Ausrichtung, die in Fachbereiche wie "Bildhauerei", "Schauspiel" und "Eurythmie" untergliedert ist und unterstützt wird von Firmen wie der Drogeriekette dm und dem Naturkosmetik-Hersteller Weleda. Die Studenten spielen hier Peter Pan und Die Welle. Am Schwarzen Brett vor der Kantine hängen bunte Flugblätter: "Bundesweiter Literaturwettbewerb für AutorInnen mit Migrationshintergrund", "Klavier zu verkaufen", "Zertifikatskurs Anthroposophie".

"Krass, was?", sagt Haupt. "Hier sind die Uncoolen cool."

Von Muli, dem "Einsatzjunkie", reden sie voller Respekt und Ratlosigkeit

Mit seiner Freundin und einem Kommilitonen hat Haupt ein eigenes Stück geschrieben, es heißt Kopf oder Zahl, eine Aufführung ist auf Video festgehalten: Verschüttet von Chipstüten, Zigarettenschachteln und anderem Zivilisationsmüll, sitzen die drei auf einem Sofa und versuchen einen klaren Gedanken zu fassen über den Lauf der Welt, über die Macht des Militärs, der Politik, der Wirtschaft und ihren

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

eigenen Einfluss als Konsumenten – aber es gelingt ihnen nicht, weil sie sich andauernd ablenken lassen von Handybotschaften und Werbespots.

Das Stück wird getragen von der Wut auf den Wohlstandsbürger, von der Kompromisslosigkeit der Jugend, die Haupt gerade nachzuholen scheint. Manchmal wirkt er, als sehe er sich in seiner neuen Rolle verblüfft selbst zu. Viele Sätze beginnt er mit den Worten: "Ich bin ja kein Hippie, aber ..."

"... nur der Mensch mordet. Keine Maus würde eine Mausefalle bauen."

"... wem Gewalt widerfährt, der trägt sie in sich."

"... wenn jemand zum Militär will, rede ich so lange mit ihm, bis er seine Meinung geändert hat."

Christian Haupt ist heute der Ansicht, dass es in Afghanistan nie darum ging, Brunnen zu bohren, sondern immer um einen "Pakt" des Westens, der keinen Boden gegenüber Russland und China verlieren will. Anders als Clair möchte er nicht Veteran genannt werden: "Das steht für eine militärische Leistung und ist wieder ein Heißmachen." Die Geschichte seines Einsatzes erzählt Haupt als Geschichte eines Irrtums. Eines Irrtums, der ihn zu dem gemacht hat, der er heute ist. Alle halbe Stunde geht er mit Swetlana in den weinberankten Innenhof der Schule, da rauchen die beiden, reden und lachen. Sie laut und heiser, er leise und etwas verzögert. Swetlana ist hier nicht nur seine Freundin, sie ist auch seine Lehrerin.

"Am Anfang stand Christian starr vor Angst auf der Bühne. Er hat lieber Kulissen rumgeschoben, statt Theater zu spielen", sagt sie.

"Ich hatte als Soldat ja gelernt, meine Emotionen für mich zu behalten, sie nicht rauszulassen", sagt er.

"Und das Interessante war: Das erste Gefühl, das er zugelassen hat, war Aggression", sagt sie.

"Ich glaube, ich bin prädestiniert für Psychopathenrollen", sagt er.

In der Char-Darah-Ebene endet der Kampf um Quatliam so abrupt, wie er begonnen hat. Am 3. November 2010 erschießen afghanische Polizisten zwei bärtige Männer, die versuchen, unter Burkas aus dem Kampfgebiet zu entkommen. 200 bis

300 Taliban-Kämpfer fliehen über eine Furt im Kundus-Fluss. Am nächsten Morgen bleibt es still. Als die ersten deutschen Soldaten einige Tage später abzogen, sagt Clair, hätten die Einwohner von Quatlum ihnen dankend zugewinkt, Männer, Frauen und Kinder. "Niemand wieder habe ich eine schönere Geste erlebt."

An den Abzug aus Quatlum erinnern die Soldaten sich unterschiedlich stark. Von den Tagen im November kam jeder mit anderen Erinnerungen und Schlussfolgerungen nach Hause. Jeder der vier ist den anderen dreien mittlerweile ein Rätsel, was zu Muli führt, dem Ältesten der Gruppe. Ein Migrantenkid, geboren in der DDR, dunkles Haar, im Einsatz kurz geschoren. Die anderen reden von ihm in einer Mischung aus Respekt und Ratlosigkeit. Denn er hat nach der Operation Halmazag einfach weitergemacht. Immer wieder zieht er los.

Es ist kein Zufall, dass er hier keinen Namen hat und kein Gesicht. Er will sich schützen vor den Urteilen der "Friedensgesellschaft". Fragen nimmt er nur per Mail entgegen. Seine Antworten liefert der Pressestab des Verteidigungsministeriums.

Anders als viele Soldaten, die an der Operation Halmazag beteiligt waren, sind Sie bei der Bundeswehr geblieben. Warum?

Die Bundeswehr repräsentiert unser Land, sichert die freiheitlich-demokratische Grundordnung, leistet humanitäre Hilfe und vertritt außen- sowie sicherheitspolitische Interessen, damit alle Bürger Deutschlands in Sicherheit und Wohlstand leben können. Ich leiste aktiv meinen Beitrag.

In wie vielen Einsätzen waren Sie bislang?

Mindestens fünf, unter anderem auf dem Balkan und in Afghanistan.

Ihre ehemaligen Kameraden sagen, Sie gehörten heute zum Sonderkommando EGB. Was ist das?

Soldaten mit "erweiterter Grundbefähigung" (EGB) unterstützen Operationen tief im Hinterland des Feindes.

Wie genau?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

EGB erledigen hochintensive Einsätze und können gegen "High Value Targets" , also hochrangige Ziele, zum Einsatz kommen. Der Einsatz als Vorauskräfte in isolierter Lage gehört ebenso zu ihrem Auftrag wie die Einnahme und das Durchsuchen von Gebäuden und die Aufnahme isolierter Soldaten (Personnel Recovery) .

Ist Ihr Weg das, was man im zivilen Leben "Karriere" nennen würde?

Eher nicht, denn eine zivile Karriere ist immer verbunden mit entsprechenden finanziellen Vorteilen sowie Anerkennung in der Gesellschaft.

Einige Ihrer ehemaligen Kameraden sagen, Sie seien ein "Einsatzjunkie" geworden. Wie sehen Sie das?

Ich habe versucht, den Begriff zu googeln, und habe "Kommissare im Einsatz" oder "Junkie mit Spitzenunterwäsche" erhalten. Dieser Begriff existiert gar nicht.

Können Sie sagen, wie viele Menschen Sie in deutschem Interesse getötet haben?

Auf diese Frage werde ich nicht antworten.

Wie viele Menschen in Quatliam umkamen: Johannes Clair, Tim Focken und Christian Haupt wissen es nicht, wollen es auch nicht wissen. "Ich empfinde da kein Mitleid", sagt Clair. "Im ganzen Einsatz mit all seiner Fragwürdigkeit habe ich nie infrage gestellt zu schießen. Wer geschossen hat, hat sich zu meinem Feind gemacht. Und mich zu seinem."

Wie alle Armeen zählt auch die Bundeswehr nur ihre eigenen Toten: In Afghanistan starben 55 deutsche Soldaten, wurden erschossen, zersprengt, manche brachten sich um. Quatliam verließen alle lebend.

Heute begegnen sie sich manchmal noch auf Facebook, als virtuelle Gestalten, die sich immer weniger zu sagen haben.

Muli darf nicht von seinen high value targets erzählen.

Tim Focken, der Schütze, hat Clairs Buch nach ein paar Seiten weggelegt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Christian Haupt hat, als er wieder zu Hause war, nach dem Aufwachen noch wochenlang unters Bett gegriffen, nach seinem Gewehr. "Ich will behaupten, im Krieg verändert sich der Kern des Menschen", sagt er. Zu seinen Theateraufführungen ist keiner der anderen gekommen.

Die lebenslange Kameradschaft unter Waffenbrüdern, hier blieb sie ein Klischee.

Johannes Clair sitzt viel zu Hause und schärft in inneren Monologen weiter seine Argumente: "Das Militär kann einen Einsatz nicht gewinnen. Soldaten können der Politik nur eine Atempause verschaffen, Konfliktparteien trennen, bis die Herren hinter ihnen eine Lösung gefunden haben." Genau das, findet er, sei in Afghanistan nicht gelungen.

Clair geht nur ungern raus, weil er sich da dauernd über "first world- Probleme" der Zivilgesellschaft ärgert, "über dieses: Scheiße, Cola ist alle? Muss ich Fanta nehmen?" Der Krieg hat ihm einen Standpunkt abgerungen – und den Halt geraubt. Er hasst Warteschlangen, weil er da keine Deckung findet. Er fährt nicht mehr U-Bahn, weil an jeder Station Fremde einsteigen und sich dauernd die "Bedrohungslage" ändert. Die vier Tage im November sind für ihn noch nicht vorbei. Er macht jetzt eine Therapie.

Erich Maria Remarque, der vor knapp einhundert Jahren in den Krieg zog, hat in seinem Roman Im Westen nichts Neues geschrieben: "Und selbst wenn man sie uns wiedergäbe, diese Landschaft unserer Jugend, wir würden wenig damit anzufangen wissen."

Johannes Clair versucht dennoch, sie zurückzubekommen, die heile Welt des Davor, auch wenn er ahnt, dass es nicht gelingen wird. Abends im Bett hört er Benjamin Blümchen- Geschichten, den Soundtrack seiner Kindheit, weil er dann besser einschläft.

So versuchen alle vier – jeder für sich allein –, das existenzielle Erlebnis Krieg in die eigene Biografie einzubauen. Muli, der unbekannte Soldat in dieser Geschichte, bereitet sich irgendwo auf seinen sechsten, siebten, achten Einsatz vor, eine "Operation tief im Hinterland des Feindes", von der die Bürger nichts erfahren werden

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

und wohl auch nichts erfahren wollen. Christian Haupt liest Brecht, seine Freundin sagt ihm eine große Karriere voraus, "weil er einen Koffer voller Leben mitbringt". Tim Focken hat im Training 638,5 Ringe geschossen, er liegt nur noch einen Punkt unter dem Weltrekord. Johannes Clair schreibt einen Roman, der von einem Kriegsheimkehrer handelt.

Die Menschen in Quatlum, heißt es bei der Bundeswehr, haben jetzt Strom. Die deutschen Soldaten sind aus Kundus abgezogen, den combat outpost haben sie der afghanischen Armee übergeben. In wessen Händen er heute ist, kann im Verteidigungsministerium niemand sagen.

Herr Hibbe macht zu

Im niedersächsischen Neustadt am Rübenberge schließt das 115 Jahre alte Kaufhaus Hibbe. Wie Hunderte Geschäfte in ganz Deutschland stirbt es am Geiz der Kunden – und am Internet. Ist das wirklich ein Verlust?

Von Henning Sußebach, DIE ZEIT, 10.07.2014

Kurz vor seinem Tod erwacht das Kaufhaus noch einmal zum Leben. Mühsam und widerspenstig wie ein altersschwaches Wesen, das sich ein letztes Mal aufrafft. Mit einem Seufzen zieht die Rolltreppe an, sucht und findet ihren Takt. Die Lüftung beginnt zu atmen. Flackernd erhellt Licht das Erdgeschoss, den ersten Stock, den zweiten und gibt den Blick frei auf Hemden und Hosen, auf Jacken und Jeans, auf "20 Stück Gardinen-Faltenhaken" für 1,50 €, auf Strümpfe "Falke seidenglatt 15 kniehoch transparent" für 8,00 €, auf die Fußmatte "Welcome" für 11,99 €, auf den Eierkocher von Severin für 29,95 €, auf das Piratenschiff von Playmobil für 49,95 €. Auf hundertfaches Habenwollen und Habenmüssen. Auf die ganze Grundausstattung eines deutschen Lebens.

Es ist ein Freitag im Mai, 8.25 Uhr. Im Kaufhaus Hibbe haben die Verkäuferinnen hinter Kassen, vor Regalen, an Wühltischen Position bezogen. Frau Nölle bei den Socken, Frau Bülow bei Uhren und Schmuck, Frau Autsch bei den Spielwaren. Alles ist wie immer an diesem Morgen – und nichts ist, wie es war. Von der Decke baumeln knallrote Schilder wie übergroße Teebeutel, Plakate voller Ausrufezeichen und Großbuchstaben: WIR SCHLIESSEN! ALLES MUSS RAUS! INSOLVENZVERKAUF! %! %! %! Unten am Eingang steht Klaus Hibbe, 46 Jahre alt, der Inhaber. Er knetet die Hände. Er lugt durch die Schaufenster in die Fußgängerzone, wo ein Trupp Rentner wartet. Kurz treffen sich die Blicke von Kaufmann und Kunden. Durch das Glas starren sie ihn an wie einen kranken Fisch im Aquarium.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Tja", sagt Hibbe. "Ein Laden stirbt nicht still und heimlich. Ein Geschäft stirbt immer laut."

In 31535 Neustadt am Rübenberge, Niedersachsen, schließt das Kaufhaus Hibbe. 115 Jahre nachdem der Urgroßvater es begründete, macht der Urenkel es dicht. Wie hundert andere Geschäfte in hundert anderen deutschen Innenstädten stirbt es einen öffentlichen Tod. Stirbt am Internet. Stirbt an Geiz. Stirbt an Gleichgültigkeit. Stirbt auch an eigener Trägheit, von der noch zu reden sein wird. Doch nicht jetzt, um 8.30 Uhr, da sich die Türen öffnen und zehn, zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig Kunden an Klaus Hibbe vorbei ins Kaufhaus drängen, grußlos, mit grimmigen Schnäppchenjärgesichtern. "Wenn ihr alle früher mal gekommen wärt", flüstert Hibbe.

So beginnt der erste der letzten Tage. Mit 20 Prozent auf alles.

Es waren zwei Zahlen, die zu Klaus Hibbe und seinem Kaufhaus führten. Im Winter hatte der Handelsverband Deutschland gemeldet, dass der Anteil der klassischen Warenhäuser am Gesamtumsatz des Einzelhandels nur noch 2,7 Prozent ausmache. Zugleich war der Marktanteil von Onlinehändlern wie Amazon, eBay und Zalando auf neun Prozent gestiegen.

2,7 zu 9. In der Differenz verbarg sich das Drama: Am 18. März 2014, um neun Uhr früh, ging im Amtsgericht Neustadt der Insolvenzantrag der Kaufhaus Hibbe GmbH & Co. KG ein und bekam das Aktenzeichen 907 IN 199/14 – 0 –. Fünf Tage später schrieb die Lokalzeitung: Stadt bangt um ihr Kaufhaus. Es war nur eine dieser immergleichen Wirtschaftsnachrichten. Und Klaus Hibbe war zunächst nicht mehr als eine Stimme am Telefon. In diesem flapsigen Niedersächsisch, das man noch von Gerhard Schröder kennt, sagte er: "Meinetwegen, komm' Se vorbei."

In der Marktstraße 27 stand dann – zwischen Rossmann rechts und Apollo-Optik links – ein grauer Klotz, in dem jeder Schritt nach vorn zurück in die Vergangenheit führte. Zurück auf Linoleumboden wie in Schulturnhallen. Zurück zwischen parfümumwölkten Verkäuferinnen. Zurück vor ein Informationsschild am Fuß der Rolltreppe, das sich jetzt wie eine Museumstafel voller Wirtschaftswunderwörter las: "Süßwaren", "Lederwaren" und "Strumpfmode" im Erdgeschoss. "Bademoden",

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Mode & Wäsche" und "Spielwaren" in der ersten Etage. "Elektrogeräte", "Glas/Porzellan" und "Korbwaren" in der zweiten.

In der dritten Etage stand Klaus Hibbe in seinem Büro am Fenster, schlank, grauhaarig schon und mit einer Weitsichtigen-Brille, die seine Augen groß machte und seinem Blick einen staunenden Ausdruck verlieh. Mit seiner zerbeulten Jeans, seinem karierten Kurzarmhemd und seinem Handy in der Hosentasche hinten rechts sah er aus wie sein eigener Hausmeister. Hibbe nannte sein Kaufhaus einen "Vollsortimenter", sprach von 40.000 Artikeln und 3.300 Quadratmetern Verkaufsfläche. "Wir sind 50 Prozent der Innenstadt", sagte er.

Abgelaufene braune Teppiche und Raufasertapeten in seinem Büro ließen erahnen, dass die Familie einst hier oben im Kaufhaus gewohnt hatte. Eher schroff erzählte Hibbe, als Junge sei er morgens die Rolltreppe hinunter zur Schule gehüpft, habe abends mit einer Taschenlampe unter den Kassentischen nach Münzen gesucht und sonntags in der leeren Spielzeugabteilung Dampfmaschinen fahren lassen.

"Hilft mir jetzt auch nicht", sagte er.

Draußen vor dem Fenster: die Stadt, auf flaches Land gestreut. Fachwerk, Backstein, rote Dächer. In guten Zeiten ein Burgherrenblick auf ein treues Kundenvolk von 18.000 Menschen. In schlechten Zeiten? Eine Welt voller Abtrünniger, in der jetzt alle alles im Internet bestellen und sich nach Hause liefern lassen: Bücher und Blusen, Kameras und Kaffeekapseln, Luftmatratzen und Legosteine. Hibbe sieht ja andauernd die Paketboten an seinen Schaufenstern vorbeihasten, wie Gesandte aus einem unsichtbaren Reich.

Hätte er diese Entwicklung verhindern können? Oder ist sie so mächtig und unumkehrbar wie die Kontinentalverschiebung? Seit Jahren habe er keinen Gewinn mehr gemacht, sagte Hibbe, im vergangenen Jahr zählte er 50.000 Euro Verlust.

Wer verdient jetzt dieses Geld?

Ein paar Tage nachdem bei Hibbe der Ausverkauf begonnen hat, klickt 700 Kilometer weiter südlich, in Zürich, ein Mann auf eine Computermaus. Vor seinen Augen wächst eine Weltkarte aus Pixeln, entfalten sich Tabellen, entsteht ein Firmenname: Blacksocks.com.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Samy Liechti sitzt in einem Loft, das einmal eine Lampenfabrik war. Dunkles Parkett, hohe Decken, Designerleuchten in Orange. Hinter Apple-Rechnern: Melanie, Cyril, Nic, Simon und Yil, alle per Du. In einem Regal ein paar Bücher: Dressing the Man, Website Boosting, Über gutes Webdesign, Marktforschung von A–Z. Unten im Tal gleißt der Zürichsee, am Ufer schrammen Straßenbahnen vorbei.

Liechti klickt, scrollt und findet schnell, was er gesucht hat: 315.000 Besucher auf seiner Homepage zwischen Januar und Mai, 44 Prozent mehr als vor einem Jahr. 102.000 visitors allein aus Deutschland – plus 260 Prozent. "Der traffic performt gut", sagt Liechti. "Der traffic ist die Mutter des Umsatzes."

1999 – genau 100 Jahre nachdem Klaus Hibbes Urgroßvater Gustav in einer Neustädter Scheune einen Malerbetrieb gründete, wo er wenig später auch Farben, Tapeten und Pinsel verkaufte – ging in der Schweiz Samy Liechti mit seiner Website www.blacksocks.com online. Er hatte eine Idee: Er würde schwarze Herrensocken verkaufen. Übers Internet. Im Abonnement. Immer drei Paar, alle vier Monate.

"Es ist doch so", sagt Liechti: "Kein Mensch kauft gern Socken, aber jeder braucht immer wieder welche. Ich habe da eine neue Schnittstelle geschaffen: Wenn der Mann nicht zur Socke kommt, kommt die Socke zum Mann."

Liechti trägt helle Wildlederschuhe, passgenaue Jeans und ein himmelblaues Hemd, das er niemals in die Hose stecken würde. Seine Locken hat er mit Gel gebändigt. Liechti ist 45, Klaus Hibbe und ihn trennen nur ein paar Monate und doch Welten. Während Hibbe von seinem "Vollsortimenter" redet, vom Geschäftsprinzip "Alles für alle", spricht Liechti über "Zielgruppen-Scoring" und "customer awareness". Kaufhäuser hält er für todgeweiht, weil sie ein "synchrones Medium" seien: "Immer muss einer warten, dass einer vorbeikommt." Viel zu teuer. Viel zu kompliziert. Sein Laden hat immer geöffnet. Jeder kann ihn von jedem Ort der Welt aus betreten. Und wird dort von Samy Liechti empfangen, der in einem Video schmunzelnd erzählt, er werde die Welt von ihren "Sockensorgen" befreien.

Inzwischen sind auf Liechtis Computer 60.000 Kunden aus 75 Ländern gespeichert, rund um die Uhr treffen Bestellungen aus der Schweiz, aus Frankreich, aus Italien, aus Russland, aus China, aus den USA ein. Sogar Ruanda und Bhutan sind

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

auf seiner Weltkarte als eroberte Gebiete eingefärbt. Auf Liechtis Server liegen Namen und Adressen von 1.890 Kunden in Berlin, 1.275 Kunden in Hamburg, 2.576 Kunden in München. In Neustadt am Rübenberge sind es auch schon zwei.

Es sind auch Liechtis Päckchen, die die Postboten an Hibbes Schaufenstern vorbeitragen.

Socken. Seit 44 Jahren verkauft Alma Nölle im Kaufhaus Hibbe nichts anderes als Socken und Strümpfe. Babysocken, Stoppersocken, Wadensocken, Kniestrümpfe, Nylonstrümpfe, Stützstrümpfe. Dass das jetzt auch im Internet möglich sein soll, begreift sie nicht. "Der Kunde muss doch den Stoff fühlen", sagt sie.

Alma Nölle ist eine kleine Frau mit gewelltem Haar, Strickjacke, Lesebrille. Die Jahre im Kaufhaus haben ihren Rücken gerundet und ihrem Körper eine dienende Haltung aufgezwungen: Ein wenig gebückt und unterwürfig steht sie vor ihren 22 Regalmetern Strumpfmode im Ausverkaufsrummel und versucht, die Fassung zu bewahren.

Gerade hat ein Rentner bei ihr Strumpfhosen für seine Frau gekauft und gefragt, wo im Ort er die künftig finden könne. Alma Nölle hatte keine Antwort.

In der ersten Etage wollte ein Kunde von einer jungen Kollegin wissen, wann es denn auf sie selbst Rabatt gebe.

In der zweiten Etage ist das Kaufhaus schon tot, ausgeweidet, starren nackte Schaufensterpuppen ins Nichts.

"Dieses Ende ist so schreck...", sagt Alma Nölle und hat Mühe, den Satz zu Ende zu bringen.

Alma Nölle erzählt ihre Geschichte mit der Verblüffung eines Menschen, der nie damit gerechnet hat, dass die Nachrichten aus Zeitungen und Fernsehen auch ihn selbst einmal betreffen könnten. "Zum 40. Dienstjubiläum vor fünf Jahren habe ich noch eine Armbanduhr bekommen", sagt sie.

Alma Nölle war 15, als sie bei Hibbe anfing. Eine Bauerntochter, ein Mädchen noch, das davon ausging, das ganze Leben an einem Ort, bei einem Arbeitgeber zu

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

verbringen. Das nicht wissen konnte, dass es einmal so etwas wie Internet und Onlinehandel geben würde.

Der 1. April 1969 war Alma Nölles erster Arbeitstag. Damals waren die Amerikaner noch nicht auf dem Mond gewesen, Willy Brandt war noch nicht Kanzler und Woodstock noch Zukunft. In Neustadt am Rübenberge trugen die Männer Hüte, die Frauen Röcke und die Verkäuferinnen bei Hibbe Kittel. Der graue Klotz in der Marktstraße war neu, ein architektonischer Ausdruck von Zukunftslust, zur Eröffnung schrieb die Leine-Zeitung auf ihrer Titelseite: "Die vielen Hunderte von Zuschauern waren nicht mehr zu halten, als an Luftballons hängende Geschenke auf die Marktstraße herunterschwebten. Für einige Minuten wurde der Fahrzeugverkehr unterbrochen. Der Musikzug der Wunstorfer Feuerwehr spielte zur Feier des Tages." In derselben Ausgabe warb die Firma Bosch mit den Sätzen: "Früher oder später werden Sie sich auch einen Geschirrspüler kaufen." Und der Konkurrent AEG empfahl "zum Muttertag das richtige Geschenk: den Leichtbügler Perfect".

Im Kaufhaus Hibbe hatten Kinder ihr erstes Rolltreppenerlebnis, es gibt bis heute keine zweite Rolltreppe im Ort. Im Kaufhaus stritten Teenager und Eltern über die Frage "Cord oder Jeans?", bis irgendeine Verkäuferin mit der Autorität einer Verbraucherzentrale ihr Urteil fällte. Im Kaufhaus fielen Lebensentscheidungen: Pelikan oder Geha? Uhu oder Pritt? Puma oder adidas? Wurde ein Konfirmationsanzug gesucht, dann im Kaufhaus. War ein Regenschirm verschwunden: Kaufhaus. War der Malblock voll: Kaufhaus. War die Matratze durch: Kaufhaus. Sprach das ganze Land von Schnellkochtöpfen: Kaufhaus.

Im Kaufhaus konsumierte sich die junge Bundesrepublik den Krieg von der Seele. Das Kaufhaus war Anlaufstation für alle Lebenslagen und Einkommensklassen. Irgendwie folgerichtig, dass die RAF ihren ersten Anschlag auf das System in einem Kaufhaus verübte, 1968 in Frankfurt am Main. Dass zwei Jahrzehnte später ein Kaufhauserpresser namens "Dagobert" landesweite Berühmtheit errang und die ZDF-Kaufhaussaga Der große Bellheim noch 1993 zehn Millionen Menschen fesselte.

All die Jahre versorgte Alma Nölle die großen Füße der norddeutschen Bauernsöhne und die kleinen Füße der italienischen Gastarbeiter mit Socken. Sie riet Frauen, deren Hintern für die gewohnten Nylons zu breit geworden waren, vorsichtig:

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Vielleicht ist es bequemer, eine Nummer größer zu nehmen ..." Die Frage "Kann ich Ihnen helfen?" gewöhnte sie sich auf Geheiß des Chefs ab, wegen des Risikos, ein "Nein" zu hören. Nun also: "Sie suchen ein Paar Socken?"

Alma Nölle sah Kinder erwachsen werden und Eltern vergreisen. Sie versteckte sich nicht hinter ihren Regalen, wenn die Witwen kamen, "um montags ein Knäuel Wolle zu kaufen, dienstags ein Paar Strümpfe, mittwochs einen Bleistift – vor allem aber, um zu reden".

Das "synchrone Medium" Kaufhaus, das Samy Liechti zu kraftraubend ist: Für die Alten und die Einsamen in jeder Stadt ist es auch Sozialstation. Für die Kinder der Ort, sich in Spielzeugwelten zu träumen. Für jene ohne Auto einziger Anlaufpunkt, wenn mal ein Knopf fehlt.

Treppauf, treppab erzählen die Verkäuferinnen bei Hibbe jetzt noch einmal ihre Geschichten.

Alma Nölle, die vor Tausenden Kunden auf die Knie gegangen ist und von der ein Kollege sagt: "Die ist so lange da, die hat schon eine Inventarnummer im Nacken."

Sigrid Bülow, die den Neustädtern im mittlerweile geschlossenen Kaufhaus-Reisebüro die ersten Flugreisen nach Torremolinos verkaufte und dann zu den Uhren wechselte.

Carina Autsch, die in der Spielzeugabteilung Tag für Tag den gleichen Satz hörte: "Mama, ich muss dir unbedingt was zeigen!" Die den Kindern den Zauberwürfel und Kartenspiele erklärte. Der dieselben Kinder von guten und schlechten Zeugnissen erzählten. Und manchmal von der Scheidung der Eltern.

In letzter Zeit ließen sich die Kunden zwar noch beraten, zogen dann aber ihre Smartphones aus der Tasche, Kaufhäuser im Kleinformat, googelten noch im Laden, wedelten dann mit ihren Funden wie mit Beweismitteln und riefen: "Im Internet ist es aber billiger!"

Irgendwann merkten die Verkäuferinnen: Sie mussten keine Regale mehr auffüllen. Sie falteten T-Shirts, die schon gefaltet waren. Sie wischten Staub, wo längst alles sauber war. Sie standen rum, als wären sie im Kaufhaus vergessen worden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Manchmal bin ich zum Büchertisch und hab mir ein Buch genommen", sagt Alma Nölle, erschrickt, als habe sie mit diesem Satz Schuld auf sich geladen, räuspert sich den Schreck aus der Kehle und sagt: "Ich hab's aber immer nur angelesen."

Wie alle anderen 40 Angestellten der Kaufhaus Hibbe GmbH & Co. KG – vier Männer, 37 Frauen – hat sie jetzt aus der Personalabteilung ein DIN-A4-Formular bekommen: Angaben zur Zeugniserstellung. Dort soll sie ihren Namen, ihr Geburtsdatum und ihre Stationen im Kaufhaus Hibbe eintragen: 1 Jahr Süßwarenabteilung, 44 Jahre Strumpfmode.

Ein Blatt für ein Berufsleben. Ein Blatt für die Arbeitslosigkeit. Ein Blatt als Beleg einer Epochenwende.

In Deutschland schließen die Kaufhäuser wie vor einem halben Jahrhundert die Zechen. Hertie existiert nicht mehr, Horten ist verschwunden, beim Karstadt-Konzern hat jetzt die neue Chefin nach nur fünf Monaten schon wieder aufgegeben (siehe auch Wirtschaft, S. 25) . Mittlerweile werden 26 Prozent aller Foto- und Videokameras online verkauft, 30 Prozent aller Bücher und Kalender, 32 Prozent aller Babyartikel und Spielwaren. In den Vereinigten Staaten verrotten an den Rändern der Städte schon riesige Shopping-Malls, für die sich nur noch Facebook-Gruppen wie die Dead Mall Enthusiasts interessieren – Fans und Freunde toter Einkaufszentren. Sie fotografieren die leeren Kathedralen des Konsums wie einst das deutsche Künstlerpaar Bernd und Hilla Becher zerfallende Hochöfen und Kokereien im Ruhrgebiet. In Deutschland, schätzt der ehemalige Karstadt-Vorstandsvorsitzende Helmut Merkel, würden maximal 60 Kaufhäuser "an hochfrequenten Standorten" überleben. Es gibt 76 Großstädte in der Bundesrepublik. Auf Rang 60 liegt Fürth, auf Rang 61 Ulm.

Wer trägt die Schuld? Die Kunden? Onlinehändler wie Samy Liechti? Kaufleute wie Klaus Hibbe? Ist Schuld überhaupt der passende Begriff?

Klaus Hibbe war 29, als in den Neunzigern sein Vater starb und er das Kaufhaus übernahm. Ein junger Kronprinz, beschäftigt mit dem Bewahren einer alten Idee, während Land und Leute sich rasant verändern, mobiler werden, im Verkehr und im Netz: Nach dem Geschirrspüler und dem "Leichtbügler Perfect" haben sie sich nämlich auch ein zweites, drittes Auto zugelegt, mit dem sie zum Einkaufen auf die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

grüne Wiese fahren, wo es Parkplätze und Discounter, Baumärkte und "billiges Gelumpe" gibt, wie Hibbe sagt. Zur Arbeit pendeln die Leute heute in die Großstadt, wo sie nach Büroschluss auch ihr Geld ausgeben, seit die Läden länger geöffnet haben. Wenn sie nicht gleich im Internet bestellen.

Klaus Hibbe, der wie ein Kulissenarbeiter durch sein eigenes Kaufhaus läuft, Regale zerlegt, Kabel durchschneidet, provisorische Wände einzieht, "die Fläche verkleinert", sich mit Arbeit betäubt, erzählt die Geschichte vom Tod der Warenhäuser als Geschichte voller Verrohung und Egozentrik, voller Menschen, die nicht mehr staunen können und nicht mehr dankbar sind. "Früher hatten wir drei unterschiedliche Sorten Fußballschuhe im Sortiment, alle von adidas: den Samba, den Universal und den Rom. Jetzt gibt es ungefähr 128 verschiedene Paar Fußballschuhe – und wenn ich Nummer 127 in Leuchtorange gerade nicht dahabe, sondern nur Nummer 126 in Froschgrün, sagt die Mutter zu ihrem Sohn: In diesen Saftladen brauchen wir nicht mehr gehen."

Es ist, als beiße sich der Individualismus von heute mit dem Gleichheitsgrundsatz, der die Kaufhäuser groß machte: Hier gab es vor gut hundert Jahren erstmals feste Konfektionsgrößen zu festen Preisen. Am erfolgreichsten war das Geschäftsmodell, als VW kaum mehr als den Käfer anbot und die Fußballstadien noch keine Logen hatten. Es war Ausdruck einer egalitären Idee – die einige wenige Familien sehr reich machte, große Kaufhausdynastien wie die Wertheims in Berlin und kleine wie die Hibbes in Neustadt.

Jetzt genügen 40.000 Artikel nicht mehr. Und wenn etwas fehlt, kommen die Kunden nicht auf den Gedanken, dass auch ihre Extravaganz damit zu tun haben könnte. So sieht es Klaus Hibbe, der versucht, seinen Groll für sich zu behalten, und doch einmal sagt: "Die Menschen sind Tiere."

Samy Liechti in Zürich erzählt die Geschichte vom Sterben der Kaufhäuser anders: als Geschichte einer Demokratisierung, als das Ende von Hierarchien und Herrschaftswissen. Gerade hat er sich für 30 Euro Versandkosten einen Tisch in den Vereinigten Staaten bestellt, weil es der war, der ihm am besten gefiel. Sein Lieblingswein, sein iPad, sein Rucksack: online gekauft. "Die Welt wird flacher", sagt Liechti. Wieso sollte er sich dem Sortiment des örtlichen Möbelhändlers ausliefern?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Warum seine Hobbys nach dem Angebot des lokalen Sportgeschäfts ausrichten?
Weshalb auf das Weltwissen einer einzigen Reisefachverkäuferin vertrauen – jetzt, da es überall Urlaubsportale voller Benutzerbewertungen gibt?

Liechi ist Sohn einer Stewardess, er wurde im schweizerischen Biel geboren, genau auf der deutsch-französischen Sprachgrenze – von Beginn an bestand sein Leben nicht aus Verpflichtungen, sondern aus Optionen. Er spricht Deutsch, Französisch und Englisch. Er hat in St. Gallen, Paris und Toronto Betriebswirtschaft studiert, dazu Publizistik. Er hat Marketing für McDonald's gemacht und den Börsengang des Schweizer Telekommunikationskonzerns Swisscom betreut. Er tut alles, um nicht wie ein Kaufmann, sondern wie ein Kunde zu denken. Oder zumindest wie jemand zu wirken, der wie ein Kunde denkt.

Aber was denkt der Kunde?

Liechi versucht, ihm durch den Monitor hindurch in die Seele zu blicken. Er weiß, dass der Kunde im Schnitt eine Minute und 21 Sekunden auf seiner Blacksocks-Website bleibt. Er weiß, wie viele Kunden vom Onlineportal der Neuen Zürcher Zeitung zu ihm kommen. Er zeichnet auf, welche Wege die Computermaus der Kunden auf seiner Homepage nimmt, erstellt aus den Daten "heatmaps" und lässt daraufhin Texte umschreiben und Fotos wechseln – viel schneller, als Klaus Hibbe in Neustadt ein Schaufenster umdekoriieren kann. Nach einem eigenen Algorithmus berechnet Liechi alle zwei Wochen die "Kaufwahrscheinlichkeit" seiner Kunden und schickt den aussichtsreichsten zehn Prozent kurze Mails, in deren Betreffzeile keine Wörter wie "gratis" oder "Rabatt" vorkommen dürfen, weil solche Mails im Spam-Ordner landen. Soeben hat Liechi einen Brief an 4.000 Kunden formuliert, die seit drei Jahren nichts mehr bestellt haben. Das Schreiben beginnt so: "Ihre Füße und unsere Socken sind alte Bekannte, sie haben viel Zeit miteinander verbracht."

"Wir wollen spitzbübisch sein", sagt Liechi.

An einem Morgen im Mai bekommt Liechi in seinem Loft Besuch von einem Mann mit Anzug und Aktentasche. Es ist ein Manager des Kreditkartenkonzerns Viseca mit 1,2 Millionen Kunden. Viseca hat gerade ein Bonusprogramm gestartet. Die beiden Männer verhandeln, zu welchen Bedingungen Blacksocks mitmachen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

könnte. Der Manager präsentiert die Idee: 1,2 Millionen Kreditkartenkunden sollen im November per Brief von Blacksocks erfahren, vermutlich irgendwo zwischen Autovermietungen, Frauendessous und nordischer Naturkosmetik.

Liechti zieht das Zitronengesicht eines Unzufriedenen. Er hält nicht viel vom November. Er will, dass seine Marke in den ersten Januartagen im Gespräch ist. "Da ist die Kommunikationskonkurrenz viel kleiner. Die Leute räumen auf, werfen vergammelte Mandarinen und durchlöchernte Socken weg und sind offen für Neues."

Er wolle auch weg von dieser One to mass- Werbung, sagt Liechti. 1,2 Millionen Mal der gleiche Brief an 1,2 Millionen unterschiedliche Menschen? Lieber wäre ihm etwas mehr one to one . "Ich will nicht die Schrotflinte. Ich will den Sniper."

Nach einer Stunde werden die zwei Männer sich einig: Im Januar wird Viseca noch einmal seine Kundendaten sieben und 30.000 Briefe nur an potenzielle Blacksocks-Käufer verschicken. Viel beschäftigte Männer über 30, deren Kreditkartenumsatz von Wohlstand erzählt. "Time short, money rich!", sagt Liechti. Bei Männern über 80 solle Viseca dann aber "die Altersguillotine" fallen lassen.

Wenn die RAF heute noch einmal das System erschüttern wollte, würde sie wohl keine Bombe mehr in einem Kaufhaus zünden, sondern in einem Rechenzentrum.

Ausgiebig redet Liechti über "datengetriebenen E-Commerce" und "Visibilität im Web", ohne einmal auf Socken zu sprechen zu kommen. Er lacht, als er das merkt, und sagt: "Die Socke an sich ist ja auch das langweiligste Produkt der Welt."

Es wäre unfair, zu behaupten, dass Liechtis Socken zu dem "billigen Gelumpe" zählen, das Klaus Hibbe in der neuen Einkaufswelt vermutet. Liechtis Socken werden in einem italienischen Familienbetrieb gestrickt. Ob das Garn für seine Kaschmirstrümpfe tatsächlich aus dem Unterfell von Kaschmirziegen gesponnen wurde, lässt Liechti in Labors prüfen, per DNA-Analyse.

All diese Informationen sind auch auf seiner Homepage zu finden, aber nicht so leicht wie die Gründungslegende seiner Firma: In einem der vielen Videos erzählt Liechti, die Idee zum Socken-Abo sei ihm bei einem traumatischen Erlebnis gekommen. Bei einem Geschäftsessen mit japanischen Managern habe er in einem

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Teehaus die Schuhe ausziehen müssen – dann "kam etwas zutage, was eigentlich hätte verborgen bleiben sollen": ein Loch in der Socke.

So, wie Bill Gates den Weltkonzern Microsoft in einer Garage begründet haben soll, will Sammy Liechti seine Geschäftsidee angesichts des eigenen großen Zehs gekommen sein? "Da steht ja ausdrücklich Gründungs-le-gen-de", sagt Liechti und lächelt sein Website-Lächeln.

Es ist seltsam. In Zürich erfindet Sammy Liechti einen Gründungsmythos, um seinen Kunden eine Geschichte erzählen zu können, weil er glaubt: "Keine Zukunft ohne Herkunft." In Neustadt am Rübenberge könnte Klaus Hibbe den Kunden von seinem Urgroßvater Gustav berichten, sagt aber andauernd: "Davon hab ich nichts." Als wolle er sich nicht auch noch vor seinen Ahnen rechtfertigen.

Wäre Liechti Hibbe, er hätte das Kaufhaus wohl längst zu Gustav's World, est. 1899 umgestaltet: Einer für alle! Ich für euch! Vermutlich würde einer seiner Mitarbeiter – als zwirbelbärtiger Gustav verkleidet – grüßend am Eingang stehen. Die Menschen haben ja alles. Ihr Bügeleisen, ihre Geschirrspülmaschine, ihren Fernseher, eigentlich auch genügend Socken. Es geht jetzt um die Frage: Wie gelingt es, sie zu überreden, trotzdem zu kaufen?

Liechti glaubt nicht daran, dass im Handel nur das alte Argument "Lage, Lage, Lage" zählt. Wer "Lage" hat, kann nicht weg. Wer "Lage" hat, hat Fixkosten. Hibbes Kaufhaus verbraucht Jahr für Jahr 400.000 Kilowattstunden Strom, verschlingt 40.000 Liter Heizöl. Es muss leuchten und glitzern wie ein Kleinstadtzirkus – Rolltreppe, Licht und Lüftung. Liechtis Internetdomain kostet 30 Euro im Jahr – da fallen die 2.500 Euro für Nespressokapseln stärker ins Gewicht.

Vor mehr als zehn Jahren ist Klaus Hibbe in die Kommunalpolitik gegangen. Er sitzt für die CDU im Stadtrat, im Bau- und Umweltausschuss, im Verwaltungsausschuss und im Abwasserbehandlungsbetriebe-Ausschuss. Er ist Fördermitglied bei der Feuerwehr und im Freibadverein. Doch das nützt ihm nichts mehr, die neue Einkaufswelt ist ortlos. Neustadt, Zürich, New York – im Netz alles gleich weit entfernt. Und während Hibbe ständig mit dem Erhalt von etwas Altem beschäftigt ist, erfinden Leute wie Liechti dauernd Neues. Statt Lage, Lage, Lage zählt

jetzt Idee, Idee, Idee. Preis, Preis, Preis. Marke, Marke, Marke. Und Gefühl, Gefühl, Gefühl.

Aber wie weckt man ein Gefühl, wenn Anfassen und Anprobieren allein den Kunden nicht mehr genügen? Welches Einkaufserlebnis, welches Versprechen lockt die Menschen noch in einen Laden? Nike stellt seine Turnschuhe in kargen Flagship-Stores aus, die Galerien gleichen. Die Modekette Abercrombie & Fitch platziert halb nackte Muskelmänner vor ihren Shops. Hollister versprüht Parfüm wie Weihwasser. Wo in den Innenstädten früher "Modehäuser" waren, stehen heute Markentempel von Benetton, s.Oliver, Esprit. Denn so, wie sich die Menschen früher erst einer Religion und dann einer Partei zugehörig fühlten, sind sie heute markengebunden: Es gibt Apple-Identitäten, Lacoste-Lebensläufe und Hugo-Boss-Biografien. Klaus Hibbe hatte keine Idee, wie er diesem massenhaften Individualismus in seinem Provinzkaufhaus hätte gerecht werden können. Je einen Quadratmeter Apple, Lacoste, Boss? Eine Parfümdusche am Eingang? Und Alma Nölle im Bikini?

Mit Beginn des Insolvenzverkaufs hat Hibbe sein Kaufhaus an einen Trupp professioneller Ausverkäufer übergeben: sechs Männer und Frauen, die einst selbst ihre Geschäfte schließen mussten und seitdem nichts anderes tun, als einen insolventen Laden nach dem anderen "leerzuverkaufen", wie der Chef der Gruppe sagt. Er hat in den vergangenen 13 Jahren mehr als 600 Läden abgewickelt. Ein Branchenbestatter.

Im Pausenraum des Kaufhauses hatte der Ausverkäufer den Angestellten "die Rabattdramaturgie" der letzten Wochen erklärt: erst 20 Prozent auf alles, dann 40, dann 50, schließlich 70. "Wir werden im Umkreis von 50 Kilometern die Billigsten sein", sagte er. "Die Kunden werden hier durchgehen wie die Wildschweine!" Er habe extra "konsumige Ausverkaufsware" bestellt, T-Shirts, Polohemden, Sommerhosen, ein bis zwei Jahre alte Restposten, Markenware, aber billig. Er fragte: "Sie haben Kundentoiletten? Die sind dann bitte ab sofort defekt! Toiletten sind Klauplätze." Die Verkäuferinnen bat er, "die Manndeckung" der Kunden aufzugeben, keine Bestellungen mehr aufzunehmen, keine Geschenke mehr einzupacken. "Von jetzt an wollen die Leute keine Beratung mehr, eigentlich auch keine Ware. Die wollen nur noch den Rabatt."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vor ihm saß Alma Nölle, in ihren Augen nichts als Müdigkeit. Hinter ihr brummte der Gemeinschaftskühlschrank, darauf klirrten leise die persönlichen Kaffeetassen der Mitarbeiter. Eine Installation wie fürs Museum der Arbeit.

Es kommt dann wie erhofft, wie befürchtet: In der ersten Ausverkaufswocche macht das Kaufhaus 500.000 Euro Umsatz, etwa so viel wie sonst in einem Monat. Zu spät.

Im Foyer hat Klaus Hibbe noch einmal die alte Stereoanlage aufgebaut, mit der die Familie in seiner Kindheit zu Modenschauen über die Dörfer zog, Wirtshäuser und Festzelte beschallte. Sein Vater repräsentierte, seine Mutter moderierte, seine Schwester spielte Mannequin, er regelte Lautstärke und Klang. Jetzt ruft einer der Ausverkäufer in das alte Mikrofon: "Dieses Haus wird geschlossen – und Sie profitieren davon! ... Was Sie heute sehen, kann morgen schon weg sein! ... Je mehr Sie einkaufen, umso mehr können Sie sparen!"

Gefühl, Gefühl, Gefühl, wenn auch nur niedere Instinkte.

Tag für Tag werden die Kunden rüder. "Wann verschenken Sie endlich die Kleiderbügel?", fragen sie. "Wann beginnt die nächste Rabattstufe?" – "Bevor Sie's wegschmeißen, schenken Sie's mir lieber!" Die Leute treten ein Opfer, das schon am Boden liegt. Sie stecken sich Salzstreuer für zwei Euro in die Hosentaschen. Sie lassen Kugelschreiber und Buntstifte in ihre Kinderwagen rieseln. In den Umkleidekabinen ziehen sie drei T-Shirts übereinander an und schleichen sich davon.

"Ich verstehe das nicht", sagt Alma Nölle. "Wir sind doch eine kleine Stadt. Wir werden uns doch auf der Straße wiedersehen."

Sie kann kaum noch schlafen.

Carina Autsch aus der Spielwarenabteilung hat Bauchschmerzen.

Sigrid Bülow, ehemals Reisebüro, heute Uhren, nimmt Magentabletten.

Klaus Hibbe wirft leere Kleiderbügel in Kartons. Jedem Bügel ruft er ein harsches "Zack!" hinterher. "Ich freue mich über jeden Tag, den ich dem Ende näher komme", sagt er.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Durch sein Kaufhaus streift ein junger Mann und kauft Kinderroller, Laufräder, Legosteine. Er hat einen Spielzeugladen in Hannover, seit Jahren hält er sich mit Rabattware im Plus, fährt zu Ausverkäufen bis nach Hamburg und Hessen. "Macht ja jede Woche einer zu", sagt er.

Als vor fünf Jahren Hertie im nahe gelegenen Laatzen schloss, hat Hibbe es genauso gemacht und Kleiderkarusselle mitgenommen. Fressen und gefressen werden im 21. Jahrhundert.

In Zürich steigt Samy Liechti in seinen alten Land Rover Defender und fährt auf der Autobahn 1 in Richtung Bern. Er nimmt die Ausfahrt Wettingen, kurvt durch die Tristesse eines Gewerbegebietes und parkt vor der Halle seines Logistik-Dienstleisters, in der ein Drucker jeden Tag Lieferscheine und Adressetiketten ausspuckt: US-77706 Beaumont/TX, DE-24111 Kiel, RU-127473 Moscow, DE-74080 Heilbronn, CN-200040 Shanghai, DE-32105 Bad Salzufen.

Liechtis Ware füllt drei Metallregale. Außer Socken verkauft er jetzt auch Unterhosen und Hemden. An hüfthohen Tischen stehen zwei Frauen: Gaby, eine Schweizerin, und Vera aus dem Kosovo. Schweigend falten sie Pakete wie Pizzaboxen, legen Socken hinein, kleben die Etiketten auf.

Liechti ist gekommen, um zu schauen, wie weit die Frauen mit seinen Briefen an die 4.000 untreuen Kunden sind: "Ihre Füße und unsere Socken sind alte Bekannte ...". Gaby und Vera sollten sie in seinem Namen signieren, handschriftlich, damit es persönlicher wirkt. Aber jetzt fehlt ein "e" in der Unterschrift. Da steht "Lichti", nicht "Liechti".

Liechti sieht es nicht. Oder tut so, als sähe er es nicht. Gemäkel wäre jetzt schlecht.

Liechti weiß: Die Beziehung zwischen einem Onlinehändler wie ihm und den kritischeren Kunden hat zwei Bruchstellen. Zum einen sind da Umweltfragen: Wie viel mehr Verkehr entsteht, wenn eine Familie nicht mehr alles auf einmal beim Wocheneinkauf besorgt, sondern sich jedes Paar Socken, jede Batterie und jede Tintenpatrone per Paket liefern lässt? Es gibt auch schon Nudeln, Tee, Marmelade und Tampons im Abo.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zum Zweiten sind da die Arbeitsbedingungen. Liechti kennt ja die Ausbeutergeschichten über Amazon und die Berichte geknechteter Paketboten.

Für seinen Logistiker arbeiten 29 Menschen, 22 sind fest angestellt, die anderen engagiert die Firma je nach Auftragslage. Die Frauen von Wettingen, beteuert die Geschäftsleitung, erhielten pro Stunde 21 bis 23 Franken, umgerechnet 17 bis 19 Euro. Das wäre mehr als der Mindestlohn, gegen den die Schweizer gerade in einer Volksabstimmung votiert haben. Mehr auch, als Alma Nölle im Kaufhaus Hibbe bekommt: 11,50 Euro je Stunde.

Der Onlinehandel ist so billig, dass man ihn sogar aus einem Hochlohnland wie der Schweiz betreiben kann. Allerdings gibt es in der modernen Einkaufswelt keine Alma Nölle mehr, die sich die traurigen Geschichten der Witwen anhört. Kein wirkliches one to one. Niemanden, der seit 45 Jahren da ist und mehr über seine Waren weiß als über Werbestrategien. Es gibt Gaby und Vera, die 4.000 falsche Autogramme schreiben. Es gibt den Webmaster Nik, 25, den Netzwerkadministrator Simon, 25, und den Marketingmann Cyril, 29. Und es gibt Samy Liechti, der in den zurückliegenden Monaten vier seiner fünf Büromitarbeiter ausgetauscht hat, um wieder "enthusiastischeres" Personal zu haben.

Siebenhundert Kilometer weiter nördlich macht Klaus Hibbe mitten im Ausverkauf einen Fehler. Vielleicht seinen ersten, sicher seinen schwersten: Mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern fliegt er für vier Tage nach New York. Zum Shoppen. Begründung: "Musste sein."

Die Betriebsräte sind entsetzt, die Verkäuferinnen verstört. Verlässt der Kapitän nicht als Letzter sein Schiff? Hatte Hibbe sie nicht gebeten, bis zum Ende zusammenzuhalten, statt in den Resturlaub zu flüchten? In der Personalabteilung treffen Krankmeldungen wie Misstrauensvoten ein. Jene, die noch zur Arbeit kommen, bereden ihre Sorgen plötzlich mit den professionellen Ausverkäufern. Die haben schon so oft erlebt, was ihnen gerade widerfährt.

Durch die Belegschaft geht ein Raunen: Wer war wem eigentlich eher egal? Den Kunden das Kaufhaus oder dem Kaufhaus die Kunden?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hätte Hibbe den Menschen nicht ein bisschen zugewandter sein können? Hätte er nicht einen Fahrstuhl für die Gebrechlichen einbauen müssen, statt ausgerechnet die treuesten Käufer in den Lastenaufzug zu schieben? Hätte er die Fassade neu einkleiden sollen? Wenigstens die Böden austauschen können, anstatt sein Haus zu einem "Bedarfsdeckungspalast" verkommen zu lassen, wie einer der Ausverkäufer lästert?

Wenn Hibbe auch nicht alles ändern konnte: War nichts zu wenig?

Als Hibbe aus New York zurück ist, zerhackt er überzählige Regale mit einer Axt, prellt sich das Knie. Vielleicht gehe er ja in die Politik, sagt er. Denkbar auch: ein Bürojob bei der Industrie- und Handelskammer. Bloß kein Kaufhausleben mehr.

All die aufgestauten Fragen seiner Mitarbeiter beantwortet Hibbe mit Gegenfragen: Hat er denn keine Fachzeitschriften gewälzt? Ist seine Frau etwa nicht über die Textilmessen gelaufen? Haben die beiden nicht Marken wie Triumph, s.Oliver und Esprit in ihr Sortiment geholt? Zwölf Mal im Jahr die Kollektionen gewechselt für die Unersättlichen? 500 Euro bezahlt für jeden Quadratmeter ihrer feuerroten Tom-Tailor-Markeninsel? Und haben sie nicht mit dieser 1-Euro-Ecke ihr Kaufhaus verschandelt, wegen all der Gierigen und Geizigen? "Renovieren, umbauen, neu machen? Klar! Hätte ich tun können. Aber für das Geld hätte ich schon vor Jahren zehn Verkäuferinnen entlassen müssen."

Am 17. Juni schickt der Insolvenzverwalter allen Angestellten die Kündigung. Alma Nölle bekommt ihr Zeugnis. Sie liest: "... seit 1969 in unserem Unternehmen tätig ... hervorragende Fachkenntnisse ... Verhalten gegenüber Kunden stets vorbildlich ... danken Frau Nölle für die langjährige Verbundenheit mit unserem Unternehmen."

Für sein Unternehmen hat Samy Liechi schon wieder eine neue Idee: Er überlegt, irgendwann, irgendwo einen Laden zu eröffnen. Eher eine Repräsentanz. "Großartig wären 500 Quadratmeter an der Fifth Avenue", sagt Liechi. "Da hänge ich eine einzige Socke rein, leuchte die gut aus und stelle einen Türsteher davor."

Ein Türsteher hat auch vor dem Kaufhaus Hibbe Stellung bezogen, als dort der letzte Tag anbricht. Es ist Samstag, der 5. Juli 2014. FINALE!!! 70 % AUF ALLES!

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Im Erdgeschoss steht Alma Nölle noch einen Morgen lang in ihrer leeren Strumpfabteilung. Hinter ihr hängen die letzten fünf Paar Socken. "Das ärgert mich", sagt sie. "Dass ich die nicht loswerde."

Carina Autsch, ehemals Spielwaren, hat zwölf Bewerbungen geschrieben, an Aldi, Lidl, Fressnapf, und zwölf Absagen bekommen.

Im Pausenraum hat eine Kollegin eine Dose Kekse hingestellt, darauf ein Zettel mit den Worten: " Esst die Kekse mit Genuss / denn damit ist nun leider Schluss / ich hoffe auf ein Wiedersehn / denn es war hier doch sehr schön." Daneben, als "Dank und Anerkennung", für jeden Mitarbeiter eine Flasche Sekt und Marzipan. Die Geschenke stammen von den Ausverkäufern, nicht von Hibbe, der im Insolvenzfall 907 IN 199/14 – 0 – gerade genug verkauft hat, um verlustfrei aus der Sache rauszukommen.

Eine Viertelstunde vor dem endgültigen Geschäftsschluss beginnt Alma Nölle, zerwühlte Schals zu falten, als mache das noch Sinn, als gäbe es ein Morgen. Um 13.57 Uhr bleibt die Rolltreppe stehen. Um 13.59 Uhr erlischt das Licht. Aus dem Dunkel tritt Klaus Hibbe und schließt die Türen ab. Draußen steht ein junger Mann und will noch rein, er rüttelt an der Tür.

"Das war's jetzt!", ruft Hibbe durch das Glas. "Zu ist zu."

Anmerkung der Redaktion, 24. Juli 2014: In der gedruckten Fassung dieses Artikels waren zwei Vornamen falsch geschrieben. Wir haben das hier korrigiert: Nik ist nun Nic, Jill jetzt Yil.

Und vor uns liegt das Glück

43 000 Flüchtlinge sind 2013 übers Mittelmeer nach Europa gekommen. Unsere Reporter haben sich im April auf eine dieser Überfahrten gewagt. Die größte Gefahr lauerte jedoch nicht auf See

Von Wolfgang Bauer, ZEITmagazin, 28.05.2014

»Lauft!«, brüllt es hinter mir, die helle Stimme eines jungen Mannes, eines halben Kindes noch, »lauft!«, und ich beginne zu laufen, ohne in der Dämmerung viel zu sehen, ich renne den Pfad hinunter, in einer langen Reihe mit den anderen. Ich renne, so schnell ich kann, sehe auf meine Füße, die mal auf Erde aufsetzen, dann auf Stein. »Ihr Hurensöhne!«, schreit einer der Jungen, die uns eben aus den Minibussen gejagt haben und jetzt neben uns herrennen, uns antreiben wie ein Hirte sein Vieh. Er schlägt mit einem Stock auf uns ein, auf unsere Rücken, die Beine. Er packt mich am Arm, reißt mich fluchend voran. Wir sind 59 Männer, Frauen und Kinder, ganze Familien, die Rucksäcke geschultert, die Koffer in den Händen, und rennen an einer Fabrikmauer entlang, irgendwo am Rande eines Industriegebiets im ägyptischen Alexandria.

Vor mir hebt und senkt sich der Rücken von Husam, 20, einem massigen Mann, er keucht, torkelt bald, weil er nicht mehr kann, ich schiebe ihn vorwärts, mit aller Kraft, bis er wieder zu rennen beginnt. Der Stock knallt auf uns nieder. Irgendwo vor mir weint die 13-jährige Bissan vor Angst. Sie umklammert beim Laufen den Rucksack mit ihren Diabetes-Medikamenten. Hinter mir ist Amar, 50, er trägt eine signalblaue Goretex-Jacke, er hat sie sich für diesen Tag extra gekauft. Auch er wird immer langsamer, schon länger hat er Probleme mit dem Knie, doch er hat sich zuvor geschworen, er wird nicht aufgeben. Er kommt aus Syrien, wie fast alle hier, Ägypten ist für ihn nur eine Station auf seiner Reise, er muss es schaffen. Dann biegt die Mauer scharf nach links ab, und wir sehen plötzlich, ganz nah, keine 50 Meter weg, was wir

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

uns seit Wochen erhoffen, wovon wir uns seit Wochen fürchten. Das Meer. Glühend liegt es vor uns im letzten Abendlicht.

Der Fotograf Stanislav Krupar und ich haben uns syrischen Flüchtlingen angeschlossen, die versuchen, von Ägypten nach Italien zu gelangen, übers Meer. Wir haben uns Schleusern ausgeliefert, die nicht wissen, dass wir Journalisten sind. Deshalb treiben sie auch uns mit Schlägen voran, denn alles muss schnell gehen, damit die große Gruppe niemandem auffällt. Nur Amar und seine Familie sind eingeweiht, wer wir wirklich sind. Er ist ein alter Freund, den ich von meiner Berichterstattung über den syrischen Bürgerkrieg kenne. Verzweiflung hat ihn auf diese Reise gezwungen, er träumt davon, in Deutschland zu leben. Er wird für uns auf der Fahrt übersetzen. Wir haben uns lange Bärte wachsen lassen, uns neue Identitäten zugelegt. Auf der Reise sind wir Varj und Servat, Englischlehrer, zwei Flüchtlinge aus einer Kaukasus-Republik.

Wir sind jetzt Teil des großen Exodus. 43 000 Flüchtlinge flohen 2013 übers Mittelmeer nach Europa, die meisten von Libyen aus. Sie stammen aus Ländern, in denen Krieg herrscht, wie Syrien oder Somalia, aus Diktaturen wie Eritrea, oder sie wünschen sich einfach nur ein Leben unter besseren wirtschaftlichen Bedingungen. 1500 Menschen ertrinken jedes Jahr bei dem Versuch, Italien und Griechenland auf überfüllten Booten zu erreichen. Das Mittelmeer ist die Geburtsstätte Europas und mittlerweile der Schauplatz seines größten Versagens.

Noch nie haben Journalisten diese Bootsfahrt gewagt, wir sind uns der Gefahr bewusst. Wir haben uns dagegen entschieden, von Libyen oder Tunesien aus aufzubrechen. Die Entfernung nach Italien ist zwar kürzer, aber die Boote sind extrem marode. Die ägyptischen Schmuggler müssen einen weiteren Weg zurücklegen, setzen aber deswegen bessere Schiffe ein. So hieß es vor unserer Reise, so war unsere Hoffnung.

Wir waren naiv. Wir dachten, die See sei die größte Gefahr auf unserer Fahrt. Dabei lauert die größte Gefahr: an Land.

Eine Woche vor dem Tag, an dem wir unter Stockschlägen ans Meer getrieben werden, steht Amar Obaid, der in Wirklichkeit anders heißt, unschlüssig in seiner

Wohnung in Kairo. Es ist Dienstag, der 8. April, der letzte Tag, den er mit seiner Familie verbringt. Seine Tochter Reynala, 17, sitzt im Elternschlafzimmer auf der Bettkante und blickt auf ihren Vater. »Was soll ich alles mitnehmen?«, fragt er vor dem offenen Kleiderschrank. Viel darf es nicht sein. Amar hat gehört, die Schmuggler würden nur leichtes Handgepäck dulden. »Eine warme Unterhose gegen den Wind auf dem Meer«, sagt seine Tochter. »Ein gutes Hemd«, sagt er. »In Italien will ich nicht wie ein Gauner aussehen.« – »Das wirst du sowieso«, sagt sie. »Dir wird ein langer grauer Bart wachsen.« – »Die Rettungsweste«, sagt er, streift sie aus der Verpackung, legt sie an, absichtlich verkehrt herum, die Tochter lacht, er tänzelt um die eigene Achse. Das gemeinsame Lachen von Vater und Tochter hallt durch die Wohnung.

280 Quadratmeter, ein Empfangssalon im Barockstil, ein prächtiges Wohnzimmer mit goldbedruckter Tapete. Die Familie ist wohlhabend, sie stammt aus dem syrischen Homs, gehörte seit Generationen zur Schicht der Kaufleute und Großgrundbesitzer. Doch nach Ausbruch der Revolution 2011 floh Amar mit seiner Frau und den drei Töchtern nach Ägypten. Wie viele in seinem Clan hatte er sich früh dem Widerstand gegen Assad angeschlossen. Wäre er geblieben, hätte er sein Leben riskiert. Er nahm die Familien-Ersparnisse und gründete in Kairo einen kleinen Importbetrieb, führte Möbel aus Bali und Indien ein. Er beschäftigte zeitweise acht Angestellte, er reiste viel. Doch dann taumelte Ägypten in eine Revolution, danach in eine Gegenrevolution, das Militär stürzte den gewählten Präsidenten Mursi. In nur wenigen Monaten wendete sich die Stimmung gegen die syrischen Flüchtlinge. Die Junta erlegte ihnen einen Visazwang auf, Amar konnte das Land für Geschäftsreisen nicht mehr verlassen. Er hatte Angst, kein Einreisevisum mehr zu erhalten. Fremdenfeindlichkeit hat sich am Nil breitgemacht. TV-Moderatoren halten Hasspredigten auf die Syrer. Die bekommen nur noch schwer Arbeit. Ägypter rufen dazu auf, nicht mehr bei syrischen Händlern zu kaufen, also auch nicht bei Amar. Syrer gelten vielen Ägyptern als Terroristen, die Unsicherheit bringen, als Schmarotzer, die ihnen die Jobs wegnehmen. Ägypten erweist sich für Amar als Sackgasse, eine Falle, in die die Familie geraten ist. Die Rückkehr nach Syrien ist ihnen versperrt, die Zukunft in Ägypten auch.

Lange haben sie beraten. Dann hat sich die Familie abermals für die Flucht entschieden. Nach Deutschland, über das Meer. Es gibt keinen legalen Weg. Amar geht als Erster. Sobald er Asyl erhalten hat, will er die Familie nachholen. So der Plan, den sie hier auf den Sofapolstern beschlossen haben. Es ist naiv, aber nicht unmöglich. Trotz der Gefahr kommen die meisten Boote an. Und einmal in Sizilien, gibt es tatsächlich eine gute Chance, unentdeckt über die Grenze nach Deutschland zu gelangen. Dort würde Amar mit großer Wahrscheinlichkeit als Asylbewerber anerkannt werden, wie viele Syrer vor ihm. Alles, was seine Familie von einer besseren Zukunft trennt, ist das Meer. »Wie lange braucht das Boot nach Italien?«, fragt Rolanda, seine Frau. »Ich weiß es nicht genau«, sagt Amar an ihrem letzten Abend. Vielleicht wird das Boot fünf Tage unterwegs sein, vielleicht aber auch drei Wochen.

Als Amar aus der Tür geht, weiß er: Er wird seine Frau und seine Kinder für Monate, vielleicht sogar niemals wiedersehen

Rolanda raucht ihre E-Zigarette bis tief in die Nacht. Amars Frau trägt Schwarz, hauteng die Hose aus Latex. Nach und nach versammeln sich alle Familienmitglieder um Amar. Seine Jüngste, fünf Jahre alt, kuschelt sich beim Essen in die Armbeuge der Mutter. Sie meidet den Vater instinktiv, ist beleidigt, dass er weggeht. Die Zweitjüngste, 13, Zahnspange, die Stimme von einer Erkältung ganz brüchig, möchte nicht, dass er geht. Sie will als Einzige der Familie in Ägypten bleiben, hier sind ihre Freundinnen. »Heaven – Germany«, postet dagegen die Älteste auf ihrer Facebook-Seite. Psychologie will sie in Deutschland studieren. Amar hat an diesem Tag die letzten Rechnungen bezahlt, die letzten Forderungen eingetrieben. Seine Firma hat er kurz zuvor verkauft. Die Familie hat noch Ersparnisse für ein halbes Jahr.

Diese Nacht schläft Amar unruhig, die letzten Stunden in seinem alten Leben. Er wird alles abstreifen müssen, den Familienvater, den Unternehmer, der Probleme am Telefon löst. Alles, was er die nächsten Monate sein wird, ist: auf der Flucht. Als wäre sein Leben noch einmal auf null gestellt.

Rolanda umarmt ihn morgens beim Abschied an der Haustür, sie weint, drückt ihn an sich. Er löst sich von ihr, rasch, grob fast, damit er es sich nicht noch anders überlegt. Er wird nicht weinen, hat er sich geschworen. Er will der Familie zeigen,

dass er das Schicksal im Griff hat. Es ist alles gut, sagt er immer wieder, der Plan wird funktionieren. Die Tochter, die Älteste, trägt ihm seinen Rucksack hinterher, zu seinem Wagen. Er umarmt sie, sieht ihr in die Augen, du meine Starke, du meine Schöne, sie weint, obwohl sie sich ebenfalls fest vorgenommen hatte, es nicht zu tun, er schlägt die Tür zu, lenkt den Wagen aus der Parklücke, mit zitternden Händen.

Amar wird seine Frau und seine Kinder im besten Fall für Monate, eventuell für Jahre nicht wiedersehen, im schlimmsten Fall nie.

Der Menschenhandel in Ägypten ist in seiner Struktur der Tourismusbranche nicht unähnlich. Es gibt übers Land verteilte Verkaufsstellen mit sogenannten Agenten. Sie suggerieren ihren Kunden, sie arbeiteten nur mit den besten Schleusern. Die Überfahrt kostet im Schnitt 3000 Dollar, der Agent bekommt eine Provision von rund 300 Dollar. Die Summe wird bei einem Mittelsmann hinterlegt und dem Agenten erst bei Ankunft in Italien ausgezahlt. Die Agenten achten auf ihren Ruf. Sie leben von den Empfehlungen derer, die sie erfolgreich übers Meer gebracht haben.

Amars Vermittler heißt Nuri, ein alter Bekannter, muskulös, tiefe, raue Stimme, ebenfalls Importeur in der Möbelbranche. Wir haben denselben Humor, sagt Amar. Nuri ist ein Mann, der viel lacht. Dieses Lachen, das durch Amars Smartphone zu uns dringt, wird uns von nun an fortwährend begleiten.

Auf der Schnellstraße, die Amar in eine bessere Zukunft führen soll, ist Stau, es geht kaum voran, der übliche Verkehr in Kairo, Amar schlägt aufs Lenkrad. Er telefoniert mit Nuri, um ihm zu sagen, dass wir zu spät zum Treffpunkt kommen, einer Kentucky-Fried-Chicken-Filiale 30 Kilometer vor Kairo. »Ich hätte meine Beruhigungspille nehmen sollen«, schimpft Amar. Zwei Sorten von Pillen hat er dabei, Seroxat, 20 mg, das er gegen Depressionen und Panikattacken einnimmt, und Xanax, 0,25 mg, gegen Angstzustände. Der Krieg in Syrien und die Krise in Ägypten haben Spuren bei Amar hinterlassen. Seit einem Jahr leidet er unter diffusen Ängsten, Angst vor Bakterien, Angst vor Strahlen, Angst vor Menschenmassen. Endlich erreicht er den Treffpunkt. Ein Mitarbeiter von Nuri erklärt, dass uns ein Minibus nach Alexandria bringen werde. Der Fahrer werde gleich kommen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»Wie geht es?«, fragt Rolanda am Telefon. Pausenlos ruft sie an. »Hast du die warme Jacke dabei?«

Zwei weitere Passagiere finden sich vor dem KFC ein, zwei Brüder aus Damaskus, Alaa und Husam. Sie tragen fabrikneue Sportrucksäcke und schwarze Wollmützen. Die beiden sind misstrauisch, setzen sich ein Stück von uns entfernt in ein Café. Es dämmt bereits, als der Minibus eintrifft, hektisch laden wir ein, die Rucksäcke, die Koffer. Es kommen noch Rabea und Asus hinzu, ebenfalls Syrer, zwei Cousins, wie sie ungleicher kaum sein könnten. Rabea ist dick und wortkarg, Asus dünn und redselig. Misstrauen die Flüchtlinge anfangs einander, werden sie unter dem Eindruck der nächsten Tage zu Freunden, bilden eine Gemeinschaft. Sie wird der einzige Schutz sein, den wir auf dieser Reise haben.

»Es ist gut, dass wir uns gefunden haben«, sagt Alaa in der Dunkelheit eines der nächsten Abende. »Ich habe vor nichts Angst, solange wir als Gruppe zusammenbleiben.«

Asus erzählt, was alles schiefgehen kann auf der Flucht. Für ihn ist es schon der sechste Versuch, übers Meer nach Europa zu gelangen

Sie alle kennen die Risiken dieser Reise. Sie wissen von Booten, deren Motor auf hoher See versagte, von Booten, die noch weit vor Italien untergingen. Sie haben von Betrügnern gelesen, die ihre Passagiere vor Tunesien aussetzten und nicht vor Italien. Aber sie wissen von so vielen, die es schafften, die diese Tage der Angst durchgestanden haben, um später in Europa nie wieder Angst haben zu müssen.

Durch ein Spalier aus turmhohen Flammen fahren wir nach Alexandria, ein Industriemoloch mit riesigen Raffinerien, die zweitgrößte Stadt des Landes, sechs Millionen Menschen leben hier. Ein Slum, der zu den Wolken strebt. Zum Meer hin wachsen die Betonbauten in immer größere Höhen. Eine Stadt wie eine Brandungsmauer. Zwischen den Giganten bleiben nur schmale Gassen, wie dünne Risse im Gestein.

Das Leben wechselt nun seinen Rhythmus. Der Tag wird für uns Flüchtlinge zur Nacht und die Nacht zum Tag. Noch können wir nicht aufs Boot. Zu häufig kontrolliert die Küstenwache, und die Wellen sind zu hoch. Um uns vor Polizei und

Geheimdiensten zu verstecken, bringen uns die Schmuggler in angemieteten Appartements unter. Um vier Uhr morgens hält der Fahrer vor einem Hochhaus. »Raus!«, sagt er. Es öffnet sich eine Tür in eine Wohnung. Der Vermieter verschwindet rasch. Die Schleuser zahlen ihm das Dreifache der üblichen Tagesmiete. Müde und verängstigt schlafen wir ein, und die meisten von uns erwachen erst nach dem Mittagsgebet.

Amar ist nach dem Aufstehen hinausgegangen, um Falafel für sich und die anderen zu kaufen. Er erweist sich früh als derjenige, der die Dinge in die Hand nimmt, der für die Gruppe spricht und verhandelt. 13 sind wir jetzt insgesamt. Alle scharen sich im Wohnzimmer um die Tüten mit den Essenspaketen. Jeder beginnt von sich zu erzählen. Die Brüder Alaa, 31, und Husam, 20, reden über Damaskus. Ihre Familie besitzt drei Teppichgeschäfte in der Altstadt, doch wegen des Kriegs mussten sie schließen. Husam wäre nun zum Militär eingezogen worden, weshalb die beiden sich zur Flucht entschlossen. »Ich mache das für meinen Bruder«, sagt Alaa. »Er würde den Krieg nicht überleben.« Husam wiegt 110 Kilo, dabei hat er sich bereits 40 Kilo in einer Operation absaugen lassen. Fettleibigkeit ist ein großes Problem bei den Wohlhabenden Syriens. Beide wollen über Italien nach Schweden, wohin es letztes Jahr ihr ältester Bruder geschafft hat – mit dem Boot. Dieser Bruder schwärmt von Schweden, er macht dort einen Sprachkurs und will später in einem Schnellimbiss arbeiten.

Die Cousins Rabea und Asus stammen aus einer reichen Händlerfamilie. Rabea, 22 Jahre alt, desertierte in Syrien vom Militär und ließ sich über die Grenze nach Jordanien schmuggeln. Auch er will nach Schweden. Asus, der Maurer ist, hat dort eine Verlobte, mit der er täglich telefoniert. Asus ist der Spaßmacher der Gruppe, einer, der jeder Situation einen Scherz abringen kann.

Alle hängen müde in den Sesseln, fläzen sich auf den Sofas, dem Boden, den sie mit Polstern bedeckt haben, und Asus erzählt von seinen fünf gescheiterten Versuchen, nach Europa zu kommen.

Erster Versuch: Asus floh aus Syrien ins türkische Izmir, von wo ihn ein Schlauchboot nach Griechenland bringen sollte. Der Küstenschutz verhaftete die Passagiere. Zweiter Versuch: Diesmal zahlte er einen Schleuser, der ihn mit einer

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Jacht rüberbringen wollte, doch kurz nach dem Ablegen kam die Küstenwache. Versuch Nummer 3: Das Schlauchboot streifte ein Riff, riss auf und sank. Schwimmend konnte er sich an die Küste retten. Versuch Nummer 4: Der Schmuggler bestahl sie auf dem Weg zum Strand. Versuch Nummer 5: Der Schmuggler bestahl sie am Strand. Diese Reise ist Asus' sechster Versuch.

Nuri, der Vermittler, ruft an, und wie immer, wenn er anruft, wird es mit einem Mal ganz still. »Heute Nacht«, sagt Nuri. »Bereitet euch vor!« Hektisch packt jeder seine Sachen. Keiner aus der Gruppe war bisher auf dem Meer, von Asus abgesehen. Rabea, der sehr schlecht schwimmen kann, wie er sagt, legt eine Rettungsweste an, einen wasserfesten Klettverschluss-Beutel fürs Handy, das er am Handgelenk trägt, dazu eine Sturmhaube mit Sonnenbrille. Amar zieht sich die signalblaue Jacke über, er hofft, sie schützt gegen Wind und Gischt. Das laute Reißen von Klebeband erfüllt die Wohnung, jeder unwickelt seine wichtigen Dokumente mit Folie. Mit hibbeligen Füßen sitzen wir dann da und warten viele Stunden. Weit nach Mitternacht ruft Nuri wieder an und sagt alles ab.

So vergehen drei weitere Tage. Immer wieder scheitern die Versuche, uns aufs Schiff zu bringen. Der Wechsel von großer Langeweile zu extremer Spannung zermürbt – bis am Abend des vierten Tages plötzlich wirklich etwas passiert: Ein Minibus holt uns ab, um uns zum Strand zu fahren.

Der Toyota taucht in den großen trägen Verkehrsstrom der Stadt, der uns Sicherheit gibt. Wo wir einer von vielen Minibussen sind. Doch bald biegt er ab, in Nebenstraßen, fährt immer schneller, fährt, dass er fast aus den Kurven kippt. »Der bringt uns um«, stöhnt Alaa. Der Fahrer hat offenbar Drogen genommen, wie fast alle, die in Ägypten im Menschenhandel beschäftigt sind – Haschisch und das Aufputzmittel Tramadol. Nach einer Stunde endet die Fahrt in einem Industriequartier, wir passieren einen improvisierten Checkpoint, an dem fünf mit Jagdflinten bewaffnete Männern stehen. Zwei von ihnen führen Hunde an Stricken und patrouillieren nervös durch die Gasse.

»Sag bitte, was geschieht jetzt?«, fragt Amars Frau Rolanda am Telefon. Sie hat zu Hause im Wohnzimmer ihre Mutter, ihre Schwester, zwei Onkel und die älteren

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Töchter um sich geschart. Weil sie die Spannung alleine nicht mehr aushält. »Ich weiß es nicht«, flüstert Amar, hinter seinen Rucksack gebeugt.

Es wird nicht mehr lange dauern, bis die Sonne über der Stadt aufgeht, da hört Rabea, der weiter vorne im Wagen sitzt, dass die Schmuggler die Aktion abbrechen. Der Wellengang sei zu hoch. Kurz darauf kommt der Fahrer, setzt sich hinters Steuer, er redet nicht mit uns, klärt uns nicht auf. Er fährt los, gefährlich schnell. Nach ein paar Straßenzügen überholt uns ein grüner Kia, versucht uns zu stoppen, unser Fahrer flucht, gibt Gas, will den anderen abhängen. Eine Weile rasen die beiden Wagen auf gleicher Höhe durch die Stadt, dann schneidet der Kia uns in einer Kurve den Weg ab. Männer ziehen unseren Fahrer aus dem Wagen. Einer zwingt sich ans Steuer, auch er wortlos, so setzt er die Fahrt fort, in immer dunklere Viertel, bis er in eine Sackgasse einbiegt, in der eine Gruppe Männer auf uns wartet. Sie haben breite Schultern und ausrasierte Nacken, und sie gehen mit einem Grinsen auf uns zu, als gebe es etwas zu feiern.

»Ich glaube«, flüstert Amar in den Minibus hinein, »wir wurden gerade entführt. Gott stehe uns bei.«

Es gibt zwei Welten in Alexandria, die parallel zueinander existieren. Der einen Welt gehört der Tag, in ihr trägt man Uniform, oft Zivil, ist oft korrupt, aber mit Ausweisen versehen, die Legitimität verleihen: In ihr herrscht die Polizei. Die andere Welt ist die Baltadschia, sie übernimmt die Kontrolle über die Stadt, wenn die Nacht hereinbricht. Die Baltadschia besteht aus einer Vielzahl von kleinen Verbrecherbanden, die Schutzgelder erpressen, mit Drogen handeln, die die Prostitution kontrollieren. Die Baltadschia ist wie ein Basar des Verbrechens, sie liefert, was bezahlt wird. Wir, die Flüchtlinge, die das Land verlassen wollen, sind für die Mafia Alexandrias eine Ware, mit der nach Belieben gehandelt werden kann.

Wir, die Reporter, sind in einer besonders prekären Lage. Was tun die Entführer, wenn sie entdecken, wer wir wirklich sind?

Einer der Männer tritt an den Bus und reißt die Schiebetür auf. »Ruft euren Agenten an!« Rabea erreicht Mohammed, der ihn in Kairo zum Abholpunkt gebracht hat, und lässt ihn mit dem Entführer sprechen. »Wir müssen uns auf sie stürzen«, sagt

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

einer im Wagen. »Alle auf einmal! Dann haben wir eine Chance!« Auch Amar ist fürs Kämpfen, er sieht keine Waffen bei den Männern, die unseren Minibus umstellen, glaubt aber, dass sie unter ihren Shirts zumindest Messer tragen. Einer unserer Entführer läuft draußen auf und ab, telefoniert. Wenig später setzt er sich wieder hinters Steuer. »Wir sind dabei, das Problem zu klären«, sagt er.

Erneut fahren wir ins Unbekannte, in die ärmeren Viertel der Stadt, sehen, wie die Besucher aus den Moscheen strömen, die Zeit des Morgengebets. Unser Entführer hält im Innenhof einer Wohnanlage, siebenstöckige Häuser, heruntergewohnt, Müll und dreckige Wasserlachen auf den Straßen. »Ihr seid frei«, sagt er, doch er lügt. Den Tag sollten wir hier in einem Appartement verbringen. Ihre Bande habe ein Problem mit dem Anführer der anderen Bande, die uns nach Europa schleusen wolle, sagt der Entführer. Die Bosse hätten die Küste in mehrere Zuständigkeitszonen aufgeteilt. Man erlaube einander, die jeweils anderen Zonen zu benutzen, aber nur gegen Bezahlung. Daran hätten sich die Schmuggler unserer Gruppe beim letzten Mal nicht gehalten. »Das ist ja Chaos!«, klagt Amar, der Unternehmer. »So ein sensibles Geschäft muss man doch perfekt organisieren.« Der Entführer lacht.

Gerade ist Krieg zwischen den großen Schleusergruppen. Sie sabotieren sich gegenseitig und verraten die anderen an die Polizei

Im letzten Schatten der Nacht eilen wir in ein Treppenhaus, geführt von einem Betrunkenen, der die Tür zu einem Appartement öffnet. Er redet Kauderwelsch, will Geld von uns erpressen, 1500 Dollar, Amar hat Schwierigkeiten, ihn zu verstehen. Der Mann wird ausfallend, hat ein Klappmesser am Hosensack, Amar nimmt ihn in den Arm, küsst ihn, bedankt sich für seine Geduld, aber wir könnten ihm leider kein Geld geben. Keinen Laut dürften wir in der Wohnung machen, warnt der Mann barsch, nicht aus den Fenstern schauen. »Ihr habt ja keine Ahnung, was um euch herum gerade passiert«, sagt der Betrunkenene, bevor er die Tür hinter uns abschließt.

»Hallo!?!«, ruft ihm Husam durch eine Sprechklappe ins Treppenhaus hinterher. »Freund, warum sperrst du uns ein?«

So unfrei wie noch nie im Leben sind jetzt die, die endlich frei sein wollten. 55 Quadratmeter sind uns geblieben. Zwei Räume mit drei Betten, eine verdreckte Küche

und ein Klo ohne Wasseranschluss. In einem Einbauschränk entdeckt Amar Koffer von Flüchtlingen, die man hier schon vor uns festgehalten hat. Es sind Kinder- und Frauenkleider darin. »Was aus ihnen wohl geworden sein mag?«, überlegt er.

Immerhin lassen die Entführer uns Essen und Wasser bringen. Das von ihnen auferlegte Verbot, die Fenster zu öffnen, beachten wir nicht lange. Husam und Rabea, die zwei Packungen Zigaretten am Tag rauchen, stützen sich aufs Fensterbrett und schauen in den Innenhof. Nuri, der Agent in Kairo, sagt am Telefon, sie seien dabei, das Problem zu lösen. Jeden Nachmittag gibt er uns Hoffnung, die jeden Abend zerstiebt.

Am dritten Tag unserer Verschleppung fragt Alaa, ob Amar ihm nicht eine von seinen Xanax-Tabletten geben könne. Er kann nachts nicht schlafen, horcht nervös in die Dunkelheit.

Die Zeit löst sich auf, Stunden vergehen mit Dösen, Tage mit Dämmern. Wir hören das Hupen der Autos, das zu uns heraufschallt. Bellende Hunde. Den Singsang der Altmetallhändler, die durch die Straße ziehen. Grausame Leere. Wir starren auf weiße Wände, auf die die Sonne verrückte Schatten wirft.

Mit offenen Armen begrüßt uns Mohammed, einer unserer Schleuser, nach vier Tagen Geiselhaft, als uns die Entführer vor einem Apartmenthaus an Alexandrias Uferpromenade absetzen. Mohammed liebt den Dandy-Look, er sieht aus wie ein Model, weiße Schirmmütze, weißes Hemd. »Willkommen zurück!«, sagt er. Die Schmuggler haben den Kidnappern ein Lösegeld von 35 000 ägyptischen Pfund gezahlt, 3600 Euro, so wird es Mohammed später erzählen.

Das Leben ist uns zurückgegeben. Jeder von uns kann wieder frei entscheiden. Jeder weiß aber auch, wie flüchtig dieser Moment der Freiheit ist. Was jetzt tun? Aufgeben? Diese Reise ist ein schlimmer Albtraum, und sie hat noch nicht einmal begonnen. Wieder eine andere Wohnung, die Schmuggler haben sie für diese Nacht gemietet. Sie liegt im 15. Stock. Wir sitzen auf dem Balkon, der eine spektakuläre Sicht aufs Mittelmeer bietet.

Alaa ist fürs Weitermachen, er ersticke in Ägypten, wo er immer ein Bürger zweiter Klasse bleibe. Amar, der am Telefon jeden Tag die Tränen seiner Frau

Rolanda ertragen muss, entscheidet sich gegen das Aufgeben. »Ich mache es, damit ich es nicht eines Tages bereue. Wenn hier einer meiner Töchter etwas zustößt, ich könnte es mir nicht verzeihen.« Seine Töchter tragen kein Kopftuch, was in Ägypten immer weniger akzeptiert wird. Wo sie hinkommen, versuchen Männer sie anzugrapschen.

Dann sehen wir noch für Stunden hinaus auf das dunkle Meer, auf dem Hunderte heller Punkte tanzen. Die Flotte der Fischer, schön wie ein Sternennebel. Eines dieser Lichter ist das Boot, das seit Tagen vor der Stadt auf und ab fährt und auf uns wartet. Gegen Morgen erlischt ein Licht nach dem anderen. Nackt und grau liegt der Ozean nun vor der Stadt, ganz ohne Verheißungen.

1500 Kilometer entfernt, an der Nordküste des Mittelmeeres, erreichen in diesen Tagen Tausende Bootsflüchtlinge Sizilien. Das Wetter ist günstig. Im Frühling und im Herbst ist die See am sanftesten. Doch die Innenminister der Europäischen Union machen Druck, wollen, dass Libyen und Ägypten die Boote stoppen. Sie belohnen und strafen, mit Geldern, die sie gewähren, und Geldern, die sie streichen. Die ägyptische Militärjunta, die dabei ist, die aufkeimende Demokratie zu unterjochen, erkennt ihre Chance, sich Europa als verlässliche Ordnungsmacht zu präsentieren. Sie macht Jagd auf die Flüchtlinge, verschärft die Küstenkontrollen, sperrt jede Woche Hunderte in Internierungslager. Während sich Europa an der Nordküste des Meeres mildtätig gibt, führt es an der Südküste einen unbarmherzigen Stellvertreterkrieg.

Das Boot, auf das wir gebucht sind, ist 24 Meter lang und soll rund 300 Flüchtlinge aufnehmen. Das sagt uns der Chef des Schmugglerringes, der sich als Abu Hassan vorstellt. Ihm gehört das Schiff. Er ist in unser Versteck gekommen, um verloren gegangenes Vertrauen wiederherzustellen. Ein kleiner Mann mit Spitzbart, der sofort die Beine auf den Tisch legt. »Diese Fahrt ist für mich so wichtig wie für euch«, sagt er. Er hat Sorge, wir könnten es uns anders überlegen und die Schmuggler wechseln. »Ich habe schon viel Geld für euch ausgegeben.« Das Lösegeld, die Minibusse, die Miete für die ständig wechselnden Appartements. Vor einer Woche habe er tausend Laib Brot aufs Schiff geschickt, die jetzt vermutlich schon verdorben seien. Vier große Menschenschleuser hätten den ägyptischen Markt unter sich aufgeteilt, erzählt Abu Hassan. Er sei einer davon, dann gebe es noch den »Doktor«,

einen gewissen Hanafi und Abu Ahmed. Letztes Jahr hätten alle blendende Geschäfte mit den Flüchtlingen gemacht, alleine er, Abu Hassan, habe 35 Schiffe nach Italien geschickt. Unsere Fahrt soll für ihn die diesjährige Saison eröffnen. Ihr Ausgang, sagt Abu Hassan, entscheide über den Erfolg der ganzen Saison.

Die Posten der Küstenwache werden uns passieren lassen, verspricht er. »Das sind meine Leute.« 30 000 Euro zahle er den Soldaten und ihrem Offizier für die Passage unseres Bootes. Die Schmuggler seien sich selbst derzeit die größten Feinde. »Das macht den ganzen Markt kaputt.« Jeder wolle größere Anteile am lukrativen Geschäft. Deshalb, sagt Abu Hassan, sabotierten sie einander, verrieten Touren des jeweils anderen an die Polizei. Vor zwei Tagen sei der Kapitän eines voll besetzten Mutterschiffes zurück in den Hafen gefahren und habe alle ausgeliefert, weil konkurrierende Schmuggler ihn dafür bezahlt hätten. Der Verlust des einen sei der Gewinn des anderen. Sie beschädigten den Ruf des Konkurrenten, um ihren eigenen zu polieren. Doch jetzt gehe das alles zu weit. Dieser Tage wollten sich die großen Vier der Schmuggler auf einer Konferenz in Alexandria treffen und aussöhnen.

Noch zweimal wechseln wir das Appartement. Doch dann, eine gute Woche nachdem wir mit Amar in Kairo aufgebrochen sind, ist es so weit. Die Minibusse holen uns ab, wir fahren aus Alexandria hinaus, und: Wir rennen zum Meer, so schnell wir können.

Die Flüchtlinge stürmen am Strand auf die beiden Motorboote zu, aber Amar bleibt zurück. Er ist wie gelähmt vor Angst

»Lauft, ihr Hurensöhne!«, ruft der Bursche, dem noch kein Bart wächst und der mit dem Stock auf uns eindrischt. »Lauft!«

Der Strand ist flach und sandig. Unsere Treiber geben den Befehl, uns sofort auf den Boden zu legen. Sie teilen uns in drei Gruppen auf, je 20 Flüchtlinge, mit mehreren Metern Abstand zueinander. Husam ist so unbeweglich, dass er sich nicht schnell genug niederknien kann, sein Bruder zieht ihn an der Jacke nach unten.

Der Strand ist der gefährlichste Abschnitt auf der Flucht nach Europa. Der Strand zieht Aasfresser an. An ihm begegnen sich die Räuber des Landes und des Meeres. In diesem Moment sind wir am verwundbarsten. Flüchtlinge werden am

Strand oft von Banditen überfallen, verprügelt und ausgeplündert. Manchmal sind es auch die Schmuggler, die, unzufrieden mit ihren Provisionen, ihre Passagiere gleich selbst ausrauben. Zudem kann jederzeit die Küstenwache kommen, vom Wasser her oder vom Land, mit Hunden. Das Meer gleißt vom Licht mächtiger Fabriken und von den Signallampen der auf Reede liegenden Frachtschiffe. Die Bucht von Abukir. Einer der größten ägyptischen Industriehäfen. Hinter uns, auf Festlandsseite, strahlt es infernalisch in Rot und Orange und Gelb. Rauch in grellen Farben zieht über unsere Köpfe.

»Du Vater aller Waisen!«, ruft Alaa im Überschwang aufs Meer hinaus.

Amar spricht mit seiner Frau, im Sand liegend, wir sind am Meer, sagt er, ich weiß nicht, wie lange ich noch telefonieren kann. Wenn du nichts mehr hörst, haben wir es geschafft. Tatsächlich rasen zwei Motorboote auf uns zu. Die jungen Männer unter den Flüchtlingen beginnen als Erste loszulaufen, greifen nach dem Rumpf eines Bootes, versuchen sich hinaufzuhangeln, fallen herab und versuchen es erneut. Amar bleibt zurück, ist wie gelähmt, er hat Angst vor Menschenmengen, will als Letzter einsteigen, aber die Letzten werden oft am Strand zurückgelassen. Zum Glück entdeckt uns die Besatzung des zweiten Bootes. Bis zur Brust müssen wir ins Wasser, um den Kahn zu erreichen. Ich drücke den dicken Rabea hinauf, während einer von oben zieht, dann wird mir die Hand entgegengestreckt, ich ergreife sie, sie reißt mich hinauf, schleift mich übers Deck, wo Amar bereits atemlos liegt. Neben uns hockt Bissan, das Mädchen mit Diabetes. Sie sieht zum Ufer und schreit, ihre Stimme übertönt sogar den Motor.

Ihre Mutter steht in den Wellen, in ihrem schwarzen Hidschab. Sie hebt die Arme aus dem Wasser. Sie ruft dem Boot hinterher, das die Männer bereits in Richtung Meer lenken. Der Rucksack mit den Insulinspritzen treibt in der Brandung, eine Welle hat ihn Bissan aus der Hand gerissen. Oft werden Familien beim Einschiffen getrennt. Immer wieder erreichen Kinder Italien ohne ihre Eltern. Einmal auf dem Schiff, gibt es kein Zurück. Ein Bekannter aus dem syrischen Daraa hatte mit der Familie seit Wochen zusammengelebt und ihr versprochen, Bissan durch die Brandung zu tragen. Weil er als einer von wenigen eine Schwimmweste besitzt. Doch dann setzte er das Mädchen einfach ins Wasser. Er riskierte ihren Tod, um selbst einen

Platz im ersten Boot zu ergattern. Die Besatzung des zweiten Bootes hat sie hineingezogen, an beiden Armen, aber sie haben die Mutter vergessen.

Das Kind schreit auf dem Deck so sehr, dass die Männer umkehren, fluchend, die Mutter hinaufziehen und das Insulin mit einem Stock aus dem Wasser fischen. Den Rucksack, der dem Mädchen das Leben rettet, drücken sie ihm ruppig in den Arm. Dann jagen wir aufs Meer hinaus, Gischt fegt über uns hinweg. Wir hören, wie der Kiel aufs Wasser klatscht und wie das Mädchen immer noch schreit, völlig außer sich. Die Schmuggler brüllen es an, Mutter und Schwester reden beruhigend auf es ein. Amar rutscht an Bissan heran und fragt: »Hast du Angst?« – »Nein«, sagt sie, allmählich ruhiger werdend, »ich darf keine Angst haben. Wenn ich Angst habe, wird mich der Zuckerschock töten.«

Die Küste beginnt zu einem schmalen Saum am Horizont zu werden. Unser Boot hat drei Mann Besatzung, zwei am Motor, einer am Bug, der Ausschau hält. Es ist nicht ganz voll, nur zu neun sind wir, alle hatten sich auf das erste gestürzt. Am Ruder ist der Anführer, aufrecht stehend, er hält Kurs aufs Meer, doch flucht er bald, hält sein Handy ans Ohr. »Wo ist der Hurensohn jetzt?!«, ruft er zu den anderen Crewmitgliedern. Er versucht vergeblich, den Kapitän des Mutterschiffes zu erreichen. »Der hat gesagt, er ist in 15 Minuten auf seiner Position!« Dann beginnt der Außenbordmotor zu stottern, er röchelt, spuckt und er stirbt. Mit einem Mal ist es sehr still.

Die Flüchtlinge schauen auf die Crew. Die Männer werfen Anker, versuchen, den Motor erneut zu starten. Sie ziehen den Anlasser, sie ziehen und ziehen. Der Anführer öffnet die Motorluke, ein anderer ruft den Kapitän des ersten Motorboots an, das lange parallel zu uns fuhr, uns schließlich überholte und im Dunkeln verschwand. Er solle seine Passagiere absetzen und dann umkehren, um uns zu bergen.

Dann springt der Motor plötzlich doch an.

Wieder jagt das Boot über die Wellenkämme. Der Mann, der am Bug Ausguck hält, sagt, er habe das Mutterschiff entdeckt. Höchstens fünf Minuten noch, dann seien wir in internationalem Gewässer, wo uns der ägyptische Küstenschutz nichts mehr anhaben könne. Einer der Schmuggler geht herum und verlangt, ihm alle ägyptischen

Pfund zu geben. »Die braucht ihr ja sowieso nicht mehr.« Dann sagt er: »Das ist es!«, er zeigt auf die vielen Lichter im Meer. Irgendwo dort sei das Mutterschiff. Amar liegt auf dem Rücken, die Hände hinterm Kopf, und sieht sanft lächelnd in den Himmel. Er hat vor der Abfahrt eine doppelte Dosis Xanax genommen. Rabea lacht, reckt die Fäuste, klopft Amar auf die Schenkel, er strahlt. Wir denken zum ersten Mal, wir haben es geschafft. Uns Reportern geht es ähnlich, wir können unsere Gefühle kaum von denen der Flüchtlinge trennen. Italien ist zum Greifen nah, Schweden, Deutschland, das neue Leben, die Träume, seit Monaten zurechtgelegt – als das Boot auf eine Insel zuhält und die Schleuser uns von Bord stoßen. Einer nach dem anderen fallen wir ins Wasser.

Als die Soldaten kommen, verstecken sich die Flüchtlinge hinter den Felsen. Ich klettere aus dem Graben, mit erhobenen Händen

»Ich weiß nicht, was mit uns passiert, Rolanda«, sagt Amar wenig später am Telefon zu seiner Frau. »Wir sind auf einer Insel. Die Schiffe sind weg. Ich weiß nicht, was die planen.« Die Passagiere des ersten Motorbootes wurden ebenfalls hier abgesetzt, wir treffen wieder auf Alaa und Husam und Asus. Ihnen wurde von der Crew gesagt, die Boote würden uns wieder abholen. In Gruppen lassen wir uns auf einer Hügelkuppe der Insel nieder. Die meisten bibbern vor Kälte, sind durchnässt und jetzt dem Wind ausgesetzt. Alaa packt Plastiktüten aus, legt sich auf das Buschwerk, das hier überall wächst, und zieht sich eine Tüte bis zur Brust über die Beine. Amar macht es ihm nach, schließt dazu noch die Kapuze bis über die Nase, sodass von ihm nur der Mund sichtbar bleibt. Abu Hassan, der Schmugglerkönig, verspricht ihm, neue Boote zu schicken. Ruhelos beharkt ihn Amar mit Anrufen.

Der Name der Insel ist Nelson Island, wie wir später erfahren. Ein 100 mal 300 Meter kleines Eiland. Hier hat der britische Admiral Nelson 1799 die Flotte unter Napoleon geschlagen. Als der Vollmond hinter den Wolken hervortritt, leuchten die Sandfelder in einem unwirklichen silbernen Licht. Als sei diese Insel nicht Erde und nicht Himmel. Eine Zwischenwelt, allem enthoben. Fast hat man beim Laufen das Gefühl, der Boden unter den Füßen könne zerbrechen, wie Glas.

Noch einmal kommen die Schmuggler, dieses Mal mit einem etwas größeren Boot. Alle Passagiere stürmen wieder voran, sprinten ins Wasser, ohne Rücksicht

aufeinander, stoßen sich vom schlammigen Grund ab, hängen sich an die Reling, alle auf einmal, alle an eine Seite, sodass das Boot in der Brandung zu kentern droht. Die Crew wehrt sich mit Stockschlägen, prügelt auf die Verzweifelten ein, um nicht selber unterzugehen. Amar bleibt mit der Familie von Bissan und uns am Strand zurück – wieder seine Angst vor Menschenmassen. Das Boot rast schwer beladen in Richtung offenes Meer, kehrt dann allerdings zurück. Wir verstehen nicht gleich. Irgendetwas scheint schiefzulaufen. Da sehen wir zwei Schnellboote der Küstenwache hinter dem Boot der Schmuggler. Zwei schnelle Schatten mit rot blinkenden Aufbauten. Die Flüchtlinge werden von den Schmugglern in die Brandung geworfen, getreten, geschlagen, Gepäck treibt jetzt im Wasser. Wir selbst laufen vom Meer weg auf die Insel, in der verrückten Hoffnung, uns dort verstecken zu können.

»Es ist vorbei, oder?«, flüstert wenig später Amar in einem tiefen Graben, in dem er sich mit mir und vier anderen verbirgt.

Gruppe für Gruppe zwingen uns die Soldaten aus unseren Löchern. Immer wieder wurden in der Vergangenheit Flüchtlinge bei der Verhaftung erschossen. Einige von uns verstecken sich hinter Felsen in der Brandung, bis sie unterkühlt sind und aufgeben. Die Familie von Bissan drückt sich in eine Bodenkuhle und wird als Letztes entdeckt. Andere hatten nur Zeit, sich flach auf den Boden zu legen. Die Soldaten durchkämmen das Eiland mit Leuchtstrahlern. Sie nähern sich auch unserem Versteck, sie rufen, dass wir hervorkommen sollen. Ich klettere mit Amar aus dem Graben, mit hoch erhobenen Händen, geblendet durch das Licht, wir gehen langsam auf sie zu, da feuern sie plötzlich aus zwei, drei Schnellfeuergewehren, wenige Meter von uns entfernt, Warnschüsse mit scharfer Munition. Wir fallen auf die Knie, sie brüllen Kommandos, die ich nicht verstehe, Amar, der sonst immer übersetzt, ist erstarrt, sie zwingen uns in eine Reihe, mit dem Gesicht zum Boden, Demutshaltung. Die Ausweispapiere müssen wir auf unsere Köpfe legen. Einzelnen treten sie mit Stiefeln in den Rücken. So endet der Traum dieser Nacht.

»Habt ihr etwa geglaubt, schon auf Sizilien gewesen zu sein?«, sagt lachend der Offizier auf dem Kommandoschiff, das uns zurück in den Hafen fährt. Er ist mit sich zufrieden. Er wird einen Bonus auf sein Gehalt oder eine Belobigung bekommen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das Gefängnis für die Gescheiterten ist ein leerer Raum von 35 Quadratmetern mit einem vergitterten Fenster, durch das man auf Abfall sieht. In zwei Kolonnen müssen wir antreten. Es ist anderthalb Tage her, dass wir das letzte Mal geschlafen haben. »Niederknien!«, brüllt der diensthabende Offizier. »Ich werde euch die dunkelste Zeit eures Lebens bereiten! Hört auf das, was ich sage.« Dann werden wir in die Gemeinschaftszelle geführt. Ein ziviles Schnellgericht hat uns kurz nach unserer Festnahme in Abwesenheit freigesprochen. Doch jetzt verfügt die National Security Police über uns, eine Art ägyptisches FBI, die in diesen Tagen auch die politischen Schauprozesse der Militärjunta inszeniert. Niemand sagt uns, wie die Anklage lautet, niemand erklärt uns das Verfahren. Wir werden einfach in diesen Raum gesperrt, 59 Männer und Frauen und Kinder, legen uns auf den nackten Boden, weil es keine Betten gibt, bedecken uns mit den letzten trockenen Kleidern. Erst später versorgen uns Freunde, die wir anrufen konnten, mit Decken und Lebensmitteln.

In den größeren Orten an der Küste entstehen derzeit Internierungslager für verhaftete syrische Flüchtlinge. Unseres scheint noch eines der besseren zu sein. In anderen sind über 200 Menschen verwahrt, ohne Essen und sauberes Wasser.

Ein Bürokrat in braunem Anzug richtet über uns. Einer nach dem anderen werden wir zum Verhör geführt. Er stellt sich nicht vor, spielt theatralisch mit seiner Stimme. Ein Verhör mit ihm ist ein Ritual der Unterwerfung. Amar ist zwei Stunden bei ihm. Als er endlich aus dem Untersuchungszimmer tritt, ist er wie verändert. Amar, dieser kluge Macher, der Mittelpunkt seiner Familie, der in Gefangenschaft zunächst noch seinen Humor bewahren konnte, seinen Lebensmut, zerfällt zusehends. Stumpf sitzt er da, die Lider meistens geschlossen, das Gesicht ein Strich.

Wir, die Reporter, haben bei der Verhaftung unsere wahre Identität preisgeben müssen. Wie alle anderen werden wir beschuldigt, illegal das Land verlassen zu haben. Die deutsche und die tschechische Botschaft setzen sich für uns ein, der Fotograf Krupar ist Tscheche. Nach neun Tagen werden wir in die Türkei abgeschoben.

Alaa und Husam werden nach zwei Wochen entlassen. Sie dürfen vorläufig in Ägypten bleiben und überlegen, es erneut übers Meer zu versuchen. Der dicke Husam will dafür trainieren.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Rabea wird nach 13 Tagen in die Türkei deportiert. Das ägyptische Visum, das er vorgelegt hatte, war gefälscht. Er plant, in den nächsten Wochen mit einem Boot die Ägäis zu überqueren.

Amar bleibt am längsten in Haft und wird nach 16 Tagen abgeschoben. Weil er nicht nach Syrien will, entscheidet er sich für die Türkei. Mittlerweile nimmt er zwei Xanax-Pillen täglich. Er hat keine Hoffnung, in absehbarer Zeit seine Frau und seine drei Töchter wiederzusehen.

Asus, der Maurer, der unsere Gruppe so oft zum Lachen gebracht hat, wird durch einen Zufall am ersten Tag freigelassen. Er versucht es nochmals mit dem Boot, erreicht nach vier Tagen Sizilien und wenig später Schweden. Er will demnächst heiraten.

Belagert und vergessen

Für die Bewohner von Zabadani ist der Einschlag von Granaten der Soundtrack ihres Alltags.

Von Carsten Stormer, REPORTAGEN Nr. 15, März 2014

Spätestens seit ich bäuchlings im Uferschlamm liege, ist mir klar, dass ich ziemlich tief in der Scheisse stecke. Der Kerl links neben mir entsichert seine Kalaschnikow, der Typ an meiner rechten Seite steckt seinen Zeigefinger in den Abzugsring einer Handgranate. Meine Kleidung saugt sich voll mit kaltem Wasser. «Psst», macht der Anführer der syrischen Rebellengruppe, legt seinen Finger an die Lippen. «Was ist los?», flüstere ich. Mich rechtzeitig zu informieren, ist nicht unbedingt die Stärke meiner Begleiter. Meistens erfahre ich Dinge erst, nachdem sie geschehen sind.

Der Vollmond wirft silbernes Licht auf die Aprikosenhaine und den Tümpel, in dem wir liegen. Jede kleinste Bewegung lässt die Wasseroberfläche vibrieren, als hätte jemand einen Kieselstein ins Wasser geworfen. Der Mond leuchtet uns aus, wie ein grosser Scheinwerfer. «Hinterhalt», wispert der Mann mit der Handgranate und zeigt in die Dunkelheit. Ich kann nichts erkennen. Eine Falle? Schon beim Gedanken daran wird mir übel, kriecht die Angst hoch, und meine Zähne schlagen so heftig aufeinander, dass ich mich Sorge, das Geklapper könnte uns verraten. Wie lange wir im Morast liegen – keine Ahnung. Vielleicht ein paar Minuten, vielleicht eine Stunde oder länger. Ich habe jedes Zeitgefühl verloren und überlege, wie meine Chancen stehen, dass ich die Nacht überlebe.

Im Unterholz raschelt es. Keine hundert Meter vor uns schälen sich Gestalten aus der Nacht. Drei, vier, sieben Personen zähle ich. Der Stahl ihrer Gewehre blitzt im Mondlicht. Sie kommen auf uns zu, ganz langsam. Die Rebellen legen ihre Kalaschnikows an, zielen, sind bereit zu schießen. Ich halte die Luft an, höre meinen

Herzschlag in den Ohren, fühle mich elend, klein, verletzlich und vor allem hilflos. Was zum Teufel mache ich hier? Nach ein paar Metern drehen die syrischen Soldaten ab, und ich höre nur noch ihre Schritte. Ein knackender Ast unter einem Militärstiefel, ein leises Fluchen. Dann sind sie fort. Erleichtert presse ich mein Gesicht in den Schlamm.

Um sicherzugehen, bleiben wir noch zwanzig Minuten unbeweglich liegen. Dann sondiert ein Späher die Lage. Nach einer weiteren halben Stunde kehrt er zurück. Die Luft sei rein. Erleichterung, Männer kichern und verscheuchen mit Witzen die Anspannung. «Na, Journalist, Angst gehabt?» Ja verdammt, sehr witzig.

Drei Monate hatte ich diese Reise geplant, vorbereitet, mit Aktivisten der syrischen Untergrundbewegung geskyppt, Routen gecheckt, verhandelt, umgeplant, Übersetzer gesucht. Ich will in die Stadt Zabadani. Ein ehemaliger Luftkurort, dreissig Kilometer von Damaskus entfernt und seit fast zwei Jahren eingekesselt von der syrischen Armee. Ich will schreiben, wie die Menschen in einer Stadt leben, in der sie täglich sterben können. Wie wird diese Stadt versorgt? Wie verwaltet? Wer sorgt für Recht und Ordnung? Wovon leben die Menschen? Wie überleben sie? Das ist wichtig, dachte ich.

Es ist mein zweiter Versuch, Zabadani zu erreichen. Im Mai 2013 bin ich kläglich gescheitert. Damals hatte ich viel Geld und Zeit verschwendet, ohne auch nur in die Nähe des Ortes zu gelangen. Von den 40 000 Menschen, die dort einst lebten, sollen nur noch 3000 in der Stadt ausharren. Tagelang sass ich zunächst in Libanon und dann in einem syrischen Kaff fest. Erst kam eine Offensive der Armee dazwischen, dann griff die Hizbullah in den Krieg ein. Später regnete oder schneite es so heftig, dass ich unmöglich die Berge überqueren konnte. Und als endlich die Sonne schien, spielte der Schmuggler verrückt, der mich über die Grenze bringen sollte. Kaum hatten wir uns auf einen Preis geeinigt, wollte er mehr Geld. Im Stundentakt verdoppelte sich seine Gebühr, und je höher er pokerte, umso geringer wurde mein Vertrauen in diesen Menschen, dem ich mein Leben anvertrauen wollte. Frustriert und um einige Tausend Euro ärmer fuhr ich nach Hause.

Bei dieser Reise, da bin ich mir sicher, ist alles gut vorbereitet: das Handgeld des Schmugglers ausgehandelt, die Sonne lacht. Im einzigen Café eines staubigen Nests,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

zwei Stunden von der libanesischen Hauptstadt Beirut entfernt, treffe ich meine Kontaktperson – einen dünnen Mann mit Sonnenbrille, der sich auffällig unauffällig bewegt. Er setzt sich neben mich, zündet eine Zigarette an, bläst mir Rauch ins Gesicht, nimmt die Sonnenbrille ab, schaut mir in die Augen – und sagt kein Wort. Es ist wie in einem zweitklassigen Agentenfilm, und ich muss lachen, setze meine Sonnenbrille auf und zünde mir eine Zigarette an. Jetzt lachen wir beide.

Das Briefing ist kurz. «Pass auf», sagt Fadi, wie sich mein Schleuser nennt, «in einer halben Stunde kommt mein Cousin Aiman und bringt dich an die Grenze; dort wartet ein Auto, das mit dir nach Zabadani fährt.» Der Weg sei sicher, beteuert der 22-Jährige, der aus Zabadani geflüchtet ist. «Nur zwei Stunden, heute Abend bist du da», versichert Fadi. Zwei Stunden im Auto? Ungläubig schaue ich Fadi an. «Was ist mit den Checkpoints der Armee? Ich dachte, die Strassen sind gesperrt, und wir müssen nach Zabadani wandern», frage ich ihn und freue mich gleichzeitig still darüber, dass ich mein Gepäck nicht über die Berge schleppen muss.

«He, Journalist, vertraust du mir etwa nicht?», schmollt Fadi. «Hmm...», erwidere ich. «Keine Checkpoints, keine Armee, die Route ist sicher», sagt Fadi und lächelt freundlich. Zum Abschied gibt er mir noch eine Warnung auf den Weg: «Sag niemandem, dass du Journalist bist, hier gibt es Spione», flüstert er mir ins Ohr. Dann bestellt er noch einen Espresso und lässt mich mit der Rechnung allein zurück.

Drei Stunden später hält ein schwarzer Mercedes mit getönten Scheiben und quietschenden Reifen vor dem Café. Aus den offenen Fenstern wummert libanesisches Popmusik. Ein Kopf schaut hervor, der genauso aussieht wie Fadi. «Hey! Journalist! Steig ein», brüllt er gegen die Musik an. So viel zum Thema Geheimhaltung.

Kurz darauf sitze ich in einem Safehouse an der syrisch-libanesischen Grenze, einem kleinen Schmugglernest, tief in den Bergen. Von hier aus transportieren Schieber Waffen, Lebensmittel, Medikamente und Journalisten in die eine Richtung, Flüchtlinge in die andere. Das Haus ist von hohen Mauern umgeben. Im Hof parken zwei klapprige Motorräder, im Gebäude warten zwei gutgelaunte Männer. Sie sollen mich nach Zabadani bringen. Aiman begrüsst sie, Dollarscheine wechseln die Besitzer. Die Geschäfte gehen gut, es herrscht Goldgräberstimmung. Auch bei meinen Schleusern, zwei Brüdern, die ihre Namen nicht nennen wollen. Der eine ist gross und

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

dünn, der andere klein und füllig. Sie tragen Tarnhosen und Patronengürtel, Kalaschnikows und lange Bärte. Und sie sprechen kein Englisch. Was die Kommunikation erschwert, da ich kein Arabisch spreche. «Wo ist mein Übersetzer?», frage ich Aiman, worauf der grosse Dünne in schallendes Gelächter ausbricht. Der Dolmetscher könne leider nicht kommen, seine Mutter habe ihm verboten, nach Zabadani zu reisen, erklärt er mir, nachdem er sich etwas beruhigt hat. «Zu gefährlich», sagt der Dicke, nimmt seine Kalaschnikow und fügt hinzu: «Zabadani. Bumm, bumm!» Sorgen solle ich mir aber keine machen, ich sei bei ihnen in guten Händen. So richtig beruhigt mich das nicht. «Wann werden wir Zabadani erreichen?», frage ich. «In zwei Stunden, insh'Allah», antwortet der kleine Dicke. So Gott will. «Mit dem Auto?», hake ich nach. Jetzt klopfen sich beide lachend auf die Schenkel. «Auto? Welches Auto? Hier gibt es nicht mal Strassen, mein Freund.» Aiman blickt betreten zu Boden und verabschiedet sich.

Wir trinken Tee, warten, rauchen, trinken noch mehr Tee, warten weiter, lächeln uns an, schweigen. So vergehen die Stunden. Irgendwann schnappen sich die Schmuggler mein Gepäck und verstauen es auf den Motorrädern draussen im Hof. Ein Sack mit Munition hat auch noch Platz. Und los geht es. Wir fahren durch bergiges Niemandsland, auf Feldwegen und Schmugglerpfaden, passieren ausgebrannte Autowracks, die von Granaten und Raketen der Armee getroffen wurden. Nach einigen Kilometern halten die Brüder an und sagen: «Welcome to Syria!»

Für meine zwei Schmuggler ist der Grenzübertritt anscheinend ein freudiges Ereignis. Wie wild fangen sie an, mit ihren Kalaschnikows auf imaginäre Ziele an einem Berghang zu ballern. Ein verängstigter Schafhirte geht vorsichtshalber in Deckung. Die Brüder finden das urkomisch. Ich nicht. Ich denke an Armeepatrouillen, Hubschrauber und Kampfflugzeuge, die von dem Lärm angelockt werden könnten. Zielschiessen in dieser Gegend erscheint mir nicht besonders klug. Dick und Dünn sehen das gelassener.

Erst als sie ihren Spieltrieb befriedigt haben, fahren wir weiter. Kurz darauf gibt das erste Motorrad den Geist auf. Benzin alle. Dick und Dünn schieben die Motorräder unter einen Felsvorsprung und tarnen sie mit ein paar ausgerissenen Büschen. Warum wir nicht das Gepäck und die Munition mit dem zweiten Moped transportieren, ich

weiss es nicht. Von jetzt an heisst es Laufen, über zweitausend Meter hohe Gipfel, mit dreissig Kilo Gepäck auf dem Buckel.

Bei Einbruch der Dunkelheit erreichen wir die erste grössere syrische Stadt. Sie wird von der Armee gehalten. In einer Obstbauplantage wartet ein Geländewagen. «Schneller, schneller», ruft der Fahrer, ein nervöses Bürschlein, kaum älter als 16 Jahre. Wir springen auf die Ladefläche, meine Begleiter tauschen ihre Uniformen gegen Jogginghosen und T-Shirts, werfen eine Plane über mich und mein Gepäck und bringen mich in die Wohnung eines Untergrundaktivisten. Dort verstecken wir uns bis spät in die Nacht.

Ich werde einer anderen Gruppe Schmugglern und vier Rebellen, die uns Geleitschutz aus der Stadt geben sollen, übergeben. Die Aufständischen halten es für keine gute Idee, in einer wolkenlosen Nacht und bei Vollmond weiterzulaufen. Doch die Schmuggler wollen möglichst schnell nach Zabadani – und an ihr Geld.

«Es ist zu gefährlich, besser wir warten eine Nacht», sagt der Rebellenchef. «Mafi Mushkillah», antwortet ein Schmuggler. Kein Problem. Vorsichtshalber wird ein Kundschafter losgeschickt. Nach einigen Stunden kehrt er zurück. «Der Weg ist ein bisschen sicher und ein bisschen gefährlich», berichtet der Späher. Alles klar. Ich beschliesse, sein kryptisches Urteil einfach zu ignorieren. Um elf Uhr nachts brechen wir auf. Wenig später wissen wir, dass der Rebellenchef richtig lag, und deshalb liege ich nun mit der Nase im Morast. Vielleicht ist das ein guter Zeitpunkt, um religiös zu werden, grüble ich. Nachdem die syrischen Soldaten verschwunden sind und sich meine Begleiter genug über meine Angst amüsiert haben, gehen wir zu Fuss weiter.

Eine andere Möglichkeit, nach Zabadani zu kommen, gibt es nicht. Die Zufahrtswege kontrolliert die syrische Armee. Ich frage den Anführer der Rebellen, wie lange es noch dauert, bis wir unser Ziel erreichen. «Zwei Stunden, insh' Allah», flüstert er. Und für einen kurzen Moment habe ich das dringende Bedürfnis, ihm die Nase zu brechen.

Stunde um Stunde laufen wir durch Obstplantagen, entlang stillgelegter Gleise, robben an einem Checkpoint der Armee vorbei, so nahe, dass ich Soldaten lachen höre. Wir sprinten über eine Landstrasse, dabei fällt ein Rebell in ein Abflussloch,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

schlägt sich die Nase blutig, wir hetzen Berg auf, Berg ab. Zwischendurch verliert unser Führer die Orientierung. An einem zerstörten Haus auf einem Gipfel muss ich mich vor Erschöpfung übergeben. In der Ferne höre ich das dumpfe Knallen von Panzergranaten. «Zabadani!», sagt einer der Schmuggler und deutet mit dem Finger nach Süden, wo die Explosionen den Nachthimmel wie zuckende Blitze erleuchten.

Um fünf Uhr morgens erreichen wir endlich die eingekesselte Stadt. Ich steige in das Tal von Zabadani, wie in ein kaltes Bad. Am Stadtrand warten Rebellen auf Motorrädern. Der Morgen graut. Im Licht des anbrechenden Tages fahren wir durch eine Ruinenlandschaft. Links und rechts zerstörte Häuser, Panzerwracks, Schuttberge.

«Schnell. Komm rein. Granaten! Granaten!», ruft jemand. Ich werfe meine Rucksäcke ab und stürme panisch in den Hauseingang vor mir, suche Schutz, presse meinen Helm auf den Kopf und warte auf den Einschlag. Mein Herz rast. «War nur ein Witz, mein Freund», sagt der Mann und kichert. «Willkommen in Zabadani, Christ. Ich bin Fadis Onkel. Du wohnst bei mir.» Der Witzbold heisst Abu Jaber. Er nimmt mir einen Rucksack ab und führt mich in seine Wohnung im Erdgeschoss. Die oberen Stockwerke sind völlig ausgebombt. In Abu Jabers kleinem Wohnzimmer schlafen sechs Rebellen auf der Couch und auf dem Boden. Es riecht nach Schweiß und Käsefüssen. Ich bin so erschöpft, dass ich mich neben einen der Schlafenden lege und sofort wegdöse. Als ich erwache, blicke ich in das Gesicht von Abu Jaber, nur wenige Zentimeter neben mir. «Frühstück?», fragt er.

Abu Jaber, 36 Jahre alt, vor dem Krieg Elektroinstallateur, trägt die Haare nach islamistischer Mode kurz geschoren und einen wallenden schwarzen Bart. Er ist Kommandeur von Ahrar al-Sham, Islamische Bewegung der freien Männer Syriens, einer islamistischen Splittergruppe der Freien Syrischen Armee. Er sei kein Terrorist, betont er. «Warum meint der Westen, dass wir Bombenleger sind, nur weil wir an Allah glauben?» Ich will es mir mit meinem Gastgeber nicht sofort verscherzen. Trotzdem kann ich die Klappe nicht halten. «Vielleicht weil in den vergangenen Monaten unzählige Videos im Internet aufgetaucht sind, die zeigen, wie Islamisten toten Soldaten das Herz aus dem Leib schneiden», entgegne ich. «Oder weil christliche Dörfer überfallen, gefangene Soldaten enthauptet werden.» Abu Jaber kratzt sich am Kopf. In der Tat, das sei ein Problem. «Aber das ist al-Kaida, mit denen

haben wir nichts zu tun. Das sind Feinde des Islams.» Gut möglich, dass man diese Leute nach dem Sturz von Präsident Asad bekämpfen müsse. «Aber im Augenblick sind sie die Einzigen, die auf unserer Seite kämpfen.»

Es ist oft von DEN Rebellen die Rede, wenn es um die bewaffnete Opposition in Syrien geht. Aber DIE Rebellen gibt es nicht. Es sind heterogene Gruppierungen, mit unterschiedlichen Zielen, oft zerstritten. Darunter Säkulare, Studenten, Anwälte, Ärzte, Deserteure der syrischen Armee, Bauernsöhne. Inzwischen übernehmen immer mehr radikale Islamisten aus dem Dunstkreis von al-Kaida das Ruder im syrischen Bürgerkrieg. Wie Jabhat al-Nusra, Islamischer Staat für Irak und Syrien (ISIS) oder eben Ahrar al-Sham. Eines haben sie alle gemeinsam: Sie wollen Diktator Bashar al-Asad stürzen. Nur darüber, wie dieses Ziel erreicht werden und was danach kommen soll, sind sie uneins. Freie Wahlen und eine islamische Demokratie nach türkischem Vorbild? Oder ein islamistisches Kalifat mit dem Koran als Grundgesetz und der Scharia als Rechtsprechung?

Wegen des globalen Jihad-Tourismus sickern immer mehr Fanatiker nach Syrien ein, die eine Welt ohne Zwischentöne schaffen wollen und das Land aufteilen möchten in «halal» und «haram» – in erlaubt oder verboten, Freund oder Feind, Paradies oder Hölle. Radikale Islamisten und Salafisten, die aus Saudiarabien, Ägypten oder Katar kommen, auch aus Deutschland, England oder Australien, um in Syrien einen heiligen Krieg zu führen. Viele von ihnen haben sich zur al-Nusra-Front vereinigt, dem verlängerten Arm der irakischen al-Kaida. Sie verachten jeden, der den Islam anders interpretiert als sie.

Die Realität sieht düster aus. Syrien ist längst zum Spielball verschiedener Interessen geworden: ein Stellvertreterkrieg zwischen Russland, China, Iran und der libanesischen Hizbullah auf der einen Seite, Europa, den USA, Katar, Saudiarabien, der Türkei auf der anderen. Das vom tatenlos zusehenden Westen entstandene Vakuum füllen die Radikalen, die neben Waffen auch Brot und Geld im Gepäck haben und so der verarmten und schlecht ausgerüsteten Freien Syrischen Armee den Rang ablaufen. Heute weht in Städten wie Aleppo, Idlib oder Raqqa nicht mehr die säkulare Fahne der Rebellenarmee, sondern die schwarze Flagge der Islamisten mit dem islamischen Glaubensbekenntnis. In den befreiten Gebieten des Nordens sichern

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Jabhat al-Nusra oder Ahrar al-Sham inzwischen fast die komplette Grundversorgung der Bevölkerung, verteilen Essen, Medikamente, Decken, Heizöl – und drücken nebenbei den Menschen ihre Weltsicht auf, ob sie wollen oder nicht.

Saudiarabien nimmt in diesem Stellvertreterkrieg eine Schlüsselrolle aufseiten der Rebellen ein, wie Iran auf der anderen Seite. Einerseits unterstützt das saudische Königshaus die gemässigten Rebellen, wahrscheinlich mithilfe der CIA, mit Waffen, Raketenwerfern, Munition, Nachtsichtgeräten, Gewehren. Das Kalkül: die Sunniten, die wie in Saudiarabien die Mehrheit in Syrien stellen, zu unterstützen, um im Nachkriegssyrien mehr Einfluss zu bekommen. Das setzt freilich eine Niederlage Asads voraus. Gleichzeitig sorgen sich die Saudis um den wachsenden Einfluss der Radikalen, die die wahabitischen Prinzen und Könige als Feinde des Islams ansehen, als Lakaien der USA und Europa. Die Zwickmühle: Islamische Wohltätigkeitsorganisationen, viele mit steinzeit-islamistischer Gesinnung, unterstützen die Extremisten mit grosszügigen Spenden. Irgendwann, so die Sorge, werden die kampferprobten Jihadisten den Kriegsschauplatz von Syrien nach Saudiarabien verlegen.

Was in den Hinterzimmern der Weltpolitik ausgehandelt wird, interessiert Abu Jaber schon lange nicht mehr. Seine Welt hat sich auf die zerstörten Strassenzüge seiner Heimatstadt reduziert. Das trockene Knallen der Scharfschützengewehre ist zum Soundtrack seines Lebens geworden. «Komm, ich zeige dir die Stadt», sagt Abu Jaber. Doch daraus wird nichts. «Kosov! Kosov! Kosov!», krächzt es aus dem Funkgerät, das Abu Jaber, wie alle verbliebenen Einwohner Zabadnis, immer bei sich trägt. Granaten! Die syrische Armee hat wieder damit begonnen, die Stadt von ihren Stellungen aus den Bergen zu beschiessen. Wir müssen die Stadtrundfahrt verschieben.

Die ersten zwei Tage ist der Beschuss so heftig, dass wir Abu Jabers Haus nicht verlassen können. Zum Glück weiss mein Islamistenführer, wie man einen Satelliten anzapft. So haben wir zumindest Internet und können die Zeit mit Facebook und Skype totschiessen. Oder wir zocken auf dem Computer; Monopoly, Risiko. Zwischendurch beten meine Begleiter oder putzen ihre Waffen. Meistens wälze ich mich auf einer fleckigen Matratze hin und her. Auch Langeweile kann tödlich sein.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Einmal explodiert eine Granate so nahe am Haus, dass Splitter die Stromleitung kappen. Den Rest des Tages sitzen wir im Dunkeln und starren an die Decke. Abu Jaber füttert mit Essensresten eine traumatisierte, abgemagerte Katze, die sich zitternd in einem seiner Stiefel versteckt, krault ihr das Fell, versucht sie zu beruhigen, vergebens. Abends telefoniert er mit seinen beiden Kindern in einem Flüchtlingslager in Libanon. Ja, Baba gehe es gut. Baba vermisst euch. Baba kommt euch bald besuchen. Und er lacht, wenn sein Sohn ihn darum bittet, den «Esel Bashar zu fangen», damit der Krieg endlich ein Ende nimmt. «Baba liebt euch, Salam aleikum», sagt er dann, legt auf und dreht den Kopf zur Seite, damit Besucher seine Tränen nicht sehen.

In den folgenden Tagen gewöhne ich mich an den Beschuss. Wenn draussen die Granaten explodieren und der Strom ausfällt, wenn wir deshalb abgeschnitten sind vom World Wide Web, dann sitzen wir in Abu Jabers Wohnzimmer, trinken gesüssten Tee und führen lange Gespräche über den Krieg und die Zukunft Syriens. Auch hier höre ich die Fragen, die mir auf all meinen Reisen in Syrien gestellt wurden: Warum hilft uns niemand? Warum schaut die Welt dem Töten zu?

Ein neuer Morgen: Wie immer wecken uns Asads Granaten. «Beeil dich, Christ. Ich will dir etwas zeigen», sagt Abu Jaber. Er steht aufgeregt vor meiner Matratze, zieht mir das Laken weg. «Muss das unbedingt jetzt sein?», stöhne ich. «Die Granaten schlagen doch weit weg von hier ein, entspann dich.» Ich versuche seinen Rat zu beherzigen, leider erfolglos. Wie immer, wenn wir das Haus verlassen, ziehe ich meine schussichere Weste an und setze den Helm auf – was bei meinen Begleitern immer Lachkrämpfe auslöst. «Hast du Angst, Christ?», fragen sie dann und zeigen zum Himmel. «Wenn Allah will, dass du stirbst, dann stirbst du. Wenn er möchte, dass du lebst, beschützt er dich. Allahu akbar!» Gott ist gross. «Allahu akbar!», brüllen die Rebellen im Chor.

Gott mag gross sein, meine Angst ist grösser. Im Gegensatz zu meinen Beschützern finde ich den Märtyrertod keinesfalls erstrebenswert. Mein Paradies ist ein sehr irdisches. Und das widerspricht der Weltanschauung meiner neuen Freunde. Anfangs habe ich ihre Fragen nur ausweichend beantwortet, um nicht gleich als dekadenter Ungläubiger zu gelten. Ob ich Alkohol trinke? Vorehelichen Sex hatte? Ob

ich Schweinefleisch esse? Bars und Nachtclubs besuche? Erst nach ein paar Tagen traue ich mich, diese Fragen mit Ja zu beantworten. Die Reaktion der Rebellen: betretenes Schweigen. Dann klopf mir einer der Männer auf die Schultern und sagt: «Na, dann kommst du eben in die Hölle, mein Freund.» Dort könne es auch nicht viel schlimmer sein als hier, antworte ich, um die Stimmung aufzulockern. Lachen, Schulterklopfen, Küsschen links, Küsschen rechts. Aber ich solle doch bitte mit dem Rauchen aufhören, meint Abu Jaber. Das sei ungesund. Als ob herumfliegende Granatsplitter gesünder wären.

Irgendwann haben die Soldaten in den Bergen ein Einsehen, legen eine Pause ein, und ich bin froh, aus dem Haus zu kommen. Wir rasen auf Abu Jabers Moped durch die Stadt, in der Hoffnung, schneller zu sein, als die Scharfschützen zielen können. Freiwillige räumen Mauerreste von der Strasse, sammeln Schrapnellsplitter auf. «Wir müssen die Wege freihalten, damit wir fliehen können, falls wir angegriffen werden», schreit mein bärtiger Freund gegen den Fahrtwind an. Wir halten am Hauptquartier seiner Einheit. Stolz zeigt er mir das Waffenarsenal: selbstgebaute Raketenwerfer, Mörser, Granaten, kistenweise Munition. «Wir haben gerade ausreichend Waffen und Patronen, um uns zu verteidigen, aber nicht, um anzugreifen.» Ein Nebenzimmer dient den Rebellen als provisorisches Gefängnis. Darin hocken zwei Regierungssoldaten. Keine Gitter, kein Schloss. Nur einen Halbstarken, der pausenlos pafft, als Wächter. Wohin sollten sie auch fliehen. «Film sie», sagen die Rebellen und schieben mich in das Zimmer. «Mach schon! Mach schon!», fordern sie mich auf, wie Grosswildjäger, die einen erlegten Löwen präsentieren. Ich lehne dankend ab, fassle etwas von Genfer Konventionen, dass man Kriegsgefangene nicht filmen dürfe, weil auch sie Rechte haben – und ernte verständnislose Blicke. Aber ein Interview würde ich gerne mit den Inhaftierten führen, allein. Allein? Nein, das sei auf gar keinen Fall möglich.

Auf dem Rückweg hält Abu Jaber vor einem fünfstöckigen Gebäude im Stadtzentrum. Dies sei der ehemalige Polizeiposten Zabadanis, erklärt er. Auf dem Dach weht die Flagge des Regimes, an der Aussenmauer hängt ein Bild von Hafiz Asad, dem Vater des Präsidenten. Ein Dutzend Polizisten befinden sich noch in der Wache. Am Eingang, hinter Sandsäcken und Stacheldraht, hockt ein Gendarm und

winkt müde in die Kamera. Die Rebellen haben das Haus umstellt. Die Belagerten werden zu Belagerern. Es herrscht eine Art Nichtangriffspakt zwischen Widerständlern und Polizisten. «Sie tun uns nichts, wir tun ihnen nichts. Jeden Tag lassen wir sie einkaufen, damit sie nicht verhungern», sagt Abu Jaber. Ausserdem sei es hier sicherer, denn die Armee beschiesse ihre eigenen Leute nur selten.

Am Morgen des dritten Tages treffe ich Nermin, Omar und Momin. Die 31-jährige Nermin ist Chefredakteurin, Reporterin und Karikaturistin von «Oxygen», einem Revolutionsblatt. Momin und Omar sind Reporter und Fotografen. Nermin gründete «Oxygen», 32 Seiten dick, zu Beginn des Aufstands gegen das syrische Regime zusammen mit vier Freundinnen. Damals, als plötzlich alles möglich schien und sie endlich das sagen und schreiben konnten, was ihnen auf der Seele brannte, ohne dass sie jemand zensierte oder für ihre Gedanken ins Gefängnis warf. Als Menschen wie sie erst zu Hunderten, dann zu Tausenden und irgendwann zu Hunderttausenden auf die Strasse gingen, um für mehr Chancen und Rechte zu demonstrieren. Als viele hofften, die vierzigjährige Diktatur abzuschütteln, von einem Neuanfang träumten: freie Gedanken in einer freien Presse. So etwas gab es bis dahin nicht in Syrien.

Zweieinhalb Jahre später, und nachdem 110 000 Menschen sterben mussten, ist der Traum von Freiheit unter dem Schutt des Krieges fast begraben. Aber Nermin ist immer noch da. Züchtig, mit Kopftuch, wie es im konservativen Zabadani von Frauen erwartet wird. Ihren richtigen Namen will sie nicht nennen. Sie muss sich schützen und ihre Familie, vor der syrischen Armee, der Geheimpolizei, die sie suchen und ein Kopfgeld auf sie ausgesetzt haben. Seit einigen Monaten lebt Nermin bei Verwandten in einem Nachbarort, der nicht so häufig bombardiert wird. Nur für ihre Recherchen oder zum Redaktionsschluss kommt sie nach Zabadani.

Und jedes Mal setzt sie dabei ihr Leben aufs Spiel. Am Morgen passierte sie zwei Checkpoints der Armee und betete zu Allah, dass die Soldaten ihre Angst nicht bemerken. Denn in ihrer Handtasche schmuggelte sie eine Mappe mit selbstgemalten Anti-Asad-Karikaturen, die in die aktuelle Ausgabe sollen. «Wenn sie mich erwisch hätten, wäre ich jetzt tot oder im Gefängnis», sagt sie mit zitternder Stimme und holt die Mappe aus ihrer Tasche: ein Dutzend Blätter, auf denen das Leid Syriens

gezeichnet ist. Ihre Arbeit sei wichtig. «Für die Wahrheit.» Aber sie ist auch ein Drahtseilakt ohne Fangnetz. «Zum Glück kontrollieren die Soldaten Frauen so gut wie nie», sagt sie, und ein Lächeln huscht über ihr Gesicht. Ein kleiner Sieg.

Wir laufen durch die Stadt, suchen nach Menschen, die uns ihre Geschichten erzählen, passieren einen ausgebrannten Panzer, steigen über Schuttberge. Nermin zeigt auf eine Ruine. «Das war das Haus meiner Eltern.» Kaum jemand wagt sich noch auf die Strassen, alles Leben ist verschwunden. Nermin, Omar, Momin und ich sind die Einzigen hier. Ich fühle mich wie ein Statist in einem Endzeitfilm. Wir laufen dicht gedrängt an Hausmauern entlang, um den Scharfschützen kein Ziel zu geben, rennen über Kreuzungen.

Zabadani war die erste syrische Stadt, die «befreit» wurde, erzählt mir Momin. Das war im Januar 2012. Aber frei ist hier niemand. Denn seitdem ist Zabadani eingekesselt. Auf den Bergen rings um die Stadt stehen Panzer und Artilleriestellungen der Armee, die unaufhörlich die Stadt beschiessen; siebzig, achtzig Granaten täglich. Seit zwei Jahren zerstören die Geschosse Stockwerk für Stockwerk. Kaum ein Haus, dessen obere Etagen unbeschädigt sind. Zabadani ist zu achtzig Prozent verwüstet, und die wenigen verbliebenen Bewohner suchen Zuflucht in den Kellern und Erdgeschossen.

Wir besuchen die ausgebrannte Moschee, dann die Kirche nebenan, deren Glockenturm von einer Granate getroffen wurde. Momin filmt, Omar fotografiert, Nermin macht sich Notizen. «Jahrhunderte haben Christen und Moslems in Zabadani friedlich zusammengewohnt. Jetzt sind unsere Gotteshäuser zerstört», sagt Momin, ein dürrer, freundlicher Mann mit Wuschelkopf, der meistens schweigt und an seiner Gebetskette nestelt. Neben der Kanzel steht eine Kiste mit Weihnachtsschmuck, Andenken an friedliche Tage. Omar kramt in Geschenkpapier eingewickelte Kartons hervor. «Merry Christmas», sagt er und wischt sich eine Träne aus dem Gesicht, seine Stimme überschlägt sich, dann bricht er in Tränen aus. «Wir haben immer gemeinsam mit den Christen Weihnachten gefeiert. Ich vermisse das. Ich halte diesen Krieg nicht mehr aus.»

Wir ziehen weiter. An einem Fenster ohne Scheiben erscheint ein Mann, beobachtet uns und ruft herunter, dass wir besser verschwinden sollen. «Kanas!», sagt

er. «Scharfschützen!» Dann zieht er sich wieder ins Innere der Ruine zurück. Kurz darauf erfolgt ein Warnruf der Späher in den Bergen, die die Panzer beobachten. «Granate! Granate! Granate!», krächzt es aus Omars Funkgerät. Wir rennen in einen offenen Hauseingang, warten den ersten Einschlag ab. Rennen anschliessend weiter, reflexartig, geduckt, als ob wir uns so vor herumfliegenden Splittern schützen könnten. Wir flüchten in eine Wohnung. Zitternd lehnt Nermin sich gegen die Mauer, ringt nach Luft. «Wann hat das alles endlich ein Ende?», fragt sie und schliesst die Augen.

Still sitzt sie da, mit hängenden Schultern, ihr Schweigen wird laut, als draussen die Waffen für einen Moment innehalten. Dann wieder das schrille Pfeifen der Panzergranaten, eine Detonation, ganz in der Nähe. Das Minarett der Moschee ist getroffen. Gesteins- und Schrapnellsplitter prasseln gegen die Hauswand. Eine Staubwolke weht durchs Fenster.

Warum riskieren die drei Journalisten ihr Leben? Warum fliehen sie nicht nach Libanon oder in die Türkei? «Weil es meine Pflicht ist», sagt Nermin, Glitzern in den Augen. «Deshalb», sagt Momin und zieht sein Hosenbein hoch, Fussrücken, Wade und Oberschenkel sind mit Narben übersät. «Elektroschocks und Zigaretten. Eine Erinnerung ans Gefängnis. Weil ich demonstriert habe.»

Von der Euphorie des Anfangs ist heute nicht mehr viel übrig. Die Hoffnung auf einen Neuanfang ist der Hoffnungslosigkeit gewichen. Ratlosigkeit, was die Zukunft für sie bereithält. Nur der Zorn ist geblieben und der Trotz, unter dem ständigen Bombardement nicht einzuknicken. Und die Gewissheit, das Richtige zu tun. Das Leben, das sie einmal kannten, existiert nicht mehr. Und so schreiben die drei Woche für Woche, wie in einem Laufrad gefangen, gegen das Unrecht an.

«Wir kritisieren nicht nur das Regime, sondern auch die Freie Syrische Armee», sagt Nermin. «Denn sie haben uns die Revolution geklaut und die Werte verraten, für die wir auf die Strasse gegangen sind.» In fast jeder Ausgabe von «Oxygen» finden sich Artikel über Rebellen, die plündern, Menschen erschiessen oder sich gegenseitig bekämpfen. Und am meisten sorgt sie sich über die schleichende Radikalisierung innerhalb der Freien Syrischen Armee. Leute wie Abu Jaber, mein freundlicher Islamist, der sich geweigert hat, uns zu begleiten, weil Nermin eine Frau ist. «Wie konnten wir es zulassen, al-Kaida in unsere Reihen aufzunehmen? Mit welchem Recht

exekutieren manche Rebellengruppen Menschen? Das macht uns nicht besser als diejenigen, die wir bekämpfen.» Auf den Strassen Zabadanis und im Internet wird sie deshalb manchmal als Verräterin und Nestbeschmutzerin beschimpft. Die neuen Herren mögen keine Kritik.

Zwei Tage lang ziehe ich mit Nermin, Momin und Omar durch die Stadt. Wir besuchen die Gemeinschaftsküche, wo junge Männer, die noch nie am Herd standen, die wenigen Nahrungsmittel in einem grossen Kochtopf zusammenrühren und an die Einwohner verteilen. Jeden Abend bildet sich eine lange Schlange mit hungrigen Menschen davor. Wir treffen uns mit einem Bauern auf dessen verkohlten Feldern am Stadtrand, die er nicht mehr bestellen kann, weil die Armee sie beschiesst. «Asad will uns aushungern», sagt der Bauer und schenkt mir einen verschrumpelten Pfirsich. Zwischendurch bittet uns Omar, einen Moment zu warten, verschwindet in einem Haus, kommt nach einer halben Stunde freudestrahlend wieder raus, hält einen Finger mit einer Drahtschlinge in die Höhe und sagt: «Ich habe gerade geheiratet.» Normalität und Wahnsinn liegen in Zabadani nah beieinander.

Oftmals verlieren wir uns in unseren eigenen Gedanken. Anspannung und Angst lenken mich ab. Mein Kopf hat auf Autopilot gestellt. Der Instinkt, diese Reise zu überleben, überlappt meine Aufgabe, Fragen zu stellen. Ich bin plötzlich kein Beobachter mehr, sondern Teil des Geschehens, Betroffener, erlebe am eigenen Leib, was es heisst, in einer belagerten Stadt zu sein. Die Prioritäten verschieben sich. Oft sitzen wir einfach nur mit klopfenden Herzen still beieinander, halten uns an den Händen und zählen die Einschläge. In diesen Momenten sind wir uns ganz nah, und die Distanz zwischen Reporter und Protagonisten ist verwischt. Erst Wochen nachdem ich Zabadani verlassen habe, kurz nachdem das syrische Regime Vororte von Damaskus mit Giftgas beschossen liess, schreibt mir Nermin einen langen Brief, der mir all die Fragen beantwortet, die ich nicht gestellt habe, als wir zusammen waren.

In tausend Wörtern beschreibt sie darin ihre Wut darüber, dass ihr die Revolution gestohlen wurde. Sie sei am Boden zerstört, «weil der Widerstand irgendwann zum Jihad geworden ist. Einst hatten wir die grosse Hoffnung, diesem Regime aus eigener Kraft ein Ende zu setzen.» Sie fragt, ob es schlimmer sei, durch Gift zu sterben, als von einem Panzer überrollt zu werden. Von einem Scharfschützen

ins Herz getroffen, von einer Rakete zerfetzt zu werden. Oder unter Folter zu krepieren. Einen Satz musste ich immer wieder lesen, weil er von dem unbändigen Schmerz zeugt, den diese mutige junge Frau ertragen muss: «Ich bin Ehefrau und Mutter und arbeite eigentlich als Lehrerin. Mittlerweile muss ich mich vor allem um die seelischen Nöten und die Familientragödien meiner Schüler kümmern. Sie sind Kriegskinder. Einige von ihnen wurden eingesperrt und gefoltert. Ich bekomme selbst das viele Blut nicht mehr aus meinem Kopf und frage mich, wie das die Kinder machen. Wie sie die täglichen Geräusche der Bomben und Gewehre ertragen, die ständige Angst, zu sterben und gefoltert zu werden. Ich habe mein Magazin und schreibe auf, wie es mir geht in einem Klima der Angst. Ich kann klagen, dass die Welt dabei zuschaut, wie wir sterben. Sie können das nicht. Sie bleiben stumm.» «Oxygen» ist ihr Ventil, ein Katalysator, um den Irrsinn zu kanalisieren, damit er sich nicht staut, abstumpfen lässt. Jede Woche eine Ausgabe, mittlerweile sind es 74, machen sie zu einer Chronistin des Krieges. «Obwohl wir keine Drucker, keine Ahnung von Verlagswesen, keinen Schimmer vom Journalismus haben.» Und trotz aller Gefahr, trotz allen Schwierigkeiten hat sie niemals daran gedacht, aufzugeben. «Der Krieg gegen die Ungerechtigkeit dauert an, und wir werden nicht weichen. Wir werden gegen unsere Versklavung kämpfen, werden weiterhin unseren Wünschen freien Lauf lassen. Hey, vielleicht liegt die Zukunft am Ende doch in unseren Händen.» Es ist dieser eine brennende Gedanke, der sie weitermachen lässt.

Und das gilt auch für den schweigsamen Momin, der jeden Abend bei Abu Jaber vorbeischaud, um zu sehen, ob es mir gut geht. Mal bringt er eine Dose Mückenspray vorbei, mal einen Apfel oder eine eisgekühlte Cola. Irgendwo hat er einen Kebab aufgetrieben, den ich gierig verschlinge. Oder er leistet mir einfach Gesellschaft. «Ich will, dass du dich an mich erinnerst», sagt er dann. Fast vergessene Gesten der Gastfreundschaft, für die Syrien einst berühmt war, und der Versuch, ein bisschen Normalität in den Irrsinn des Alltags zu bringen.

Eines Morgens rüttelt mich Momin schon um sechs Uhr morgens aus dem Schlaf. Er will mir jemanden vorstellen. Zabadani schläft noch und die Soldaten in ihren Panzern anscheinend auch. Es sei die sicherste Zeit des Tages, sagt er. Wir halten vor einem Haus in der Stadtmitte Zabadanis, um uns herum zerschossene

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ruinen. Mariam und ihr Mann Khaled knien auf dem Fussboden ihres Wohnzimmers, breiten Transparente und Stifte vor sich aus. Ihren Nachnamen wollen sie aus Furcht nicht nennen. Sie entwerfen die Graffiti des nächsten Tages. Auf einem steht: «Wir wollen keinen Religionskrieg in Syrien». Auf dem anderen: «Dies ist eine Revolution gegen ein Regime». Es ist ihre Art, Widerstand zu leisten, friedlich, ohne Waffen, wie Momin, «weil Worte und der Verstand langfristig stärker, mächtiger sind als ein Gewehr», sagt Khaled. Tochter Shahed sitzt daneben und schaut zu, Sohn Yusef chattet mit Freunden auf Facebook, bis der Strom ausfällt. Von ihrem Wohnzimmerfenster können wir die Panzer der syrischen Armee an den Berghängen sehen.

Seit eine Granate ihre Wohnung getroffen hat, wohnt die Familie im Haus eines Bekannten, der aus Zabadani geflohen ist. Wie jeden Morgen geht Mariams Mann Khaled allein aus dem Haus, um Graffiti an Hauswände zu zeichnen. Seine Familie bleibt zu Hause, zu gefährlich ist es auf den Strassen. In seiner Hand hält er einen Eimer mit Holzkohle, mit der er die Slogans auf die Wände kritzelt. Khaled prüft die Batterien seines Funkgeräts, umarmt seine Frau, küsst die Kinder. Dann verlässt er das Haus, Momin und ich folgen ihm.

Auf der Strasse zu laufen, wäre zu gefährlich. Wir gehen Umwege, klettern über Mauern, huschen durch Gärten, laufen durch verlassene Wohnungen, in deren Wände Löcher geschlagen wurden, damit die Menschen sicher von Ort zu Ort gelangen können. Khaled führt uns hinauf in den fünften Stock eines verlassenen Hauses. Hier war früher seine Wohnung. Die Tür hängt aus den Angeln, trotzdem hat er sie mit einem Vorhängeschloss gesichert. Das Innere gleicht einem Trümmerfeld. Momin hat sich getäuscht, die Armee ist heute früher als sonst aufgestanden. Als Khaled das Wohnzimmer zeigen will, fliegt eine Granate pfeifend am Haus vorbei und explodiert im Garten. «Al hamdulillah», flüstert Khaled. «Allahu akbar», murmelt Momin. Verdammter Mist, denke ich. Aus dem Funkgerät ertönt die Warnung, dass die Panzer wieder begonnen haben, die Stadt zu beschliessen. Als wir die Wohnung verlassen, liegt auf der Strasse ein alter Mann in einer Blutlache, Granatsplitter im Kopf. Er ist tot. Momin filmt.

Wir warten drei weitere Granaten im Haus eines Nachbarn ab. Khaled überlegt, welchen Platz er heute wählen wird. Einerseits möchte er, dass die syrische Armee sein Graffito sehen kann, andererseits muss er darauf achten, nicht selbst zum Ziel zu werden. Dann beginnt er auf eine Hauswand zu zeichnen. Hin und wieder hört er auf, blickt auf die Berge, ob dort irgendetwas Verdächtiges passiert. Jederzeit bereit, in Deckung zu gehen. Meistens jedoch verlässt er sich auf die Späher, die versteckt in Häusern und an den Berghängen liegen und jede Bewegung der Armee per Funk weitergeben. Das Graffito ist fertig. Unübersehbar, auf zwei mal zwei Meter und in arabischer Schrift fragt Khaled den Westen und die Vereinten Nationen, warum sie so lange dem Morden in Syrien zusehen.

«Vom ersten Jahr an, als wir auf die Strassen gegangen sind, haben sie auf uns geschossen und uns getötet. Und die Welt denkt immer noch, dass wir terroristische Banden sind. Wir sind ein Volk, das sein Land verteidigt», sagt Khaled und betrachtet sein Werk. Schnell noch ein Foto für die Website und Facebook, dann beginnt er, das Graffito mit einem Schwamm und Wasser abzuwaschen. «Wir löschen es gleich, damit nicht alle denken, dass wir der Grund dafür waren, falls diese Stelle bombardiert wird.»

Zwei Wochen verbringe ich in Zabadani. Oft kann ich Abu Jabers Haus nicht verlassen. Doch wann immer es möglich ist, besuchen Momin und ich Doktor Abdulhameed al-Ghaibar, einen orthopädischen Chirurgen und Chefarzt des einzigen Krankenhauses in Zabadani. Er ist einer von vier verbliebenen Ärzten. Ein kleiner, untersetzter Mann. Dreissig Jahre alt, dicke Brillengläser, Vollbart, durch den unermüdlich seine Finger gleiten, während er spricht. Mal werden Jugendliche eingeliefert, schwer verwundet bei dem Versuch, Mehl und Reis nach Zabadani zu schmuggeln. Einmal ein Greis, 72 Jahre alt. Die Kugel des Scharfschützen traf ihn in den Rücken, durchschlug die Lunge, prallte an einer Rippe ab und trat oberhalb der linken Niere wieder aus. Helfer bringen verwundete Zivilisten und Rebellen in den Warteraum; Huckepack, auf Fahrrädern oder Mopeds, manchmal in Kofferräumen von Autos, obwohl diese ein zu grosses Ziel für die Grenadiere und Scharfschützen in den Bergen abgeben.

Kaum ein Tag vergeht, an dem die provisorische Klinik, mehr Lazarett als Krankenhaus, nicht beschossen wird und sich Ärzte, Pfleger und Patienten hinter Sandsäcken kauern. Kurz darauf schwappen die Opfer herein, wie Treibgut an einen Strand. Doktor Abdulhameed al-Ghaibar zieht Spritzen mit Adrenalin auf, legt Kanülen. Eilt von Patient zu Patient. Ein massiger Rebell in Tarnhosen und mit einem Schrapnellsplitter im Hinterkopf liegt auf dem Operationstisch. Aus der Wunde tropft schwarzes Blut auf seinen Kittel und den gefliesten Boden. Kameraden weinen, filmen, schreien wild durcheinander. Abdulhameed al-Ghaibar sagt, dass sie verschwinden sollen, zieht den Metallsplitter mit einer Pinzette. Der Mann brüllt vor Schmerzen, weil es in Doktor Abdulhameed al-Ghaibars Klinik weder einen Anästhesisten noch ausreichend Betäubungsmittel gibt. Und auch der Sauerstoff, mit dem Opfer beatmet werden, neigt sich zu Ende. Zwischendurch fällt minutenlang der Strom aus. Ein Notstromaggregat gibt es nicht. Und wenn das Licht wieder angeht, kniet eine Schwester am Boden und wischt in der kalten Brandung des Kunstlichts apathisch Blutlachen mit einem Handtuch auf, bis nur noch ein hellrosa Fleck auf den Fliesen zurückbleibt.

Ich frage den Arzt, wie er all das Leid aushält, die Bilder, die sich in seinem Kopf eingenistet haben müssen. Wie er seine Seele kalibriert. Er schaut mich verwundert an, als hätte er noch nie über diese Frage nachgedacht. «Für so etwas habe ich keine Zeit», sagt er. «Wir müssen weitermachen, bis wir Bashar besiegt haben. Wenn der Krieg vorbei ist, kann ich mich um meine Seele kümmern. Falls ich überlebe.»

Nachts begleite ich den kleinen Doktor bei Hausbesuchen. Da das Krankenhaus fast täglich beschossen wird, schickt er seine Patienten gleich nach der OP zurück in die eigenen vier Wände. Das sei sicherer, zumindest für die Patienten. Nachts, immer nur nachts. Die Dunkelheit ist der grösste Verbündete der Menschen hier, wenn die Scharfschützen nicht sehen können, was in der Stadt passiert. Dann fährt er ohne Scheinwerferlicht durch die dunklen Strassen, geht von Haus zu Haus, wechselt Verbände, legt Infusionen und pult Kugeln aus Gliedmassen. Oft werde ich gebeten, im Flur eines Mietshauses zu warten, bis der Arzt wieder aus einer Wohnung tritt. Keine Interviews, Fotos schon gar nicht. Dann sitze ich auf den Stufen des

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Treppenhauses, eine Frau bringt mir gesüßten Tee und Kekse, entschuldigt sich für die Unfreundlichkeit. Aber ich solle bitteschön verstehen, dass man die Identität der Anwohner schützen müsse. Die Angst, dass die syrische Regierung die westliche Presse beobachtet und die Armee Zabadani stürmen könnte, sitzt tief.

Im Krankenhaus treffe ich auch Abu Hamid, den einzigen Ambulanzfahrer und Doktor al-Ghaibars verlängerten Arm, der sich einen Spass daraus macht, den Kugeln der Scharfschützen auszuweichen, wenn er die Verletzten und Toten des Tages einsammelt. Täglich liefert er sich ein Wettrennen mit dem Tod. Die Ambulanz, ein weisser Kastenwagen, hat Einschusslöcher im Kotflügel, in der Windschutzscheibe, in der Motorhaube und Blutflecken auf der Ladefläche. Mit Freunden hat er gewettet, dass er den Krieg überlebt. Seine Freunde sind eher skeptisch.

Es wird Zeit, Zabadani zu verlassen. In den letzten Tagen wurde der Beschuss aus den Bergen immer heftiger. Einmal donnerte ein Kampfflugzeug über die Stadt und feuerte drei Raketen in ein Wohngebiet. Unbekannte erschossen den Vorsitzenden der provisorischen Stadtverwaltung. Abu Jaber befürchtet, dass Asads Truppen die Stadt einnehmen möchten. «Besser, du verlässt uns, Habibi», sagt er. Doch das ist schwieriger als gedacht. Einer der Schmuggler, die mich nach Zabadani brachten, wurde bei einer Razzia verhaftet. Gerüchte machen die Runde, dass seine Kumpels mich den Regierungstruppen zum Tausch anbieten wollen. Abu Jaber ist besorgt. Von nun an darf ich seine Wohnung nicht mehr verlassen. Am Eingang stehen Bewaffnete, die mich beschützen sollen. «Du sollst entführt werden, mein Freund. Aber keine Sorge, wir bekommen dich heil aus der Stadt», sagt er.

Entführungen sind inzwischen für ausländische Reporter zur grössten Gefahr in Syrien geworden. Allein im September und Oktober wurden mindestens achtzehn Journalisten entführt. Andere, wie die freien Reporter Austin Tice und James Foley, sind seit über einem Jahr spurlos verschwunden. Noch vor wenigen Monaten galten Journalisten als Verbündete und Freunde, ein Sprachrohr zur Welt, die sich immer weniger für Syrien interessierte. Das änderte sich, als die Islamisten die Macht in vielen Teilen Syriens übernahmen. In der kruden Weltanschauung von al-Kaida und Co. sind Journalisten Spione des Westens, ungläubig noch dazu. Verbrecherbanden versprechen sich üppige Lösegelder. Oder sie müssen einfach nur als Sündenböcke für

enttäuschte Rebellengruppen herhalten, die ihre Wut über die Tatenlosigkeit des Westens an Reportern auslassen. Im November 2013 exekutieren Islamisten erstmals einen ausländischen Reporter, einen Iraker, vor laufender Kamera.

Drei Tage Warten. Drei Tage voller Angst und Ungewissheit. Immerhin: Momin beschützt mich, ist mein ständiger Begleiter. In der Zwischenzeit verhandelt Abu Jaber mit anderen Schmugglern. Doch kaum jemand will das Risiko eingehen, da die syrische Armee den Belagerungsring um die Stadt immer enger zieht. «Mafi mushkillah, mafi mushkillah», kein Problem, wiederholt Abu Jaber wie ein Mantra. Es soll mich beruhigen und bewirkt doch nur das Gegenteil. In der Nacht des dritten Tages hält ein Pritschenwagen. «Schnell, schnell», ruft Abu Jaber. «Steig ein, niemand darf dich sehen.» Auch Momin ist da, um sich zu verabschieden. Ich hole ein paar verknitterte Dollarscheine aus meiner Tasche, will sie Abu Jaber geben, als kleine Entschädigung dafür, dass er mich zwei Wochen lang in seinem Haus aufgenommen hat, mich beschützte und mir zu essen gab. «Du gehörst zur Familie, Christ. Ich will dein Geld nicht.» Basta. Wir umarmen uns. «In zwei Stunden, insh'Allah, bist du in Sicherheit.» Inzwischen weiss auch ich, dass dies eine gutgemeinte Lüge ist.

Herrscher wider Willen

Seit seiner Geburt beobachten Wissenschaftler in Westafrika jeden seiner Schritte: die Geschichte des Schimpansen Kuba, der nie Anführer werden wollte - und nun doch einer sein muss.

Von Karin Steinberger, SZ-Magazin, 25.10.2013

Er liegt auf dem Waldboden, Füße in den Händen, den Arm an einen Baum gelehnt, sehr lässig, sehr männlich. So verbringt er die Tage, der starke Mann im Dschungel von Taï. Fast ein bisschen lächerlich, wenn man bedenkt, was für ein Softie er eigentlich ist.

Weiß der Himmel, wie er zum Herrn des Waldes werden konnte, ausgerechnet er, der lieber mit Kindern spielt, als sich um die geschwollenen Hinterteile der empfängnisbereiten Weibchen zu kümmern; er, der voller Hingabe Fruchtknödel auf seinen Lippen balanciert, aber nur widerwillig große Äste durch den Dschungel schleppt, um die anderen Jungs zu beeindrucken. Kuba: der schlechteste Nestbauer des Regenwaldes, der schon mal mitten in der Nacht durch die Dunkelheit fällt, weil ihm sein lausig zusammengebogenes Ästebett unter dem Hintern wegbricht.

Seit fast zwei Jahren ist er das Alphamännchen, der Chef in diesem Teil des Waldes. Ein Herrscher ohne Lust aufs Herrschen. Ein Schimpanse, so groß, dass alle kuschen, so jung, dass ihn die Alten verprügeln würden, wenn es sie noch gäbe. Aber es gibt keine Alten mehr.

Sein Vater Zyon war 31 Jahre alt, als er das Alphetier wurde. Keiner wusste besser als er, wann eine Kopulation Sinn macht. Keiner wachte wie Zyon über die Frauen, keiner lenkte die Konkurrenz so gekonnt ab. Der nette Zyon, der seinen Vorgänger eher aus Versehen so geschlagen hatte, dass der kurz nach dem Kampf verendet war. Zyon schwängerte alle, auch Kabisha, die am 23. Juni 1996 ein Kind gebar, dem die Forscher den Namen einer fernen Insel gaben: Kuba.

Vom Vater hat Kuba das Gesicht, die eingefallenen Backen. Und die Ohren. Ein bisschen zerrupft, wie gefaltet, als hätte sie jemand gegen den Strich gebügelt. Ohren mit Knick. Nach der Tragödie bekam Kubas linkes Ohr auch noch einen Riss. Aber das kam später.

Manchmal sitzt Kuba mit seinem zerrissenen Ohr im Wald, die Arme auf die Beine gestützt – wie Rodins Denker, nur behaart. Um ihn herum der Radau des Dschungels: die erbärmlichen Schreie der Baumschliefer, die Rufe der Weißnasenmeerkatzen, das Geknarze der Zikaden, die Flügelschläge des Hornbills. Es gibt nicht viel, was ihn aus der Ruhe bringt. Solange man ihn nicht beim Essen stört.

Als Kubas Welt noch weich und behütet war und nach der Mutter roch, war er schreckhaft. Kabisha ließ ihren Sohn nicht los, drückte ihn an ihren haarigen Bauch. Er hing an ihr wie ein Stofffetzen, klapperdürr, kein Gramm Fett, ein Spirulli, dem der linke Daumen wegstand wie ein falsch angeschraubtes Ersatzteil.

So fing Kubas Leben an, kopfüber an der Mutter hängend, bei 97 Prozent Luftfeuchtigkeit, umringt von 5360 Quadratkilometer Wald, dem größten zusammenhängenden Stück Regenwald, das es in Westafrika noch gibt. Der jämmerliche Rest dessen, was sich einst zwischen Senegal und Togo ausgedehnt hat, weit im Westen der Elfenbeinküste, fast an der Grenze zu Liberia.

Es war von Anfang an ein Leben unter Beobachtung: Vom ersten Tag an folgten ihm die Forscher des Max-Planck-Instituts für evolutionäre Anthropologie, die hier seit mehr als dreißig Jahren arbeiten. Der Kleine sah den Dschungelboden an sich vorbeirauschen und spürte die schwielen Finger seiner großen Schwester, die an ihm herumtastete. Und sah die Menschen, die hinter ihm durch den Wald stolperten. Für ihn gehören sie dazu.

Die Mutter kam in der Rangordnung so weit hinten, dass die halbstarken Männchen erst an ihr die Grenzen austesteten. Mit der Milch aus ihren hängenden Brüsten sog Kuba die Angst auf. Die Angst vor den Halbstarken, den zänkischen Weibchen, den Rivalen im Osten, den Leoparden, die durch den Dschungel streifen, tödlich leise. Und vor den Menschen, die die Mutter Jahre später auf dem Markt verkauften: in Stückchen zerlegt, Buschfleisch.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es gibt Gesetze im Wald, eines davon lautet: Ein Alphamännchen, das wegrennt, ist nicht mehr lange Alphamännchen. Kuba rennt nicht weg. Er rennt aber auch nicht unbedingt hin, wenn etwas los ist. Er schaut erst mal.

Schimpansen lernen das Überleben, indem sie zuschauen und nachahmen. Wenn Kuba sich einen großen Stein sucht und damit die harten Pandanüsse aufschlägt, suchen sich die Kleinen auch einen großen Stein und schlagen sich die Zehen damit wund. Wenn er mit einem Stock in einen Haufen Treiberameisen bohrt und sie vom Stecken leckt, versuchen es die Winzlinge mit einem viel zu kurzen Stecken und rennen dann schreiend davon, wenn sie von Hunderten aggressiven Ameisen überrannt werden. Wenn er sich ein Weibchen packt, versuchen die kleinen Jungs das auch. Der ganze Affe so groß wie der geschwollene Hintern der Schimpansin.

Die Kleinen sehen zu, wie die Alten sich gegenseitig beißen und anklaffen, wie sie Leoparden zielgenau mit Steinen bewerfen. Sie sehen, wie sie sich wild küssen, sich gegenseitig Finger in den Mund stecken, sich umarmen und das Fell pflegen. Wilde Diplomaten, wie der Affenforscher Frans de Waal sie nennt. Sie sehen die schamlosen Betteleien der Mütter, die sich neben jeden hocken, der etwas erlegt hat, wie sie sich an alle ranmachen, grenzenlos unterwürfig, bis ein Knochen für sie abfällt.

Es ist so einfach: Ein Männchen, das teilt, hat es leichter bei den Frauen.

Als Kuba klein war, beobachtete er die beeindruckenden Machtdemonstrationen seines Vaters: wie Zyon sich auf die Hinterbeine stellte, die Haare gesträubt, wie er Bäume schüttelte und gewaltige Äste durch den Dschungel schleppte mit einem unglaublichen Getöse. Er sah uralte Schimpansen, die herumtollten wie Kleinkinder, und große Angeber, die bei Gefahr immer noch zur Mutter rannten.

Kuba übte. Er jagte Gleichaltrige um Bäume herum, biss ihnen in die Zehen, zog ihnen die Füße weg. Die Mütter pflegten gegenseitig ihr Fell und ihre guten Beziehungen. Rivalinnen, Freundinnen, je nachdem. Wenn einer der Kleinen zu stark zubiss und der andere anfang zu schreien, kam sofort dessen Mutter angerannt und schlug den Übeltäter. Dann kam die zweite Mutter und verprügelte die erste Mutter.

Mit seinem Halbbruder probte Kuba das Mannsein: Sie hockten nebeneinander auf Lianen, fläzten sich in Baumgabeln, fassten sich gegenseitig an die winzigen Eier

und versuchten immer mal wieder sehr kleine Bäumchen zu schütteln, Zweiglein herumzuschleppen. Die Weibchen gähnten – noch. Wenn Kuba langweilig war, zerrte er den Halbbruder an seinen Segelohren durch den Wald, Ohren, wie sie Zyons Kinder tragen. Bis der Halbbruder im August 2001 zusammen mit seiner Mutter verschwand. Immer mehr Schimpansen starben. Nur der Kleine mit den gefalteten Ohren und dem verkrüppelten Daumen überlebte alles: Kuba.

Er ist jetzt 17 Jahre alt, dem Tod ist er bis jetzt immer entkommen. Selbst *Bacillus anthracis* erwischte ihn nicht: Anthrax, Milzbrand. Das Sterben ging rasant. Morgens waren die infizierten Schimpansen müde, dann fingen sie an zu kotzen, dann bekamen sie Fieber, dann fielen sie vom Baum. Drei Stunden vom ersten Symp-tom bis zum Sterben. Acht Schimpansen verschiedener Gruppen verendeten zwischen Oktober 2001 und Juni 2002. Ihre Kadaver lagen herum wie Verteilerstationen für den Tod.

Die Schimpansen taten, was sie immer tun. Sie versammelten sich, zupften am Leichnam, als wollten sie, dass er wieder aufsteht, sie legten Äste über ihre Toten. Sie trauerten.

Im Land um den Tai-Nationalpark herum machten die Menschen die Sache nur noch schlimmer. Seit der Unabhängigkeit von Frankreich 1960 war die Elfenbeinküste eigentlich immer relativ stabil gewesen. Aber es begann zu kriseln. Die Kakaopreise fielen, im Dezember 1999 rebellierte die Armee, es folgte ein Staatsstreich, der Präsident wurde entmachtet, man fing an darüber zu streiten, wer ein wahrer Einheimischer, ein echter »Ivorer« ist und wer nicht.

Zyon war noch immer das Alphamännchen, ein miserabler Nüsseknacker, aber der beste Begatter weit und breit. Kuba hatte schwer zu kämpfen gegen seinen sexbesessenen Vater, der sich die Mutter nahm, auch wenn der Kleine auf ihrem Rücken saß. Der Sohn ertrug die Begattung mürrisch: Auge in Auge mit dem Vater. Im Januar 2002 bekam Kuba eine Schwester.

Und immer waren die Wissenschaftler des Max-Planck-Instituts für evolutionäre Anthropologie aus Leipzig dabei. Kuba kennt den Wald nur mit ihnen. Sie folgen ihm, seit er denken kann, sie verfangen sich in Lianen oder kämpfen sich über umgefallene

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Urwaldriesen, sie fluchen leise, wenn sie sich die Arme an den dornigen Palmen aufreißen, und kämpfen gegen Insekten, wenn sie auf dem durchweichten Waldboden liegen, während er in den Baumwipfeln herumlümmelt. Sie sammeln mit Pipetten seinen Urin ein, zählen die Nüsse, die er knackt, schreiben die Namen der Freunde auf, mit denen er spielt. Sie warten früh am Morgen unter dem Nest und bleiben, bis er sich schlafen legt. Dann tippen sie Koordinaten in ihre GPS-Geräte, um ihn am nächsten Tag wiederzufinden. Wenn er im Morgengrauen auf dem Boden liegt, wissen sie, dass er sein Nest wieder mal gebaut hat wie ein wahrer Mann: schlampig.

Die Primatologen haben erforscht, wie die Schimpansen Steine zum Nüsseknacken benutzen und wie sie dieses Wissen von Generation zu Generation weitergeben. Sie haben versucht zu verstehen, wie die Tiere gemeinsam jagen, wie sie mit Fleischgeschenken ihre Beziehungen pflegen und wie sie sich im dichten Dschungel orientieren. Sie haben alte Männchen gesehen, die Waisenkinder adoptieren, sie haben brutale Kämpfe unter Nachbargruppen beobachtet. Schimpansen streiten sich, sie versöhnen sich, sie schmieden Koalitionen.

Als Charles Darwin 1871 von einer möglichen Verwandtschaft zwischen Menschenaffen und Menschen sprach, wurde er beschimpft und verlacht. *Pan troglodytes*, der Gemeine Schimpanse, dessen Erbgut zu fast 99 Prozent mit dem des Menschen übereinstimmt. Einer wie wir?

Heute geht es den Wissenschaftlern eher um das, was uns überhaupt vom Menschenaffen unterscheidet, Gefühle, Sprache, Gebrauch von Werkzeug, Kultur, Bewusstsein? Nichts?

Kuba kennt die Menschen, sie stören ihn nicht. Er geht so nahe an ihnen vorbei wie kein anderer. Und die Menschen kennen ihn. Sie haben sein Leben in Blöcke geschrieben, haben notiert, wann er wen gekrault hat und wann er sich von wem hat kraulen lassen. Sie haben beobachtet, wann er sein Essen teilt und mit wem. Alles Politik. Im finstersten Wald erkennen sie ihn, sogar von hinten: die Ohren.

Und er kennt seine Forscher. Wenn er merkt, dass sie die Häufchen einsammeln, die er hinterlässt, kackt er ihnen schon mal direkt vor die Gummistiefel.

2002 mussten die Primatologen den Regenwald bis Mitte 2003 verlassen, das Land um sie herum befand sich im Bürgerkrieg. Die Elfenbeinküste wurde in zwei Teile zerrissen, Blauhelme wurden stationiert, niemand konnte die Wissenschaftler schützen. Und sie konnten die Schimpansen nicht mehr schützen. Die Schüsse der Wilderer kamen immer näher, aus dem Osten, dem Westen, von überall.

Es gibt Krankheiten, es gibt Todfeinde. Und es gibt den Menschen, der den Schimpansen den Lebensraum raubt, der sie verspeist und verfolgt und eindringt in die wenigen Gebiete, die ihnen noch bleiben. Der Regenwald in Tai steht seit 1926 unter Schutz, seit 1972 ist er Nationalpark, in der Elfenbeinküste ist es verboten, wild lebende Tiere zu töten oder zu verkaufen. Aber für einen Teller Buschfleisch zahlen die Menschen in der Stadt viel Geld. Und in den Dörfern gibt es in Krisenzeiten kein billigeres Fleisch.

100 000 Schimpansen sollen vor ein paar Jahrzehnten noch in der Elfenbeinküste gelebt haben. Jetzt dürften es nicht mal mehr tausend sein.

Am 7. November 2002 wurden Kubas Mutter und seine kleine Schwester das letzte Mal gesehen. Ende November tauchte Kuba wieder auf: als Waisenkind.

Für Schimpansen ist die Beziehung zwischen Mutter und Kind die engste im Leben. Eine Mutter, die ihr Junges verliert, trägt den leblosen Körper oft tagelang durch den Wald, sie zerrt ihn hinter sich her, stupst ihn an, legt ihre Finger auf sein kleines Gesicht. Die meisten Schimpansenkinder, die zu früh ihre Mutter verlieren, sterben.

Kuba war sechs, als die Menschen ihm die Mutter nahmen. Er hatte das Glück, dass sein Vater gerade Zeit hatte: Zion, der Weiberheld. Der Alte war kurz davor als Alphamännchen von einem 25 Jahre Jüngeren abgelöst worden. Es war eine kampflose Abdankung. Er wusste, dass er keinen großen Eindruck mehr machte, zahnlos, wie er war. Er war ein zufriedenes Männchen, die Weibchen liebten ihn hinter dem Rücken des anderen.

Zion stieg mit seinem Sohn auf die höchsten Bäume, er kralte ihn, kitzelte ihn und verteidigte ihn gegen alle, die ihm zu nahe kamen. Er war nicht die Mutter, aber er war besser als nichts.

Überhaupt schien Zyon eine neue Seite an sich entdeckt zu haben. So leidenschaftlich, wie er sich früher um die Weibchen gekümmert hatte, kümmerte er sich jetzt um die Kinder. Um alle Kinder. Er zog mit ihnen durch den Wald. Zyon und sein Kindergarten. Immer weniger Zähne, aber immer mehr Liebe.

Kuba war verhuscht, ein typisches Waisenkind. Wenn ihn jemand schlug, schlug er zurück. Niemand konnte damals ahnen, dass er 2011 die Macht übernehmen würde.

Seine Stimme bekam damals einen immer eigentümlicheren Klang, sehr hoch, sehr eindringlich. Er war jetzt Onkel, seine große Schwester hatte ein Kind bekommen. Er fingerte an dem wimmernden Schimpansenbaby herum wie damals seine Schwester an ihm. Sein Lachen klang wie ein tiefes Schnaufen.

In der Elfenbeinküste versuchten die Menschen es mit einem Entwaffnungs- und Machtteilungsabkommen. Der Bürgerkrieg wurde wieder mal für beendet erklärt. Kuba wuchs und wuchs. Ein Weibchen nach dem anderen forderte er heraus. Anfang 2008 vermöbelte er die Matriarchin. Aber er schlug nicht einfach zu, er wusste, dass es ohne das Wohlwollen der Weibchen nicht geht. Er war schlau.

Und das Sterben ging weiter, Dezember 2009: Erst waren die Babys dran, keines älter als zwei Jahre. Sie husteten, Flüssigkeit lief aus ihren Nasen, ihre winzigen Körper lagen im Wald wie Streuobst.

Nach ihnen starben die erwachsenen Schimpansen. Immer mehr Forscher flogen ein, Medikamente im Gepäck. Und das schlechte Gewissen, schuld zu sein an dem, was jetzt geschah. Sie zählten die Toten und legten sich auch mal in den Nächten neben die Lebenden, die auf dem Waldboden lagen wie Leopardenfutter.

Man hörte kein Lachen mehr, keine Fressensgrunzer. Die Schimpansen, die es normalerweise nicht sein lassen können, sich zu berühren, fassten sich nicht mehr an. Die meisten Männchen lagen in ihren Nestern, von unten sah man ihre Füße baumeln. Sie aßen nichts, sie spielten nicht, sie starben ohne Gegenwehr. Aus den Bäumen hörte man das Husten der Tiere, wie Kettenraucher.

Für die Leoparden war es ein Fest. Von einem Männchen ließen sie nur einen Arm, ein Bein und den Kopf übrig.

Der Tod kam mit dem Respiratory-Syncytial-Virus und dem Metapneumo-Virus, denen die Schimpansen nichts entgegenzusetzen hatten. Von den Menschen in den Wald geschleppt. Die Wissenschaftler errichteten Hygiene-Barrieren um ihre Camps: Wer jetzt in den Wald will, muss die Kleidung wechseln, Gummistiefel und Hände desinfizieren, niemand darf Abfall im Wald lassen, niemand in den Dschungel spucken, wer urinieren will, muss ein Loch graben. Mindestabstand zu den Schimpansen: sieben Meter. Es gilt jetzt eine fünftägige Quarantänezeit, bevor man in den Dschungel kann. Die jungen Schimpansen kennen die Menschen nur noch mit Mundschutz.

Kuba schleppte sich durch den Wald. Aber er war gesünder als die meisten anderen. Er ging von einem zum anderen, setzte sich unter ihre Nester, stupste die am Boden Liegenden an, die Körper von Fliegen bedeckt. Er machte seine Runden – die anderen starben.

Die Wissenschaftler gingen mit Blasrohren bewaffnet durch den Wald und impften die schwer kranken Schimpansen mit Antibiotika-Depot-Spritzen. Ein paar haben ihnen das bis heute nicht verziehen. Sie drehen sich weg, wenn man mit einer Kamera auf sie hält.

Als das Sterben endlich ein Ende hatte, waren in Kubas Gruppe 14 Schimpansen tot. Und Zion wurde nie wieder gesehen. Kubas gefaltetes Ohr hatte einen Riss.

So viele Alte waren tot, so viele Junge, so viele Kinder. Sie spielten nicht mehr miteinander, sie lausten sich nicht mehr gegenseitig das Fell. Es war, als würden sich die Überlebenden nicht mehr trauen.

Es gibt in diesem Teil des Dschungels keine alten Schimpansen mehr. Nur noch Jüngelchen, Halbstarke, wie Kuba. Er war jetzt einer der Größten. Aber ihn interessierte das Alphagetue eigentlich nicht, die Kopulationen. Er sah sich an, wie das Alphamännchen hinter den Weibchen herjagte, den großen Zampano machte – und spielte mit den Kindern.

Als er dann doch das Alphamännchen herausforderte, war es wie ein Versehen. Kuba vermöbelte den Chef und ging breitbeinig und mit großem Rücken durch den Wald. Sein Selbstbewusstsein war jetzt greifbar.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dann kam der Tag, als das Alphamännchen vor Kuba wegrannte. Seitdem ist er der Chef, sehr diplomatisch, fast vorsichtig. Ein großer Taktierer. Er geht nur selten dazwischen, wenn eines der jungen, präpotenten Männchen auf die Weibchen einschlägt. Die Halbstarke besänftigt er durch bedingungslose Aufmerksamkeit, er lässt sie nicht aus den Augen. Mit seinem Vorgänger hat er gleich nach dem Machtwechsel das Essen geteilt und hat ihn mit seinen Essensgrunzern eingelullt. Sie waren und sind Freunde.

So macht es Kuba, wenig Gebrüll und Bäumegeschüttel. Als wüsste er, dass es nicht um die Show geht, sondern um etwas viel Größeres: ums Überleben.

Kuba pflegt jetzt eine neue Art des Herumlümmelns. Er liegt auf dem Rücken, hält seine überkreuzten Füße mit den Händen fest, den Arm lässig an den Baum gelehnt. Er sieht aus wie ein Mensch, wenn er da so liegt. Aber es sieht nur so aus.

Die Diva im Meer

Warum nur regen sich alle immer gleich so auf, wenn von Sylt die Rede ist? Unsere Autorin war zum ersten Mal dort. Sie entdeckte ein bezauberndes Eiland zwischen Größenwahn und Demut.

Von Frauke Hunfeld, stern, 24.07.2014

Der Platz zwischen Himmel und Erde ist klein und schmal an diesem Tag. Der Himmel grollt und lässt sich hängen wie eine alte, nasse Decke. Die Grabsteine der toten Kapitäne, die einst Walfangschiffe über die Meere navigierten, scheinen die Schultern einzuziehen. Ganz in der Ferne verschwimmen das Watt und die Wolken mit den Möwen zu einer Unendlichkeit. Und wahrscheinlich ist es eine gute Idee, eine Geschichte über die Nordseeinsel Sylt auf diesem Friedhof zu beginnen. Weil Sylt so oft totgesagt wurde und weil so viele Sätze auf Sylt und über Sylt mit dem Wort „früher“ anfangen und weil es so viele verschiedene „Früher“ gibt auf Sylt. Aber vor allem, weil dieser Friedhof an der alten Seemannskirche von Keitum mit diesem Blick in den Himmel und in das Wattenmeer ein besonderer Ort ist, einer der magischsten dieser Insel voller Magie. Die Anhöhe war schon in vorchristlicher Zeit eine heilige Stätte, und vielleicht deswegen genoss die kleine Kirche aus dem 13. Jahrhundert göttlichen Beistand. Fast alle Kirchen, die Sylt zu jener Zeit besaß, wurden verschluckt, zehn liegen am Nordseegrund. Das Meer hat sie geholt. Das Meer, der große Feind, der große Freund. Das Meer, das Reichtum nach Sylt brachte, weil die Männer zur See fuhren, und Unglück, weil viele nie wieder zurückkehrten.

Früher also. Früher war Traugott Giesen hier Pastor, der Gott liebte, die Insel, aber auch den guten Wein. Noch früher waren die Flicks auf Sylt und Brigitte Bardot, Axel Springer und Ulrike Meinhof, Peter Boenisch und Fritz Teufel, Rudolf Augstein, die Burdas, die Bismarcks, die Bayern. Und noch davor kamen die Maler und die Dichter, Emil Nolde und Max Frisch und Alfred Andersch und Thomas Mann. Jetzt aber kommen immer noch eine Million Leute jedes Jahr nach Sylt, und ganz

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Deutschland hat eine Meinung, egal ob man schon mal hier war oder nicht. Und da gibt es anscheinend nur bedingungslose Liebe oder abgrundtiefen Hass. Reizklima halt.

Wer an Sylt denkt, denkt oft zuerst an Kampen. Für manche ist es sogar das Gleiche. Denkt an die Sechziger und an den Strönwai, die sogenannte Whiskymeile, wo all die Stars und Sternchen ihre Autos, ihre Brüste und ihr angeblich wildes Leben zur Schau stellten. In Wahrheit sind es eher brav gepflasterte Whiskymeter, hundert vielleicht, weniger Whisky als Wein, vier, fünf bekannte Läden, das Gogärtchen, der Rauchfang, das Pony, wo Gunter Sachs angeblich mal mit Romy Schneider tanzte. Dabei fand Romy Schneider Sylt zu doof, zu kalt, zu windig und zu nackt. Überhaupt ist das alles sehr lange her. Romy Schneider starb an gebrochenem Herzen, Gunter Sachs hat sich erschossen, und das Gogärtchen, das mit den Jahren zu einem Ort geworden war, an dem abgehalfterte Berühmtheiten ihren goldenen Zeiten hinterherweinten, hat seit eineinhalb Jahren einen neuen Betreiber. Der heißt Florian, nach dem berühmten Promi-Lokal in Berlin (nein, Spaß, der heißt einfach so Florian), und der ist zwar noch recht jung, aber schon ein erfahrener Sylter Gastronom. Eine seltene Mischung. Seit Florian das Gogärtchen betreibt, ist der Laden jedenfalls wieder voll, besucht von einer ebenso seltenen Mischung, wie man sagt: Junge und Alte, Leute mit Geld, Leute mit Geschmack, Leute ohne Geschmack, Leute mit Humor, Leute mit Namen und Leute, die diese Namen kennen.

500 Einwohner hat Kampen, 1200 Zweitwohnsitze und mehr als 35 000 Gäste. Und die aus dem Fernsehen laufen hier in echt herum, der Jauch, der Kerner, der Netzer, der Klopp. In Kampen allerdings gehört es zum guten Ton, so zu tun, als erkenne man sie nicht, und wenn doch, als seien sie nichts Besonderes. Das kann ja auch ein Grund sein zu kommen, weil auch der Klopp und der Jauch mal der Jürgen und der Günther sein wollen, wenigstens im Urlaub.

120 Quadratmeter für 21 Millionen Euro

Der Himmel reißt auf, er ist jetzt eine hellblaue Kuppel mit goldgelbem Guckloch ins Universum, und unten am Kampener Watt gibt es Sand und Wind und

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Horizont und Wasser und alles wieder endlos. Vielleicht ist genau das der Grund, warum die Reichen der Republik hier ihre Häuser haben, wegen dieses Blicks und dieses Versprechens. Dass alles immer so weitergeht und niemals aufhört, nicht der Himmel, nicht der Horizont und alles andere eben auch nicht.

Die Leute, die hier wohnen, heißen alle „Vorsicht, Hund“. Das jedenfalls steht an den Friesentoren zwischen den Friesenwällen vor den Friesenhäusern mit den heruntergezogenen Reetdächern. Wenn da überhaupt etwas steht außer „Sicherheitsdienst Sylt“. Die Gegend hier um den Hobokenweg, den Heideweg, den Heidenwinkel ist die teuerste Gegend Deutschlands. Die meisten Häuser sehen obenrum fast bescheiden aus und klein, sind aber unterkellert, nicht wenige mehrstöckig, nicht selten mit Schwimmhalle, Kinosaal, Tiefgarage. Eines weiter hinten heißt „Masurenhof“ und wurde gerade verkauft. Es hat vielleicht 120 Quadratmeter und bietet einen schönen Blick, wenn auch nicht den schönsten, und kostet heute 21 Millionen Euro. Morgen vielleicht schon 22.

Wer hier in der Siedlung auf die Porsches wartet, die Maseratis oder die Jaguars, wartet allerdings meist vergebens. Es kommen Punkt neun Uhr Honda Civics in die Siedlung, Polos, Transporter. Es sind die Gärtner, die Putzfrauen und die Handwerker. Denn die Häuser stehen die meiste Zeit leer. Ein, zwei Wochen im Jahr, öfter kommen die Besitzer nicht, manche auch nur alle zwei Jahre, manche jahrelang gar nicht. In dieser Zeit lüften Hausmeister das Anwesen, heizen, kühlen, schneiden die Hecken, fahren die leeren Mülltonnen an die Straße und rollen sie leer wieder zurück, streuen im Winter die Wege für Fußgänger, die niemals kommen. Man kann auch vorgetäushtes Leben buchen, um Einbrecher abzuschrecken oder Neugierige. Dann liegt die neueste „Vogue“ auf einer Sonnenliege, ein Kinderball auf dem Rasen, ein kleines Indianerzelt wird öfter umgebaut, und Fahrräder werden tagsüber an die Hauswand gelehnt. Das Klappern von Tellern, das Brummen von Staubsaugern, das Rascheln von Brötchentüten und ein paar Stimmen kommen vom Computerstick und Schatten, die Bewegung simulieren, auch. Das Basispaket kriegt man für 800 Euro im Monat, Extras extra. In den Gärten haben sich die Kaninchen eingerichtet, spielen auf dem Rasen und duschen an heißen Tagen unter den Sprengern, die das Personal regelmäßig umstellt. Oft hoppeln sie durch die Alarmanlagen, und auf irgendeinem

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sylter Sicherheitsmonitor piept es, und wieder sind 90 Euro verdient. Den Kaninchen geht es bestens und den Sicherheitsdiensten auch. Und wenn der Sprenger mal versagt: Es gibt Dienstleister, die den Rasen grün färben, wenn die Besitzer kommen oder das Haus zum Verkauf steht. Am Nachmittag, wenn das Personal weg ist, wird es trotzdem still in der Siedlung. Die Rosen duften, die Hecken wuchern, und die Häuser sehen verwunschen aus und anschmiegsam wie im Auenland. Jeden Moment könnte jetzt Bilbo Beutlin aus den Hagebutten springen, aber auch er scheint unterwegs. Im Dorf finden sie es zwar schade, dass so viele Häuser im Auenland leer stehen, aber sie feiern trotzdem ihre Feste und singen und dichten, und ein bisschen freuen sie sich, dass die Bilbo Beutlins dieser Welt gerade hier ein Haus haben. Denn irgendwann werden sie kommen und sich zu ihnen setzen und von ihren Abenteuern erzählen und vielleicht von ihren Schätzen. Bis dahin glitzert das Watt, die Möwen schreien, die Schlickwürmer bringen sich in Sicherheit, und der Wein schmeckt trotzdem.

Immobilienhaie und Finanz-Barrakudas

Von dicken Fischen hat die Insel ja traditionell gelebt, und die Frage, ob der Sylter den dicken Fisch an Land zieht oder der dicke Fisch den Sylter ins Wasser, war immer schon eine des Überlebens. Früher waren es die Wale, heute sind es die Immobilienhaie, die Finanz-Barrakudas, die Sylt als Bank missbrauchen, weil sie nicht wissen, wohin mit ihrem Geld. Und dabei vergessen, dass selbst beim Monopoly die wichtigste Regel die ist: Wenn dir alles gehört, ist das Spiel aus. Allein spielen und von sich selbst Miete kassieren, weil die anderen pleite sind oder nichtmehr auf der Insel wohnen, ist öde. Dann kann man nur noch das Brett umwerfen, und alles fliegt dir um die Ohren. Auf Sylt, sagen viele Sylter, ist es fast so weit: Die Insulaner verlassen die Insel, weil sie sich Wohnraum nicht mehr leisten können oder wollen. Die Kommunen versuchen dagegenuhalten, öffentlichen Wohnraum zu schaffen, aber noch ist nicht klar, wer gewinnt. Dörfer leeren sich, das Personal pendelt vom Festland, Kindergärten und Schulen schließen, und im Krankenhaus Westerland hat die einzige Geburtsstation der Insel zugemacht. Gebürtige Sylter wird es nun bald nicht mehr geben.

Dafür gibt es rund 300 Immobilienbüros auf der Insel. Die gut riechenden jungen Männer in ihren gut sitzenden Anzügen nicht mitgezählt, die an Werktagen mit dem Autozug vom Festland kommen, um auf Sylt bei alleinstehenden alten Damen in alleinstehenden alten Friesenhäusern vorzusprechen, um ihnen die Vorteile eines schicken Seniorenstifts schmackhaft zu machen. Manchmal ist der Verkauf auch Notwendigkeit: Was hat einer davon, wenn sein Haus drei Millionen „wert“ ist, wenn er sich die Reparatur des Weichdachs von seinem Kellnergehalt nicht leisten kann? Und was macht eine Familie, wenn Oma stirbt, und es gibt drei Erben, aber angesichts des Hauswerts kann keiner die beiden anderen auszahlen?

Gerade sucht die Gemeinde Sylt einen neuen Bürgermeister, und Gabriele Pauli, die „rote Rebellin“ aus Bayern, meldete sich. Frau Pauli hat schon eine Idee, was sich gegen die Sylter Wohnungsnot tun ließe: „Eine Zweitwohnungssteuer von 20 Prozent in die Gemeindekasse würde die Immobilienhaie einschränken.“

Auch die Linke wollte neulich für höhere Steuern demonstrieren und gegen die Ungleichheit. Es ging ein bisschen hin und her, weil die Bürgersteige zu schmal sind für einen Protestmarsch. Der einzige mögliche Platz wäre privat gewesen, den hätten sie mieten müssen, und zwar vom Juwelier. Es fand sich dann doch eine Lösung: Der Strönwai wurde für eine Stunde gesperrt. Das ging, denn sie waren am Ende doch nur 40, und so schmal sind die Bürgersteige auch wieder nicht.

Legendärer Kiosk am Strand

Nirgendwo ändern sich das Wetter und die Stimmung schneller als auf Sylt. Deswegen gibt es an der Buhne 16 am Kampener Weststrand auch keine festen Öffnungszeiten. Aufgemacht wird, wenn Gäste da sind, zugemacht wird, wenn keine Gäste da sind. Die Buhne 16 ist auch so ein legendärer Ort: ein Kiosk mit Terrasse am Strand, gegründet von Brüdern, die in den Sechzigern ihre Rettungsbretter zu Surfbrettern umfunktionierten und dachten, sie hätten das Wellenreiten erfunden. Und Jahre später geradezu geschockt waren, als sie per Zufall in einem Magazin Bilder von Surfern in Frankreich entdeckten. Mittlerweile sind die Surf-Opas in Rente gegangen, reiten nur noch gelegentlich auf den Wellen und haben die Holzhütte mit Terrasse und

Weltruhm an die Söhne Tim und Sven übergeben. Sie selbst fahren früh raus und fangen Makrelen, die es dann abends vom Grill gibt.

Sind wenig Leute da heute, der Wind ist gerade ganz schön kalt, und Tim und Sven schlürfen Kaffee, schweigen und sehen aufs Meer. „Irgendwann ist ja auch alles gesagt“, sagt Tim nach einer Weile. Dann lässt die Sylvie anrufen, die jetzt wieder Meis heißt, um für die Sommerparty zu reservieren. „Nee, reservieren geht nicht“, sagt Tim. „Aber kommt vorbei“, sagt er versöhnlich, „es ist wirklich für jeden hier Platz.“

Was auch stimmt. Schon allein, weil die Jungs von der Buhne 16 den Gästen erlauben, die Weinkühler und Gläser mit runter an den Strand zu nehmen, wo die dann trinken können, zusammen auf den Horizont starren und mit den Füßen im Sand bohren, und der Strand ist ja endlos.

Es gibt natürlich auch noch andere Strandgaststätten, das wunderbare La Grande Plage zum Beispiel, auch so ein kleines Aussteigeraufsteigermärchen: Manfred „Manni“ Hermann war nämlich Verwaltungssachbearbeiter, als ihm irgendwann, recht spät, dämmerte, dass er als Sylter Junge da draußen am Strand besser aufgehoben ist als in einer Schreibstube. Jetzt ist er sein eigener Herr und bekannt für die wunderbare Atmosphäre in seinem 50-Leute-Strandrestaurant, für einfallsreiches Essen und die Strandsauna, in der man alles ausschwitzt, was nervt. Und dann ab in die Nordsee.

Oder die Sturmhaube, die die Betreiber von Lutter und Wegner führen, in sensationeller Lage, mit großer Terrasse und Wahnsinnsblick. Ob die auch so wunderbar ist? Die Sylter sagen nichts Schlechtes, sie sagen einfach gar nichts und gucken sehr friesisch, und das versteht, wer es versteht. Und dann sagen sie: Die ham ja auch noch was in Berlin. Und in Mannheim. Und in Remagen. Und in Osnabrück ...

Der Sylter hat nämlich was gegen Ketten, außer sie kommen von Sylt. Jürgen Gosch, der nicht nur von Beruf Fischhändler ist, sondern auch in der Seele, kam in den Sechzigern mit einem Schuhkarton auf die Insel. Er verkaufte Aale am Strand, dann Krabben und Fischsuppe mit Korn, inzwischen hat er elf Restaurants auf der Insel sowie 26 Franchisenehmer außerhalb Sylts und die Fast-Food-Kette Nordsee für immer von der Nordseeinsel vergrault. Jeden Tag steht er mit seinen 73 Jahren in einem seiner Läden, denn ohne ihn, da ist er überzeugt, geht es nicht.

Gosch ist reich geworden auf Sylt, anfangs mit Fisch, jetzt auch mit Immobilien. „Das ganze Gerede, dass die Insel untergeht, das höre ich seit 40 Jahren. Ist doch schön, wenn die Reichen kommen. Ist es besser, wenn die Armen kommen? Und ein altes Haus, das hundert Jahre ist, reißt man ab und baut ein neues. Was ist denn schlimm daran? Man muss mit der Zeit gehen“, sagt der alte Mann. Dann kommt ein Paar an den Tisch und sagt: „Herr Gosch, auf Ihrem Knoblauchbaguette war auch schon mal mehr Butter. Das war ja ganz trocken.“

Das Imperium aus den Dünen

Auf dem Weg nach Süden liegt verträumt in den Dünen das Sansibar, für viele ein anderer Inbegriff von Sylt. Das Sansibar ist ein bisschen wie Paris Hilton: vor allem deswegen so berühmt, weil es so berühmt ist. Drinnen ist es ganz schön voll und deswegen ganz schön laut, und draußen stehen ein paar Bänke davor, und ehrlich gesagt ist nicht sofort klar, wo die Bretterbude aufhört und das Edelrestaurant anfängt. Aber weil hier so viele hinwollen und weil das Essen wirklich gut ist, die Preise akzeptabel sind und der Wein lecker ist und deswegen die Leute schnell locker und lustig werden und dabei eng aufeinanderhocken, ist die Stimmung hier oft sensationell.

Das Sansibar, erfunden von einem Schwaben, ist aber auch so eine Hals-nicht-voll-Geschichte, made in Sylt. Angefangen als Kiosk in den Dünen, hängt inzwischen ein Imperium an dem Restaurant, mit Sansibar-Weinhandel, Sansibar-Mode, Sansibar-Parfüm, Sansibar-Halsbändern, Sansibar-Gläsern und Sansibar-Taschen, Sansibar-Hundesofas und allem möglichen anderen Sansibar-Zeugs, das der Mensch nicht braucht, aber offenbar haben will und wofür er viel Geld bezahlt.

Natürlich ist auch das Sansibar mit seinem Jubel und Trubel und Rubel nicht Sylt.

Das eigentliche Sylt liegt in der Einsamkeit. In der Einsamkeit, die man auch in der Hochsaison leicht finden kann. Im Norden zum Beispiel, wo Deutschland am nördlichsten ist und eine schmale Landzunge aus Heide, Dünen und Sandstrand ins Meer leckt, bewohnt nur von ein paar Schafen. Im Süden, wo einem beim Umrunden

der Hörnum-Odde das Meer von drei Seiten auf den Leib rückt und man auf dem Rücken im Sand liegend der Ewigkeit beim Vergehen, den gefräßigen Fluten beim Landklau und Sylt beim Kleinerwerden zusehen kann. Das eigentliche Sylt liegt in der Luft, in der sich Salz und Sauerstoff, der Geruch von Dünen, Sand und Sommer auf einzigartige Weise mischen.

Das eigentliche Sylt, sagt Susanne Zingel, die seit neun Jahren Pastorin in Keitum ist, liege in dem, was die Insel und das Meer mit den Menschen machen, und sie meint damit nicht „den Kopf freikriegen“, wie der Hamburger gern sagt. Zingel ist Seelsorgerin und spricht aus Erfahrung davon, wie diese Sylter Endgültigkeit Menschen berührt und aufwühlt, Konflikte hochspült und Wogen glättet. Wie die Insel Hochmut provoziert und Demut lehrt, Zugehörigkeit zu dem, was mal war und was ist und was niemals bleibt.

Sie erzählt von Familien, die sich nur hier einmal im Jahr treffen, weil sie nur hier sprechen, streiten und sich vertragen können. Sie erzählt, dass manche die Kirche nur betreten haben, um für kurze Zeit dem Wind zu entrinnen und hier das erste Mal eine Stille erleben, die sie süchtig macht. Sie erzählt auch, dass nicht jeder das aushält und die Antwort auf das Rauschen oft der Rausch sei und das Vergessen. Sie erzählt von Nachtwanderungen am Meer, von Geheimkonzerten in der Kirche, sie berichtet von dem Zusammenhalt der Insulaner, die im Winter, wenn die Gäste fort sind, auf sich gestellt sind.

Und während sie das alles erzählt in ihrem kleinen Zimmerchen neben dem Altarraum der von den Göttern beschützten Seemannskirche, hört man Orgeltöne einer Bachsonate, die ein Organist vom Festland seiner Frau zum Geburtstag in einem Privatkonzert darbietet, vermischt mit dem ewigen Nörgeln des Sturms.

Die Betreiberin des Puffs singt im Kirchenchor

Sylt ist die Insel der Deutschen. Sylt hat alles, was Deutschland hat, auf kleinstem Raum. Eine Investruine in Keitum, wo man auf eine Art Hochstapler reingefallen ist und die in bester Lage vor sich hinrottet, Größenwahn in Kampen, Minderwertigkeitskomplex in Westerland, Gentrifizierung allerorten, nur dass die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Leute nicht an die Ränder ausweichen können, da ist ja das Wasser. Zwölf Asylbewerber in einem Friesenhaus im Ortskern von Keitum, das immer noch ein bisschen aussieht wie Schlumpfhausen, die sich wahrscheinlich jeden Morgen fragen, wo um Himmels willen man sie hier abgeschmissen hat. Die besten Gastronomen, die wertvollsten Weine, feinste Delikatessen. Aber es gibt natürlich auch Aldi und Lidl. Es gibt Paare im Regenjacken-Partnerlook, Familien mit einem Sackvoll Kindern und Butterbrot Dosen, aber eben auch Erfolgreiche, Neureiche, Berufserben und Kokaindealer.

Apropos Dealer: Gemessen an Berlin, Hamburg oder Ballermann ist Sylt ein braver Ort. Die Leute saufen zwar, schlagen sich, beklauen sich, wie überall - aber alles in kleinem Rahmen. Es gibt zwei bis vier Prostituierte in einem Puff, dessen Betreiberin im Kirchenchor singt. Zwei Sylterinnen nehmen gelegentlich Geld für sexuelle Dienstleistungen, in der Hochsaison reisen zwei weitere Kolleginnen vom Festland an. Und ein bisschen Aufregung: Bordellkönig Jürgen Rudloff wollte einen Gentlemen's Club eröffnen, und bevor der Bauausschuss der Gemeinde geschnallt hatte, was da kommt, hatte er es schon genehmigt. Dann gab es Proteste, Alice Schwarzer drohte mit Unterstützung, und dann kniff Herr Rudloff den, ja, den Schwanz ein. Wäre eh kein gutes Geschäft geworden, sagen manche Sylter, denn die reiferen Herren, die man hier mit den jungen Frauen sieht, bringen sich doch ihre Amüsierdamen selbst mit.

Ab und zu wird Kokain gefunden, ab und zu ein Juwelier überfallen, ab und zu ein Koch ge- oder erschlagen, weil das Essen nicht geschmeckt hat. Manche Sachen gibt es öfter - Trunkenheitsfahrten, Einbrüche -, manche Sachen aus naheliegenden Gründen gar nicht: Autodiebstähle, Entführungen, so was. Sylt ist, was Kriminalität betrifft, im Sommer eine Stadt, im Winter ein Dorf.

Allerdings ist, kriminalistisch ausgedrückt, bei Delikten ohne direkt Geschädigte das Dunkelfeld relativ groß. Anders gesagt: Solange Kokaindealer oder -genießer sich nicht gegenseitig anzeigen, solange unter Prostitution nicht fällt, nach reichen Liebhabern Ausschau zu halten, so lange weiß man nicht, was man alles nicht weiß. Wie überall.

Sylt, die empfindliche Schöne, ist launisch, unberechenbar, bezaubernd, brutal. Vielleicht kann man Glück intensiver empfinden, wenn man auch mal Pech hat. Vielleicht kann man Licht besser erkennen, wenn man auch den Schatten sieht. Vielleicht kann man die Sonne intensiver genießen, wenn man weiß, dass es gleich wieder regnet. Sylt ist eine Diva, die dich gerade noch wärmt, mit sanftem Leuchten und unschuldig weiß betupftem Himmelblau und die, kaum fühlst du dich verstanden und aufgehoben, dir die Liebe entzieht, die eiskalte Schulter zeigt und dir Sand, Wind und Regen ins Gesicht spuckt. Und ihre Verachtung.

Touristen sind immer die anderen

Sylt kann sich gerieren wie New York, mit seinen Promis und Sternchen und Sterne-Restaurants, die am Abend die Tische dreimal belegen. Sylt kann angeben wie eine Horde Affen, Kleider und Glitzer und Glamour spazieren tragen, Society spielen und auch sein. Und so tun wie tiefste Provinz, in der schon um 19 Uhr die Übergardinen zugezogen werden und man sich von Fremden den Namen erst nach drei Wintern merkt.

Sylt hat eben beides, die Westseite, die wild ist und aggressiv, laut, einnehmend und unverschämt, aber auch die Wattseite, leise und voll stiller Schönheit, die schmeicheln kann und auch mal zuhören.

Gäste identifizieren sich mit ihrem Urlaubsdorf; ein Westerländer würde niemals in Kampen Urlaub machen und umgekehrt, und diese Feindschaften werden offenbar auch in München-Schwabing, Stuttgart und Hamburg-Blankenese liebevoll weitergepflegt. Man ist immer schon zum wievielten Mal auf Sylt und also schon fast Insulaner oder schon ganz Insulaner, weil man ein Haus hat oder eine Beteiligung an einem Haus oder weil man den Wirt des Stammlokals duzt, wie jeder. Touristen sind natürlich immer die anderen.

Diese eine Liebe wird nie zu Ende sein, sangen auch die Ärzte schon in den Achtzigern in ihrem Hit „Westerland“ und gaben ihr zwischenzeitliches Abschiedskonzert passenderweise im Kurhaus der dortigen Fußgängerzone, weil in jede ordentliche Fußgängerzone Westdeutschlands in den 80er Jahren halt auch ein

paar Punks gehörten. Und Westerland sieht heute noch so aus wie die Fußgängerzonen in der alten Bundesrepublik. Wes terlandwes terlandwes terland, wenn man es sehr schnell spricht, hört es sich auch an wie Westdeutschland. Nur einen Springbrunnen gibt's in der Fußgängerzone von Westerland leider nicht. Dafür am Ende das Meer, friedlich blubbernd in einem Moment und aufbrausend, tosend, heulend, brüllend und um sich schlagend im nächsten, und den Strand, zuckersüß, zuckerweiß, endlos.

Bei manchen geht die Liebe so weit, dass sie sich schon in Jahren bester Gesundheit ein Grab sichern, das sie dann selbst besuchen können, mit Blick aufs Watt. Fritz Raddatz ist da nicht der Einzige. Es muss ein komisches Gefühl sein, jedes Jahr die Rechnung für die „Grabpflege Raddatz“ zu bezahlen, aber wahrscheinlich nichts gegen das erhebende Gefühl, dass man eines Tages für immer hierbleiben, Teil dieses magischen Ortes werden kann. Besser kann man nicht vorsorgen. Und endlich eine Immobilie auf Sylt.

Sylt ist jedenfalls ziemlich Borderline. Bei Menschen ist das ja eine Krankheit. Aber eine Insel darf so sein.

Fünf Tonnen am Tag

Paketboten schleppen Kühlschränke und Matratzen, Bücher und Schuhe: Noch nie haben die Deutschen so viel bestellt. Um die Pakete billig zu liefern, werden auch Zusteller der DHL ausgebeutet.

Von Anne Kunze, DIE ZEIT, 05.12.2013

10.00 Uhr, 0 Stufen, 220 geladene Pakete

Der Bote parkt immer in der Mitte der Straße. "Kurze Wege, darauf muss man achten", sagt Stefan Maier. Er zwingt sich nach hinten, zu den Paketen. Ein Heizstrahler ist dabei, eine Mikrowelle, eine Matratze, ein Flachbildschirm, ein Fahrrad, Adventspäckchen und dazu, wie immer, haufenweise Bücher und Klamotten. Er greift zwei Amazon-Pakete, schlägt die Tür zu und einen Laufschrift an. Sein Tempo konstant zu halten, sagt Maier, sei das Wichtigste, auf keinen Fall zu langsam, aber auch nicht zu schnell, "ich muss ja den ganzen Tag überleben".

Maier, 32 Jahre alt, arbeitet für DHL, aber er ist nicht dort angestellt, sondern bei einem Subunternehmer. Man erkennt das kaum, weil Maier ein gelbes T-Shirt mit rotem DHL-Schriftzug trägt und in einem gelben DHL-Laster Pakete ausfährt. Zuständig ist er für 4.000 Haushalte in elf Straßen einer typischen Berliner Wohngegend: Kopfsteinpflaster, die Häuser sind fünf Stockwerke hoch, Altbauten ohne Aufzug, mit Seitenflügeln und Hinterhäusern, einige unsaniert. Auf dem Gehweg klebt Hundescheiße.

Im November hat die Deutsche Post DHL in Deutschland jeden Tag fünf Millionen Pakete zugestellt. Jetzt, vor Weihnachten, sind es acht Millionen. So viele wie nie zuvor. "Warum die Leute so viel bestellen? Na, aus Bequemlichkeit! Denkt doch keiner nach über die Prozesse, die da dranhängen", sagt Maier.

Am Haus angekommen, drückt er aufs Klingelschild, ohne zu schauen, "der Herr Baldic wohnt ganz oben". Wartet. "Hektik bringt gar nix." Beim zweiten Klingeln öffnet sich die Tür.

"Amazon-Bücher sind wenigstens nicht so schwer, aber ich muss damit oft in den fünften Stock rennen, das macht die Belastung aus." Maier nimmt jede Stufe einzeln und atmet bei jeder zweiten aus. Sein Körper, klein und drahtig, sieht von hinten aus wie ein sehr gerader Pfeil. An der Tür steht in weißem T-Shirt ein junger Mann und grinst. "Das ist Sport hier hoch, nicht?" Meier lächelt, scannt das Paket, hält den Scanner zur Unterschrift hin, wünscht einen schönen Tag. Erst beim Runtergehen sagt er: "400 bis 500 Höhenmeter lege ich zurück, einmal am Tag ist das Empire State Building locker drin."

Das Wort, das Maier – nach dem in die Klingelanlage geschickten "Die Paketpost ist da!" – am häufigsten sagt, ist: Kunde. "Ich denke immer aus Kundensicht", "immer kundenorientiert". Er bleibt freundlich, auch nach vielen Stunden und Beschwerden von Menschen, die ihre Pakete nicht bekommen haben oder wieder mal eines für ihre Nachbarn annehmen sollen.

10.30 Uhr, 340 Stufen, 212 geladene Pakete

Die Deutsche Post DHL ist der größte Logistikkonzern der Welt. In diesem Jahr rechnet sie mit einem Gewinn von bis zu drei Milliarden Euro. Der Chef heißt Frank Appel. Das Paketgeschäft nennt er den "wichtigsten Wachstumstreiber" seiner Firma, und Appel möchte, dass sie noch mehr Pakete ausliefert. Deswegen will er seinen "wichtigsten Wachstumstreiber" weiter optimieren: Noch rascher sollen die Pakete beim Kunden sein, möglichst schon am nächsten Tag, so schnell wie Briefe, verspricht Appel.

Zur Wahrheit über den Paketboom gehört auch, dass diejenigen den Preis drücken, die die Pakete verschicken: Experten schätzen, dass Händler wie Zalando gerade mal zwei Euro pro Paket bezahlen. Das dürfte die Kosten der Zusteller kaum decken. Den Druck gibt die Post nach unten weiter, immer tiefer, bis er bei Stefan Maier ankommt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Jeden Morgen trifft Maier die anderen DHL-Zusteller an den Ladeluken. Lastwagen haben die Pakete über Nacht in riesigen Containern in eine Halle gekarrt, Lagerarbeiter verteilen sie früh morgens auf Rutschen. Am unteren Ende einer solchen Rutsche wartet Maier darauf, was der Tag ihm bringt. Er sucht seine Pakete heraus, sortiert sie und belädt seinen Transporter. Zwei Stunden dauert das.

In diesen beiden Stunden verdient Maier kein Geld, auch am Abend, wenn er den Wagen mit den nicht zugestellten Paketen zurückbringt, verdient er nichts. Geld verdient Maier nur, wenn er ein Paket zustellt. Pro Paket bekommt er rund 50 Cent. Wenn niemand da ist, der sein Paket annimmt, bekommt er nichts.

Maiers Tage dauern von 7.30 Uhr bis 19.30 Uhr, und oft arbeitet er an sechs Tagen in der Woche. Was soll ich denn machen, fragt sein Chef, ich habe niemand anderen, du musst kommen.

Wenn es gut läuft, bekommt Maier am Ende des Monats 1.500 Euro auf sein Konto überwiesen.

Wenn es schlecht läuft, bekommt Maier am Ende des Monats 1.000 Euro auf sein Konto überwiesen.

Ob es gut oder schlecht läuft, hängt nur davon ab, wie viele Pakete Maier zustellen kann.

Ihren eigenen Zustellern zahlt DHL, wenn sie drei Jahre lang dabei sind, ein Gehalt von rund 2.000 Euro brutto im Monat, unabhängig davon, wie viele Pakete sie zustellen. Fest angestellte DHL-Zusteller arbeiten 38,5 Stunden in der Woche, Schichtdienste und Überstunden werden extra bezahlt.

Es passiert höchst selten, dass ein Fahrer eines DHL-Subunternehmens über seine Arbeit redet, und wenn es doch vorkommt, hat die Post ein hohes Interesse daran, herauszufinden, wer gegen die internen Regeln verstößt. Deswegen heißen Stefan Maier und die Menschen, denen er auf seiner Tour begegnet, in Wirklichkeit anders. Weitere Details sind geringfügig verändert, gerade so weit, dass die Identität des Zustellers geheim bleibt. Sein Arbeitsvertrag mit dem Subunternehmer und seine Gehaltsabrechnungen liegen der unserer Zeitung vor.

11.30 Uhr, 880 Stufen, 188 geladene Pakete

Maiers Auto, ein alter Mercedes Sprinter, bei dem die Tür hinten nicht richtig schließt, ist vollgestopft mit Paketen. Sie stapeln sich in den Regalen und im Mittelgang. Die Pakete mit Matratzen und Lattenrosten wiegen 20 Kilo, Kühlschränke 25 Kilo, Lautsprecherboxen 22. Die Pakete mit Hantelscheiben, Katzenstreu, Hundefutter und Waschpulver sind 31,5 Kilo schwer.

31,5 Kilo: So viel dürfen Pakete wiegen, damit DHL sie verschickt. "Das ist die Hälfte meines Gewichts", sagt Maier. Drei bis fünf Tonnen schleppen Paketzusteller wie Stefan Maier am Tag. "Das hat mit Post nix mehr zu tun", sagt Maier. Nach und nach hat die Post das Geschäft der Spedition übernommen – zur Freude der Händler, die für schwere Kisten bei DHL nicht mehr bezahlen müssen als für leichte. Und zum Ärger von Maier.

Sätze, die er hört, wenn er fragt, ob man ihm auf der Treppe ein Stück entgegenkommen und tragen helfen könne.

"Ne, ich hab's am Knie", sagt die Frau, die den Stepper bestellt hat.

"Ne, is nich mein Job", sagt der Mann, der drei Weinpakete aus der Pfalz bekommt.

"Sie haben gefälligst mir entgegenzukommen", sagt der Mann, für den der Flachbildschirm ist.

Die Einzige, die ihm an diesem Tag entgegengeht, ist eine junge Spanierin, die gerade erst eingezogen ist und einen Schrank bestellt hat.

12:30 Uhr, 1.300 Stufen, 170 geladene Pakete

Die Deutsche Post hat das Land in rund 40.000 Bezirke eingeteilt, in denen sie Pakete ausliefert. Davon darf sie 990 an Subunternehmer vergeben, so hat sie es mit der Dienstleistungsgewerkschaft ver.di vereinbart. "Nach unseren Beobachtungen werden diejenigen Bezirke fremdvergeben, die eine hohe Belieferungsdichte haben: wo man schnell und flexibel auf das hohe Paketaufkommen reagieren muss", sagt Jan Jurczyk, der als ver.di-Sprecher die Paketdienste seit vielen Jahren beobachtet. Es sind Viertel, in denen viele Menschen wohnen, in denen die Zusteller mit schweren

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Paketen voller Wein, Windeln und Katzenstreu viele Treppen laufen müssen. Stefan Maier nennt seinen Bezirk, den fremdvergebenen, "ein räudiges Viertel". Er sagt: "Die Post hat sich die Sahnestücke rausgesucht."

Wie viele Menschen zu ähnlichen Bedingungen wie Stefan Maier arbeiten, kann selbst Jan Jurczyk nicht genau sagen, und bei DHL spielt man die Sache mit den Subunternehmern herunter. Auch auf Nachfrage nennt das Unternehmen keine konkrete Zahl. Nur so viel: 60.000 Zusteller seien insgesamt für DHL unterwegs.

Fest steht, dass es viele Stefan Maiers gibt. Ver.di schätzt, dass allein für die Paketdienste UPS, Hermes, DPD, Trans-o-flex und DHL Express Germany mindestens 33.000 Zusteller bei Subunternehmen arbeiten. Ein Großteil der Subunternehmen werde aber nicht erfasst, betont Jurczyk.

Maier spricht über seinen Chef dankbar und loyal. "Wer hätte mich denn genommen mit meinem Lebenslauf?" Klar, sagt er, er wisse jetzt auch, welchen Preis er für seinen Job bezahle. In seinem Leben war bereits einiges schiefgelaufen, bevor er als Paketbote anfing. Als 2008 die Pleite von Lehman Brothers die Finanzwelt erschütterte, hatte auch Maier sich gründlich mit Aktien verspekuliert. "Zuerst waren es die sicheren Sachen, auf die ich gesetzt habe, Banken zum Beispiel. Als die Kurse purzelten, purzelten, dachte ich, kaufte weiter, weiter, wusste ja keiner, was passiert, niemand hatte das so erlebt." Seine Anstellung bei einer Versicherung kündigte er, weil er es mit seinem Gewissen nicht mehr vereinbaren können, "den Leuten etwas anzudrehen, von dem ich weiß, dass es nicht gut ist für sie". Seitdem beißt er sich durch, bisher hat er sich noch immer selbst geholfen.

Zugleich ist er wütend auf die Verhältnisse, und seine Verhältnisse bestimmt DHL. "Ich hab so einen Hals auf diese Post", sagt er. Maier sagt, er und seine Kollegen müssten jedes Jahr erneut ein polizeiliches Führungszeugnis vorlegen, für DHL, die wiederum alle paar Monate Belehrungsschreiben schicke, die man unterschreiben und über die man schweigen müsse. "Da steht dann drin, dass man nicht in kaputte Pakete reinschauen darf und so." Außerdem überwache die Post die Fahrer der Subunternehmer regelmäßig und unangemeldet, sie habe sogar die Möglichkeit, Mitarbeitern des Subunternehmens Hausverbot zu erteilen und sie damit faktisch zu entlassen. DHL weicht einer Antwort aus und verweist auf den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Subunternehmer. Er sei verantwortlich "für die Zuverlässigkeit seiner Erfüllungsgehilfen (...). Er wird nur solche Erfüllungsgehilfen einsetzen, für die er ein aktuelles polizeiliches Führungszeugnis vorliegen hat."

14:00 Uhr, 2.200 Stufen, 128 geladene Pakete

Maier hat immer Hunger, obwohl er ständig isst. Jedes Mal, wenn er in den Wagen steigt, um ein paar Meter vorzufahren, beißt er von einem Mozzarellabrötchen, einem Schokoriegel ab, trinkt mezzo mix, nie ist es genug Ersatz für die Energie, die er verbraucht.

14:30 Uhr, 2.500 Stufen, 116 geladene Pakete

In den meisten Berufen in Deutschland steigen die Anforderungen. Selbst Hilfsarbeiter müssen nun technisch versiert sein. Aber in manchen Bereichen der Dienstleistung, wie der Logistik und dem Onlinehandel, vereinfachen und standardisieren Arbeitgeber die Tätigkeiten für ihre Mitarbeiter, wie:

Paket greifen, aussteigen, laufen, klingeln, warten, Treppen steigen.

Arbeitspsychologen sprechen von einem Neo-Taylorismus und meinen Aufgaben, die bis ins Kleinste zerlegt und kontrolliert werden. Sie führen die psychischen Probleme und die Demotivation vieler, die Pakete zustellen, Briefe sortieren, Klamotten einpacken, darauf zurück, dass diese Tätigkeiten so stark zerstückelt und überwacht werden. Die Chefs in diesen Branchen sind nicht die Coaches ihrer Mitarbeiter, wie es heute in Betrieben häufig gelebt wird, sondern ihre Regenten. Für die Gestrauchelten der Gesellschaft ist Paketzusteller nun, während des Paketbooms, der typische Job geworden, ganz so, wie es zu Beginn des Jahrtausends die Jobs im Callcenter waren.

Vor einem halben Jahr hat Maier gesagt: "Ich kann's nicht mehr. Der Rücken, der Stress." Der Chef gab ihm frei, und zum ersten Mal seit drei Jahren hat Maier Urlaub gemacht, zwei Wochen im Juli, polnische Ostsee, gemeinsam mit der Mutter.

15:30 Uhr, 3.060 Stufen, 98 geladene Pakete

Hundescheiße riecht Maier, bevor er sie sieht. Von den Bordsteinkanten, wo sie meistens liegt, hält er weiten Abstand. Als er doch reintritt, versucht er gar nicht erst,

den Schuh durch eine Pfütze zu ziehen, sondern sucht sich einen Stock und kratzt sie sich von den Sohlen, er weiß: dann geht sie am besten weg.

Klingeln.

Für die Häuser hat er keinen Schlüssel, aber wenn niemand aufmacht, kommt er meistens mit seinem "Schnapper" rein, wie er sagt, einem gebogenen Plastikstück, geschnitten aus einer alten 1-Liter-Cola-Flasche: Wichtig sei, dass man die Ecken rund feile, sonst bleibe man hängen. Er schiebt den Schnapper in die Haustür und drückt ihn dort runter, wo es eng wird. "Das sind so kleine Tricks, um schneller voranzukommen. Das ist offiziell illegal, mich hat auch schon mal einer angemacht: ›Das ist Hausfriedensbruch! Ich ruf die Polizei!‹"

Paket greifen, aussteigen, laufen, klingeln, warten, Treppen steigen.

Die Freude im Gesicht von Maier, als er bei Frau Schulze läutet, die Erwartung in der Stimme: "Frau Schulze, ich hab hier mal wieder 'n Paket für Sie." Im vierten Stock wartet schon Frau Schulze, im gelben Jogginganzug, mit dem Euro in der Hand. "Da hab ich immer schon mein Trinkgeld sicher", sagt Maier. Auch zwei ältere Herren, die mit einem Papagei zusammenleben, geben Trinkgeld, eine ältere Dame ebenso. Der Paketbote nimmt an diesem Tag acht Euro Trinkgeld ein, "ganz gut", findet er.

Früher waren Boten auch die Chronisten der Städte und Dörfer, sie überbrachten mit den Briefen auch Geschichten. Seit dem radikalen Wandel im späten Mittelalter, um 1530, seit nicht mehr nur Fürsten, Kaiser und Kirchenleute, sondern alle Menschen Post empfangen durften, ist das der Beruf des Postboten. Auch Stefan Maier kann von den Städten und ihren Bewohnern erzählen. Er weiß, dass die Frau in Nummer 27, Erdgeschoss links, Leuten die Haare schneidet, schwarz. Er weiß, dass der Mann in Nummer 45, erstes Obergeschoss rechts, aus seiner Wohnung heraus einen Elektronikhandel betreibt, der ganze Flur steht voller Pakete. Die Frau in 102, zweites Obergeschoss, Hinterhaus, kifft zu viel. Der Typ in 87, viertes Obergeschoss, hat schon wieder eine neue Freundin. Maier sieht schwangere Frauen, die beim nächsten Paket schon das Baby im Arm halten, sieht Paare sich finden und wieder trennen, sieht

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

seit Neuestem viele junge Spanier und Portugiesen in Wohngemeinschaften ziehen.

Maier muss jetzt viel Englisch sprechen auf der Tour.

16:30 Uhr, 3.860 Stufen, 75 geladene Pakete

Kaum fassen kann Stefan Maier, dass man Pakete kostenlos zurücksenden darf. Im Schnitt gehen 30 Prozent retour, bei Textilien sind es sogar 45 Prozent. Beim Klamottenversand Zalando wird die Hälfte der Pakete wieder zurückgeschickt. Maier verdient sogar ein paar Cent mehr, wenn er ein Paket entgegennimmt. Trotzdem sagt er: "Wir fahren das Zeug hin und zurück. Das ist doch Irrsinn, auch für die Umwelt! Das muss sich dringend ändern."

Es sei aber nicht abzusehen, dass Kunden künftig zahlen würden, wenn sie ein Paket zurückschickten, heißt es im Bundesverband des Deutschen Versandhandels: Die kostenlose Rücksendung sei "elementares Servicemerkmal" des Internethandels.

17:00 Uhr, 3.980 Stufen, 68 geladene Pakete

Jeden Morgen checkt Maier die Temperatur an dem Thermometer, das an der Außenwand seiner Küche hängt. Heute waren es zwei Grad, das bedeutet: Unterhemd, T-Shirt, Sweatshirt, Fleece-Pulli. Darüber die gelbe DHL-Westen, keine Jacke, auch nicht, wenn es regnet, "sonst krieg ich Hitzestau". Nur eine Kappe, sagt er, wüsste er sich manchmal, gegen den Regen und den Schnee.

Toilettengang in der Goldenen Schildkröte, einer abgerissenen Spelunke. Es gibt höchstens zwei Toilettenpausen am Tag, "mit Druck auf der Blase arbeite ich schneller". Zusätzlich treibt ihn ein Scanner der DHL an, der jedes Paket mitzählt. Es gebe eine interne Quote, sagt Maier, 20 Pakete müsse man pro Stunde ausliefern. Seit einigen Wochen zeigt ihm der Scanner auch die Pakete an, die mit höchster Priorität zugestellt werden müssen, auf jeden Fall am selben Tag. Sonst kann Maier am Abend keine Abrechnung machen. Solche "Prio-Pakete" bekommen die sogenannten Prime-Kunden von Amazon.

Amazon dominiert den deutschen Versandhandel, das Unternehmen verbucht ein Viertel aller Umsätze für sich und steigerte seinen Umsatz von 2010 bis 2012 in Deutschland um 60 Prozent auf 6,4 Milliarden Euro. Bestellen kann man hier längst viel mehr als Bücher: Bettgestelle, Matratzen, Kühlschränke. Jeff Bezos, Gründer von

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Amazon, hat, als er begann, eine Vision formuliert: "Wir wollen das Geschäft sein, in dem man alles findet, was man nur kaufen möchte." Die Vision ist Wirklichkeit geworden.

17.30 Uhr, 4.100 Stufen, 61 geladene Pakete

"Amazon-Kunden wohnen im dritten Stock oder höher, weil sie ja was Besseres sind", sagt Maier. In Maiers Bezirk gibt es ein Nebeneinander von Arm und Reich. Maier läuft durch Treppenhäuser, in denen die Wände vollgeschmiert sind und es nach Erbrochenem stinkt. Ein Mann öffnet ihm die Tür in vollgepisster Hose, er trägt nur einen Schuh am nackten Fuß und ist zugehörnt.

"Wer sich beschwert", sagt Maier, "wohnt garantiert im Dachgeschoss, da leben nämlich die, die Kohle haben, die ganzen wichtigen Leute, die alle was zu sagen haben." Für die "Etepetete-Kunden", wie Maier sie nennt, liegen vor allem Pakete von Amazon und Zalando bereit, "Zalando bestellen vor allem Frauen". Er greift ein Paket aus dem Regal, "das ist für eine Zalando-Kundin, die hab ich in drei Jahren nur einmal angetroffen, 'ne Workaholic-Tussi vom Allerfeinsten". Maier scannt das Paket, klickt an: Nachbar (Kiosk). Eigentlich muss immer der unterschreiben, der das Paket entgegennimmt. Aber Maier unterschreibt selbst für die Pakete, die er später im Kiosk abladen wird. "Technisch gesehen, ist das Unterschriftenfälschung, klar." Das Paket lässt er im Wagen liegen.

Der Kiosk gibt Maier ein bisschen Macht. Minutenlang steht der gelbe DHL-Wagen von Stefan Maier am Abend vor dem Kiosk. Wer vorbeikommt, denkt, der Paketbote mache eine Pause. Wer reingeht, wird Zeuge eines Geschäfts. 43 Pakete stellt Maier dem Kioskbetreiber hin und gibt ihm 18 Euro, damit der die Pakete in sein kleines Geschäft stopft, bis die Anwohner sie abholen. Mindestens 40 Cent zahlt Maier dem Kioskbesitzer für jedes Paket, das er dort abliefert – von seinem eigenen Gehalt. "Das ist fast ein Plus-minus-null-Geschäft für mich", sagt Maier, aber darauf kommt es nicht an. "Ich schicke die Leute zum Kiosk, die dumm sind, die faul sind", sagt Maier. Er meint Kunden, die zu viele und zu schwere Pakete bestellen und ihm nicht entgegengehen.

Er stellt sich Dialoge vor:

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Warum wart ich denn so lange auf mein Paket?"

"Weil du blödes Miststück auch mal in ein Geschäft gehen sollst!"

Wie ein Echo begleitet die Möglichkeit die Wirklichkeit, in der Maier freundlich ist und nicht er die Kunden, sondern die Kunden ihn duzen. "Ich bin mein eigener Chef, wenn ich meine Tour im Griff habe", sagt Maier. Das Geschäft mit dem Kiosk habe er erst aufbauen können, seit er eine Stammtour habe. Und die habe er sich erarbeiten müssen: Wenn er morgens zu spät komme oder sich Kunden über ihn beschwerten, laufe er jederunserer Zeitung Gefahr, wieder als Springer auf fremden Touren eingesetzt zu werden. Der Kioskbesitzer hat mittlerweile selbst Gehilfen angestellt, die Benachrichtigungskarten schreiben, Schuljungen, die nach Anbruch der Dunkelheit durch die Straßen rennen und Karten in Briefkästen stecken.

Wer tagelang seine Pakete nicht beim Nachbarn abhole, müsse bei der nächsten Lieferung sogar zur Filiale gehen, sagt Maier. "Daran verdiene ich zwar nichts, aber ich habe Genugtuung." Maier riskiert jedes Mal eine Reklamation, wenn er nicht klingelt, obwohl der Kunde da ist. "Aber das ist mir egal. Ich will den Kunden disziplinieren. Du Arsch, denke ich dann, du läufst zum Postamt. Oder du Ärschin. Aber meistens sind es ja Männer, die Ärsche."

18.00 Uhr, 4.100 Stufen, 18 geladene Pakete

Am Abend lädt Maier 18 Pakete in der Halle aus, an der er auch am Morgen seinen Wagen beladen hat. Er solle nicht mit zu vielen Paketen zurückkommen, er dürfe, sagt Maier, eine interne Quote nicht überschreiten. Wenn er ein Paket nicht ausliefert, kann es sein, dass Maier ein paar Euro Strafe zahlen muss.

Seit er für DHL Pakete ausfährt, hat Maier nie mehr etwas im Internet bestellt. "Das ist wie bei McDonald's, wer da arbeitet, kann das Zeug nicht mehr sehen." Das letzte Paket hat er 2009 bekommen, es war eine Tasse.

Nass und Gewalt

Messer, Prügel, Polizeieinsätze: Das Columbiabad in Berlin-Neukölln ist das berühmteste Freibad Deutschlands. Aber die Bademeister geben noch nicht auf.

Von Patrick Bauer, Süddeutsche Zeitung Magazin, 11.09.2014

Donnerstag, 18. Juli

Wenn der Schwimmmeister Sven Ahrend, den jeder »Zven« ruft, weil das hier Berlin ist, wissen will, wie viele Sicherheitsleute er anfordern muss, schaut er auf den Wetterbericht. Wird heiß am Wochenende. Überwiegend sonnig und trocken, 28 bis 32 Grad, das macht acht bis zwölf Sicherheitsleute morgen. Zwanzig am Samstag. Au Mann, sagt Sven.

Au Mann, weil: 28 bis 32 Grad, das ist richtiges Badewetter, endlich mal wieder, hat ja nur geregnet seit Pfingsten, sie liegen deutlich unter Vorjahresschnitt, achtzig-, hunderttausend Badegäste brauchen sie pro Sommer. Au Mann aber auch, weil: 28 bis 32 Grad, das ist richtiges Idiotenwetter, hatten sie erst an Pfingsten, eine Hitze, die den Leuten das Hirn durchbrutzelt. Die Presse wartet auf die nächste Schlagzeile, sagt Sven. Letztes Mal haben sie geschrieben: »Anarchie am Sprungturm«.

An Pfingsten musste die Polizei das Bad, das jeder »Batt« nennt, weil das hier Berlin ist, am Sonntag, am Montag und am Dienstag räumen. Sven war nicht da, was nicht heißen soll, dass die Sache nicht passiert wäre, wenn er da gewesen wäre. Um die hundert Jungs hatten an einem Abend den Sprungturm gestürmt, gegen 19 Uhr, eine Stunde vor Badeschluss. Sie sprangen vom Einer, vom Dreier, vom Fünfer, vom Zehner, der in Wahrheit nur neun Meter noch was hoch ist. Durcheinander. Aufeinander. Köpfer. Arschbomben. Lebensgefährlich. Die Kollegen hatten keine Chance. Die Security auch nicht, was dürfen die schon, wenn es hart auf hart kommt.

Auf Youtube gibt es von diesem Abend ein Video mit dem Namen »Sommerbad Neukölln Junge schlägt Bademeister«, man sieht in 41 wackligen Sekunden, wie ein

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kollege auf dem Einer steht und die Knallköpfe festhalten will. Ausgerechnet der Kollege, der ein bisschen was auf den Hüften hat. Opfer, Kartoffel, was die so sagen. Das Gejohle von allen Seiten war schlimm, sagt er. Die Schläge mit den Flipflops, kein Drama, kann er ab. Mehr als 6000 Klicks hat das Video. Er ist ein Star, ruft Oli, noch so einer von denen, die dabei waren an Pfingsten. Jetzt mal im Ernst, sagt Sven, da hört der Spaß auf, im Batt gilt das Grundgesetz und die Haus- und Badeordnung, und mindestens Letztere wurde missachtet. Also gab es nur eine Lösung: Polizei. Alle raus. Mal wieder. Das Revier liegt um die Ecke, den Columbiadamm hoch, Direktion 5, Abschnitt 52, die wissen gleich Bescheid.

Einer der Turmbesetzer schlug einen Beamten und wurde in Handschellen abgeführt. Ansonsten: paar Hausverbote. Paar Anzeigen. Oli war auf der Wache, um seine Aussage zu machen. Typisch Oli, er ist selber ein bisschen ausgetickt, als die Kids ihn bedrängt haben. Er sagt, er habe sie in der Intensivstraftäter-Kartei alle wiedererkannt, die Stammgäste, die Dauernerver, die ganze Bagage, die das Columbiabad bevölkert, das »Culle«, wie sie sagen, die alten und die neuen Neuköllner. »Culle« reimt sich auf »Schulle«, Berlinerisch für Schultheiss, ein Bier, das mehr knallt als schmeckt und das hier am Kiosk ab frühmorgens in die Plastikbecher gezapft wird. »Culle«, das klingt auch wie ein guter Kumpel. Bloß: So wie die sich im »Culle« aufführen, so behandelt man keinen Kumpel.

Oli hat es noch am Pfingstabend, als endlich alle draußen waren, der Chefin ins Gesicht gesagt: Wenn dit so weiterjeht, dann streiken wir. Seit diesem sonnigen, schwarzen Pfingstwochenende, an dem die Familien hastig ihre Decken und Tupperdosen einpackten, weil die Polizistenstiefel über die Liegewiese trabten, hängt am Eingang, der mit seinen hohen Gittern aussieht wie eine EU-Außengrenze, ein kleines Schild, fast versteckt, auf dem in schnörkeliger Handschrift »Familienbad« steht. Es gibt den Wachleuten, auf deren breiten Rücken SICHERHEIT steht, die Möglichkeit, jeden Besucher abzuweisen, der nicht mit seiner Familie kommt. Manche Jungs bringen nun ihre Mütter mit, und die Mütter drehen wieder um, sobald die Jungs im Bad sind. Aber die Sicherheitsmänner kennen die Gesichter der ganz Üblen.

Natürlich hat auch die AfD das Video von Pfingsten gepostet. Natürlich hat irgendein linker Politiker gesagt, dass es nicht okay sei, ganze Personengruppen unter

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Verdacht zu stellen. Ein unfreies Freibad! Selektion nach Herkunft! Fakt ist, sagt Sven, neunzig Prozent hier haben einen Migrationshintergrund, die meisten denselben, wie soll man sagen: arabisch, vor allem Libanesen, außerdem viele Türken, natürlich hat dann von den Stressmachern die überwiegende Mehrheit einen Migrationshintergrund – und kommt nicht mehr rein. Seit Jahren sorgt das Columbiabad für Diskussionen. Sven kannte das Bad ja auch schon aus einer VOX-Doku, bevor er hier anfang. Schreckensmeldungen aus dem Columbiabad gehören zum Berliner Sommer wie Pommes rot-weiß zum Columbiabadbesuch: »Waffen, Randalen: So brutal badet Berlin«, »Clan drohte: Wir machen das Columbiabad platt«, »Bei Schwimmbad-Randale soll der Imam schlichten«. Es geht ihnen gehörig auf die Nerven, sagt Sven, ist nicht alles aus der Luft gegriffen, aber hier ist nicht jeden Tag Krieg.

So was Krasses ist hier nicht Normalität.

Aber die Normalität ist hier krass.

Ey, Herr Bademeister Zven, ich möschte eine Anzeige machen!

Was für eine Anzeige?

Gegen einen von Ihren Kollegen.

Ich bin nicht die Polizei.

Aber ich möschte mich beschweren.

Um wen geht's denn?

Um Hitler!

Bitte?

Der aussieht wie Hitler! Mit Bart!

Was soll der gemacht haben?

Er hat voll die Pädö-Zeichen gemacht.

Was sind denn Pädö-Zeichen?

Pädophile Zeichen!

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Was soll das sein?

Voll die Anspielungen und so. Voll geguckt hat der!

An diesem ersten heißen Wochenende seit Pfingsten also, 28 bis 32 Grad, zwölf bis 20 Securitys, wird sich zeigen, ob das neue Konzept funktioniert. Familienbatt. Das ist der Test, sagt Sven. Die Frage ist, wie es weitergeht mit dem Sommerbad Neukölln, so der offizielle Name, zwischen Tempelhofer Feld und Hasenheide gelegen, mit 83-Meter-Rutsche, 50-Meter-Schwimmbecken, Babybecken und Wasserpilz. 1951 eröffnet zur Abkühlung für die Nachkriegsbengel. Ist viel passiert seitdem. Nebenan landen keine Rosinenbomber mehr, da steht jetzt eine Moschee.

Freitag, 19. Juli

Bis zur Messerstecherei war es ein schöner Tag. Sven war wieder nicht da, hatte frei. Hätte nichts geändert. Olis Freundin sonnte sich seit Stunden im Strandkorb unter dem Bademeisterturm, hinter dem Absperrgitter, in der Schutzzone. Die Augen geschlossen, die Ohren mit Musik zugestöpselt, damit sie den ganzen Trubel nicht mitbekommt, sie macht sich so viele Sorgen um Oli. Der nennt sie »meine Geliebte«. Sind nicht verheiratet, dafür müsste Oli erst mal geschieden werden, aber kein Problem, alle wissen Bescheid, der Sohn ist fast erwachsen. Über Oli flatterte die Deutschlandflagge vom Bademeisterturm. Hat nichts mit der WM zu tun, soll daran erinnern, wo man ist. Sven mag es nicht, wenn Oli sich das weiße Dienst-T-Shirt auszieht im Dienst, aber Sven war nicht da, also stand Oli da oben ohne, braun wie ein Urlauber, breit wie ein Bär, und sah alles. Ey, wie oft soll ick dir dit noch sagen, nich vom Beckenrand springen! Sach mal, hakt's bei dir? Zieh deine Schuhe aus! Heeeeeee, lass dit! Spinnst du? Heb den Müll auf! Machst du dit zu Hause auch? Sach mal, hastu grade auf den Boden jespuckt? Eyyyyy, noch so'n Ding und du fliegst raus! Eyyyy! So, ab, ne Stunde Badepause für dich, du Vogel! Alles entspannt.

Plötzlich knistert das Funkgerät, das an seiner Badeshorts klemmt. Alle sofort zur Wiese hinter dem Babybecken! Oli stürmt los, barfuß, durchs Duschbecken, über Handtücher. Er ist zeitgleich mit der Security da, die haben das Pfefferspray gezückt. Ein Junger und ein Alter stehen sich gegenüber, viel Familie drum herum. Plötzlich holt der Junge ein Messer raus. Oli geht dazwischen, hält ihn fest, das Hemd des

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Jungen reißt. Die Luft wird scharf und beißend. Die Security zerrt den Jungen weg. Ein Dicker, der daneben stand, bekommt einen dumpfen Schlag ins Gesicht von einem Dünnen, der auch daneben stand. Blut. Kinder weinen. Frauen schreien.

Olis behaarter Brustkorb pumpt gewaltig. Die Polizei ist da. Wie immer, wenn hier etwas passiert, bildet sich eine Traube aus nassen Menschen. Der Zivilpolizist, der aussieht wie ein Rapper, verscheucht alle und sucht das Messer. Nicht jedes Messer können die Securitys am Eingang einkassieren. Die Leute regen sich immer auf: Wie sollen sie ihre Melonen schneiden? War wohl ein Streit zwischen Roma-Familien, sagt Oli, blickt man nicht mehr durch. Araber gegen Türken. Russen gegen Georgier. Roma gegen Roma. Roma gegen Sinti. Sinti gegen Roma, keine Ahnung. Es geht immer ganz schnell. So war das auch, als vergangenen Sommer ein Sanitäter angegriffen wurde, weil er eine verletzte Frau berührt hatte, was zwei Männern nicht passte. So war das auch, als die Mitarbeiter eines ehemals beauftragten Sicherheitsdienstes in Unterzahl einige Araber wegen einer Beleidigung aufmischten, die dann wiederum Rache schworen. Im Bad erzählt man sich, die Sicherheitsleute seien paramilitärisch ausgebildete Tschetschenen gewesen. Mit den Gerüchten geht es auch immer ganz schnell.

Zurück unter der Deutschlandflagge. Am Außenposten der Bundesrepublik, wie manche sagen. Die Freundin nimmt die Ohrstöpsel raus. Was war? Bisschen Ärger, sagt Oli. Ungewohnt leise. Was soll er sagen? Ist doch Wahnsinn, sagt er, als die Freundin wieder Musik hört. Er ist Rettungsschwimmer. Schneller als er schwimmt keiner in Berlin. Er hat schon viele Bäder gesehen. Aber dieser erste Sommer im »Culle« wird auch sein letzter sein. Zur Not putzt er den ganzen nächsten Sommer Hallenbäder. Ist doch nicht mehr normal. Dabei ist Ramadan, da sind viele von denen schlapp, sagt er. Eyyyyy! Runter von der Leiter! Den 28. Juli hat sich Oli in den Kalender eingetragen. Da endet die Fastenzeit, und die sind wieder genauso fit wie er. Ein anderer Kollege sagt, er habe sogar den Koran gelesen. Passt mal auf, sagt er und geht zu der verschleierte Dame, die im Wasser steht.

Jute Frau, wat machen Sie im Wasser?

Wieso, man darf hier doch mit Burkini baden!

Dit mein ick nich.

Meinen Sie wegen Ramadan? Ich schlucke das Wasser nicht.

Ick rede vom Koran.

Was wissen Sie denn vom Koran?

Ick habe den jelesen. Da steht: Eine Frau soll nich im selben Wasser baden wie ein Mann. Ick sehe aber viele Männer in diesem Becken.

Der Kollege grinst zufrieden. Man muss die mit ihren eigenen Waffen schlagen, sagt er. Die Frau hat ihm nichts getan. Aber Oli wurde fast abgestochen, und das, sagt der Kollege, ist eine Riesenscheiße.

Samstag, 20. Juli

Der Junge, der gerne ein Mann wäre und Nasser heißt, ist heute nur über den Zaun geklettert, weil ihm die Schlange am Eingang zu lang war. Mit seinem Super-Ferien-Pass, den jeder Berliner Schüler für neun Euro bekommt, würde er ohne noch mal zu zahlen ins »Culle« kommen. Seine drei Brüder sind schon da. Nasser ist 15. Er hat seine Schuld beglichen, hat fast 40 Euro bezahlt für das letzte Reinklettern, das Hausverbot gilt nicht mehr. Sein Vater hat das Geld überwiesen, Nasser hatte ihm gesagt, er habe sein U-Bahn-Ticket vergessen und sei kontrolliert worden.

Nasser geht seit einem Jahr ins Fitnessstudio, er ist ein ziemlich muskulöser Junge mit einem glänzend weißen Lächeln und zwei Anzeigen wegen Körperverletzung. Es ist einfach, sagt er, im »Culle« muss man ein bisschen aufpassen, wen man anguckt, wie im Rest von Neukölln, aber alles okay. Früher war es schlimmer, als er mit seinem ältesten Bruder Rani kam, viel zu klein, um mitzumachen, da gab es jeden Tag Schlägereien. Da waren noch mehr Deutsche da.

Am Sprungturm begrüßt ihn Sven. Na, du kleiner Gangster. Na, du Bademeister.

Nassers Jungs, 15, 16, 17, 18, entweder mit Sixpack oder mit Wampen, die denen der Familienoberhäupter nacheifern, die am Kiosk sitzen, haben ihre Handtücher wie jeden Tag um den Bademeisterturm verteilt. Viel Gelächter, viel Testosteron. Sie johlen den Mädels nach, es ist wie in jedem Freibad, man wartet darauf, erwachsen zu werden, und zieht sich währenddessen aus und guckt, wie die

anderen ausgezogen aussehen. Es riecht nach Chlor, Schweiß und Sonnencreme, und irgendjemand wird von einer Wespe gestochen – trotzdem ist es anders. Seit der Eskalation an Pfingsten wirkt es wie eine Belagerung. Nasser drängelt sich an der Schlange vor dem Sprungturm vorbei und klettert ganz hoch. Das ist sein Turm. Er klatscht in die Hände. Die Jungs und Mädchen unten klatschen mit.

Da oben sind sie ganz groß, sagt Sven. Von da erscheint Neukölln weit weg, ganz klein, sie sehen auf einmal mehr von der Welt. Viele von denen waren noch nicht mal in Mitte, sagt Sven. Nasser macht eine gekonnte Schraube vom Zehner. Dieses dumpfe Platsch, das in regelmäßigen Abständen vom Sprungbecken kommt, wird nur unterbrochen von der geduldig sanften Stimme des Kollegen Mike aus dem Megafon: »Einzelnen auf den Sprungturm!« – »Leute, bitte!« Sie bewachen den Sprungturm nun mit preußischer Genauigkeit. Natürlich könnten sie den Turm abreißen, die Rutsche, die Sprungblöcke. Könnten das Bad unattraktiv machen, damit die Spinner nicht mehr kommen. Aber das ist doch irre, sagt Sven. Erstens: Sie brauchen dringend Badegäste, an heißen Wochenendtagen auch mal 5000 Leute, sonst wird das ein Verlustsommer. Das Land Berlin musste 2012 rund 43,4 Millionen Euro Defizit der Berliner Bäder-Betriebe ausgleichen. Seit diesem Sommer kostet ein reguläres Tagesticket satte 5,50 Euro. Die Personaldecke ist eh schon dünn, die Gewerkschaft Verdi hat nach den Ausschreitungen an Pfingsten beklagt, dass sich zu wenige Bademeister um zu viele Badegäste kümmern. Zweitens: Sie haben einen Versorgungsauftrag. Sie versorgen die Berliner mit Spaß. Hat halt jeder seine eigene Definition von Spaß.

Dass Sven Ahrend, 30 Jahre alt, nach Neukölln eingeteilt wurde, war Zufall. Er hatte bloß den Wunsch geäußert, im Tarifgebiet West zu arbeiten. Lohnt ja sonst nicht. Am Anfang haben die Kids ihn getestet. Provoziert. Svens Konzept: Er ärgert sie einfach zurück, macht Faxen, aber auch Ansagen. Das Problem, sagt er, ist, dass die außerhalb ihrer Familie keine Autoritäten akzeptieren. Drohen wir mit der Polizei, lachen die. Nur, wenn wir mit Brüdern oder Vätern drohen, hören sie. Manche, die von der Polizei nach Hause gebracht wurden, kamen am nächsten Tag grün und blau geschlagen wieder. Ich arbeite sehr gerne hier, sagt Sven. Also meistens.

Sven und sein Kollege Mike sind fast gleich alt, sie haben vor vier Jahren gemeinsam angefangen und gehören zu einer neuen Generation von

Schwimmmeistern im Columbiabad. Das Team hat sich verändert. Mehr junge Leute, weniger Frauen. Als Frau muss man hier besonders hart sein. Die Bademeister nennen sich jetzt nicht mehr »das weiße Volk«, jedenfalls nicht, wenn Sven oder Mike in der Nähe sind. Sicher, man hört auch heute noch von Kollegen, sie würden nie in der »Kanakenbrühe« baden. Umgekehrt rufen viele Kids die Bademeister »Nazis«. Hier ist jeder erhitzt. Hier fühlt sich jeder allein gelassen. Hier entzünden sich Konflikte, die draußen entstanden sind. Parallelgesellschaften, Abgehängte. Hat die Gesellschaft verbockt, alle miteinander, sagt Sven. Wir baden das aus.

Man sieht eine Sorglosigkeit, sagt Mike, die kann man sich gar nicht vorstellen. Wenn sie kurz vor Schluss das Babybecken kontrollieren, sitzen da kleine Kinder, die niemand abholt, mit aufgeweichter Haut und aufgerissenen Augen. Manchmal behaupten Eltern, das Baby wäre weggelaufen. Wie soll ein Baby weglaufen? Machen wir eben ein neues, hat ein Vater mal zu Sven gesagt. Und dann die Sprache der Kinder. »Sesamskörper« sagen die auf dem Einer, wenn sie Seemannskörper meinen. Was soll denn mal werden aus denen?, fragt Mike.

Wir machen nicht nur die Arbeit, für die wir bezahlt werden, sagt Sven, Wasserqualität kontrollieren, Badebetrieb bewachen: Wir sind Sozialpädagogen. Manche der Jugendlichen haben sie groß werden sehen, sie waren für sie da. Man kann was erreichen, sagt Sven. An den Wochenenden sieht man im ganzen Bad Männer und Frauen in blauen Basketballtrikots, auf denen »Bleib cool am Pool« steht. Die Idee hinter der gemeinsamen Aktion von Berliner Bäder-Betrieben, Polizei und Gesellschaft für Sport- und Jugendsozialarbeit: Jugendliche, die mal Mist gebaut haben, hindern andere Jugendliche daran, Mist zu bauen. Gemeinsam mit einigen älteren Ehrenamtlichen patrouillieren sie durchs Bad. Wow, geil, die Cool-Polizei kommt, ruft Nasser ihnen zu.

Wir Bademeister und Konfliktlotsen, sagt Sven, sind für die Jugendlichen der einzige Kontakt zur Außenwelt. Nur wir kommen an die noch ran. Auch an die deutschen Kinder aus dem Kiez. Ein paar von denen helfen den ganzen Sommer am Bademeisterturm. Müll wegräumen. Pflaster holen. Die sitzen von acht bis acht am Turm. Zu Hause wartet niemand auf sie. So stolz wie das Funkgerät, das sie

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

bekommen, hat die noch nie etwas gemacht. Ein ehemaliger Helfer hat sich von seinem Ersparten ein eigenes gekauft, das trägt er jetzt immer bei sich.

Und so spielen die deutschen Kinder mit ihren sonnenverbrannten Gesichtern Hilfssheriffs, während Nassers kleiner Bruder entdeckt, dass ein anderer Junge, wie er nicht älter als acht, seine Erdnussflips geklaut hat. Nassers Bruder baut seinen zierlichen Körper auf. Wo ist die Ratte, schreit er, ich ficke sein Leben, walla!

Woher kommt diese Wut?, fragt Mike.

An 100 von 120 Badetagen passiert nichts Schlimmes. Frühmorgens sind nur die Rentner da. An 100 von 120 Badetagen passiert auch was Schönes. Unter der Woche kommen neuerdings auch junge Familien, Neukölln ist mittlerweile angesagt. Aber an 120 von 120 Badetagen, sagt Mike, kann man trotzdem nur den Kopf schütteln.

Einmal kamen zwei Jungs und baten darum, dass ihr vermisster Bruder ausgerufen wird. Der Name sei Anikemek Yasharmuta. Also meldeten sie vom Bademeisterturm aus den Namen über die Lautsprecher. Und wunderten sich, dass Tumulte ausbrachen. Frauen starrten sie entsetzt an. Männer kamen angerannt, drohten, außer sich. Kinder lachten hysterisch. Wenn man ihn sehr diplomatisch übersetzt, bedeutet der arabische Satz »Anik emek ya sharmuta«: Ich werde Geschlechtsverkehr mit deiner Mutter haben, du Sohn einer Prostituierten. Die zwei Jungs waren längst abgehauen. Okay. Verstanden. Eins zu null. Es gibt Tage, da gewinnen die, sagt Sven.

Am schönsten ist das Columbiabad, wenn die Badegäste verschwunden sind. Dann, in der Abendsonne, sitzen sie alle zusammen. Jeder ein Bierchen. Cool-am-Pool-Leute plantschen mit den Securitys, die im Wasser ganz weich aussehen, »Never stop believing« hat sich der deutsche Security-Schrank unter den Nacken tätowieren lassen. Die Badleiterin, die auf dem Gelände wohnt und ihren Namen nicht in der Zeitung lesen will, kommt vorbeigeradelt. Die Hilfssheriff-Kinder brettern die Rutsche runter. Sie gehen erst, wenn es dunkel ist, wohin, weiß niemand. Es ist eine merkwürdig lebenswerte Familie, die hier beisammen sitzt.

Oli ist wütend, weil ihm zu viele Macker im Bad waren heute. War zu anstrengend. Deshalb eskalierte es ständig.

Sven ist wütend, weil Oli ihm zu oft die Sicherheit gerufen hat. War zu ungeduldig. Deshalb eskalierte es ständig.

Zven, wir müssen uns einig sein. Wir müssen an einem Strang ziehen, sagt Oli. Wenn du sagst: Wir lassen die alle wieder rein. Okay. Dann müssen wir das aushalten. Mach ick mit. Aber ick sage dir, die machen nur Ärger, die Jungs, die hier um uns rumsaßen. Mit denen geht es nicht.

Sven denkt nach.

Nee, Oli, sagt er. Es muss mit denen gehen. Es muss mit allen gehen. Mit den Härtefällen nicht, logisch.

Es spricht sich rum, dass die Sicherheit heute mehr als 100 Personen nicht ins Bad gelassen habe. Bestätigen kann das niemand.

Wenn wir niemandem mehr eine Chance geben, sagt Sven, wenn wir alle unter Generalverdacht stellen, dann müssen wir anfangen, jeden mit schwarzen Haaren und braunen Augen abzuweisen. Dann geben wir auf. Wir müssen doch wenigstens versuchen, miteinander klarzukommen. Sonst sind wir gescheitert.

Vielleicht liegt es am zweiten Schulle, aber jedem in der Runde ist klar, dass Sven gar nicht mehr nur vom »Culle« redet.

Die Liebe seines Lebens

Jahrzehntelang hütete Cornelius Gurlitt in seiner Münchner Wohnung einen Kunstschatz, den sein Vater, ein Kunsthändler, unter zweifelhaften Umständen in der Nazi-Zeit zusammengetragen hatte. Nun spricht er zum ersten Mal.

Von Özlem Gezer, Der Spiegel, 18.11.2013

Das Schlafkleid von Cornelius Gurlitt hatte noch nie jemand gesehen, bis zu jenem Tag, im Februar 2012, als das Schloss durchbrach und sie hineinmarschierten, die Fremden, wie er sie nennt, die Zollfahnder und Beamten der Augsburger Staatsanwaltschaft.

Seine Wohnung war seine Welt. Aber nun waren die Fremden da, und sie waren viele, vielleicht 30 - und sie blieben. Vier Tage lang wickelten sie sein Leben in Tücher, verpackten es in Pappkartons und trugen es fort, eins nach dem anderen, insgesamt weit über tausend Kunstwerke.

Währenddessen sollte Cornelius Gurlitt sich in die Ecke setzen und leise sein. Also schwieg Gurlitt und sah, wie sie ihm den Liebermann von der Wand nahmen, die „Reiter am Strand“, die seit Jahrzehnten dort hingen. Den Chagall aus dem verriegelten Holzschrank, die „Klavierspielerin“ aus der Diele. Sie ließen nichts zurück. Auch nicht den kleinen Koffer mit seinen Lieblingsbildern, der Papiersammlung, die Gurlitt Abend für Abend ausgepackt hatte, um sie anzusehen, manchmal auch öfter, jahrzehntelang. Jetzt waren sie weg, und Gurlitt war allein.

Die Einzige, die noch kam, war eine Frau vom psychologischen Beratungsdienst, geschickt von den Fremden. Als „grausam“ und „furchtbar“ beschreibt er diesen Besuch, bei dem eine Fremde mit Gurlitt über seine Gefühle sprechen sollte. Er wolle sich jetzt nicht umbringen, versicherte er ihr, sie solle wieder gehen.

Seit jenem Tag ist Cornelius Gurlitt allein in seiner kahlen Wohnung, in dem Wohnhaus mit weißem Anstrich, in jener Stadt, die er sein Gefängnis nennt, München. Und seit das Magazin „Focus“ vor zwei Wochen die Beschlagnahmung enthüllte, versammelt sich unten vor seiner Haustür die Welpresse. Tritt er vor die Tür, beginnt das Blitzgewitter, als wäre er ein Kriegsverbrecher. Ständig klopfen Fremde an seiner Haustür, stecken Briefe durch den Schlitz.

Die Werke sind ein sensationeller Kunstschatz, Bilder von Marc Chagall, Max Beckmann, Franz Marc, Pablo Picasso und Henri Matisse. Die rätselhafte Sammlung stammt aus dem Erbe seines Vaters Hildebrand Gurlitt, 1956 verstorben, Kunstkritiker, Museumsdirektor, Händler, einer der Männer, die in Deutschland die Kunst der Moderne etabliert hatten und die nach 1933 Geschäfte mit den Nazis machten. Es geht auch darum, ob Hildebrand Gurlitt Unrecht tat, um die Bilder zu bekommen. Wie viele dem Sohn zustehen, wissen zurzeit weder Staatsanwaltschaft und Wissenschaftler noch die Politik, und auch Cornelius Gurlitt weiß es nicht, der nur weg will von diesem Ort, an dem er der Gejagte ist.

So viele Bilder, so viele Rätsel. Raubkunst? „Entartete Kunst“? Wem gehören die Bilder? Wie kamen sie in die Wohnung in Schwabing? Und wie geht man um mit allem: mit den Erben, die sie für sich reklamieren? Mit dem Unrecht, das damals geschah? Und mit dem Unrecht, das womöglich heute ihm geschieht, Cornelius Gurlitt, dem Erben einer Sammlung mit zweifelhafter Herkunft?

Er hat mit seinen Bildern gesprochen, sie waren seine Freunde, jene treuen Begleiter, die es im echten Leben nicht gab. Er betrachtete es als seine Lebensaufgabe, den Schatz seines Vaters zu hüten, im Laufe der Jahrzehnte ist ihm dabei die Wirklichkeit verlorengegangen.

Vergangenen Dienstag sitzt Cornelius Gurlitt im Mutter-Kind-Abteil eines ICE. Seit der Enthüllung hat er nun das zweite Mal seine Wohnung verlassen, das erste Mal ging er einkaufen und wurde von Fotografen abgeschossen. Zehn Tage lang verbrachte er in seinem nahezu dunklen Wohnzimmer und tat nichts. Er konnte kaum schlafen, sagt er, und wenn doch, überfielen ihn die Alpträume. Manchmal schaltete er das Radio ein und wieder aus. Das Einzige, das sie ihm gelassen hatten, war das zerbrochene Türschloss.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Gurlitt ist auf dem Weg zu seinem Arzt in einer süddeutschen Kleinstadt. Er trinkt Tee aus einer Kaffeetasse, manchmal streicht er sich über sein weiß gewordenes Haar. Drei Tage lang ist er unterwegs, eine traurige Fahrt.

Er sagt: „Ich bin doch nicht Boris Becker, was wollen diese Menschen nur von mir? Ich bin doch etwas ganz Stilles. Ich habe doch nur mit meinen Bildern leben wollen. Warum fotografieren die mich für diese Zeitungen, in denen sonst nur Halbweltgestalten abgelichtet werden?“

Gurlitt versteht nicht, warum sich die Menschen so für das interessieren, was er sein Privateigentum nennt. Er spricht von den Geboten aus der Bibel: Du sollst nicht stehlen. Du sollst nicht lügen. Du sollst nicht das Eigentum deines Nächsten begehren. Sein Gesicht ist blass. Seine blauen Augen tränen, er wischt seine Nase mit einem Stofftaschentuch, das er in seiner rechten Manteltasche trägt.

„Ich hatte einfach nicht mit ihnen gerechnet“, sagt er und meint die Fremden. Ein bisschen sei er selbst Schuld an diesem „fatalen Unglück“, dem Abschied vom Erbe seines Vaters. Er hätte es schützen müssen, sagt er, wie sein Vater es getan habe, gegen das Feuer der Nazis, gegen die Bomben, gegen die Russen, gegen die Amerikaner. Für Cornelius Gurlitt war sein Vater ein Held, und er selbst ist jetzt der Versager.

Er war sein Leben lang Sohn und Erbe. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, das Vermächtnis des Vaters zu bewahren. Er sagt, er habe nie darüber nachgedacht, dass in seiner 100 Quadratmeter großen Wohnung Kunst gelagert gewesen sei, die ihm vielleicht gar nicht vollständig gehörte und die vielleicht helfen könnte, ein wenig von dem wiedergutzumachen, was der Nationalsozialismus angerichtet hatte.

„Wenn ich woanders gelebt hätte, wäre das alles einfach nie passiert.“ Irgendwo, weit weg von der Schweizer Grenze, wo 2010 in einem Zug die Zollfahnder auf ihn aufmerksam wurden. Weg von den Münchnern, denen er noch nie wirklich traute. Schuld an dieser Misere sei die Mutter. Sie habe damals nach dem Tod des Vaters nach Schwabing ziehen wollen. Sie träumte von der Boheme, von wohlhabenden Menschen, die nicht nach dem Geld der anderen schauen. Cornelius war damals 27, ein junger Mann, der ungern Entscheidungen traf, kein Macher, ganz anders als sein

Vater. Einer, der nicht gern führt, sondern geführt werden will. Er vertraute seiner Mutter. Sie kauften zwei Wohnungen am Artur-Kutscher-Platz. Heute, 53 Jahre später, sagt Cornelius Gurlitt: „Sie hatte unrecht.“

Für ihn ist München „allen Unheils Ursprung“. „Hier wurde die Bewegung gegründet“, sagt er. Er sagt diesen Satz immer wieder, seine zittrige Stimme wird laut, wenn er das sagt. Er hebt den rechten Zeigefinger, mit der anderen Hand hält er sich an dem Tisch des ICE fest und zieht die Augenbrauen hoch. Gurlitt redet über die Entstehung der NSDAP im Jahr 1920. Über die Rede Adolf Hitlers im Festsaal des Münchner Hofbräuhauses, in der er das Programm der NSDAP verkündete. Für Gurlitt scheint das Unheil seitdem die Stadt nie wieder verlassen zu haben.

Cornelius Gurlitt wirkt eingesperrt in einer anderen Zeit. Ein Mann, der aufgehört hat fernzusehen, als das Zweite Deutsche Fernsehen kam, der „neue Sender“ mit den Mainzelmännchen. Der seine Hotelzimmer per Brief bucht, geschrieben auf Schreibmaschine, unterschrieben mit Füller, Monate vorher, mit der Bitte um ein Taxi, das ihn dann abholt. Seine Welt ist langsam und still.

Er wundert sich über Telefone, die die Nummer des Anrufers anzeigen. Er weiß, dass man im Internet etwas suchen kann, aber er hat es noch nie gemacht. Er hat mit seinen Bildern gelebt. Ihm fehlt der Austausch mit Menschen. Seine Lebenserfahrungen sammelte er in Büchern.

Er berichtet von der Kafka-Erzählung „In der Strafkolonie“. Es ist die Geschichte eines Forschungsreisenden, dem auf einer entlegenen Insel vorgeführt wird, wie Verurteilte, die ihr Vergehen nicht kennen, gefoltert und getötet werden. Das Leerräumen seiner Wohnung sei ähnlich tragisch gewesen.

Der ICE fährt über die Stadtgrenze von München. „Jetzt ist ein wenig Stille“, sagt er. „Endlich.“ Die vergangenen zehn Tage sind ihm nicht gut bekommen. Gurlitt wird Ende Dezember 81, eigentlich hat er immer davon geträumt, 90 Jahre alt zu werden. „Es gibt Leute, die mit 97 noch Bergsteiger sind, aber ich werde nicht so alt“, sagt er. „Die hätten doch warten können mit den Bildern, bis ich tot bin.“

Er versteht nicht, was die Menschen von ihm wollen. Die Bilder seien doch bei der Staatsanwaltschaft, da müsse man hin, wenn man die Werke sehen oder etwas über

sie erfahren wolle. Er wisse viel über ihre Entstehungsgeschichten, aber das will er für sich behalten. Wie eine Liebschaft, die behütet werden muss. „Und mehr als meine Bilder habe ich nichts geliebt in meinem Leben.“

Fragt man ihn, ob er mal in einen Menschen verliebt gewesen sei, dann kichert er: „Ach, nein.“

Gurlitt hat viele Abschiede in seinem Leben hinter sich, den Tod des Vaters bei einem Autounfall, den Tod seiner Mutter, den Krebs seiner Schwester. „Der schmerzvollste war der Abschied von meinen Bildern“, sagt er. „Hoffentlich klärt sich alles schnell, und ich bekomme endlich meine Bilder zurück.“ Auch diesen Satz sagt er oft in diesen drei Tagen.

Er ist herzkrank. Wenn er 30 Meter gegangen ist, muss er fünf Minuten lang pausieren. Er hat nicht das starke Herz seines Vaters. Sein Herz lässt ihn nur in Sorge schlafen, bis zum nächsten Termin beim Herrn Doktor.

Der Arzt, dem Cornelius Gurlitt vertraut, praktiziert Hunderte Kilometer entfernt, ein Internist. Ein freundlicher Mann. Er will den Patienten überzeugen, in ein Heim zu gehen. Erzählt Gurlitt von ihm, hat man das Bild eines Chefarztes einer Privatklinik im Kopf. Tatsächlich ist es eine ganz normale Praxis in der Seitenstraße einer Kleinstadt, unscheinbar, „aber mit den besten Geräten Deutschlands“, sagt Gurlitt, um zu rechtfertigen, warum er eine strapaziöse Reise auf sich nimmt, obwohl er zu Hause mit dem Taxi zum Einkaufen fahren muss.

Die Zugfahrt ist für ihn ein wenig wie Urlaub, zweite Klasse, ICE, alle drei Monate, 102 Euro, ohne Sitzplatz-Reservierung, Gurlitt sitzt sonst im Großraum. Er will nicht in die Verlegenheit kommen, anderen Menschen in die Augen zu schauen. An diesem Nachmittag ist kein Platz im Großraum, Gurlitt muss ins Abteil, er wird unruhig. Er sitzt gleich rechts neben der Glastür, damit das Abteil voll aussieht. Neben ihm steht sein Rollkoffer. Eingepackt hat er sein rot-weiß kariertes Schlafhemd, Brot, Aufschnitt und seine Lieblingslimonade. Er braucht das Essen für die Abende im Hotel.

Gurlitt kommt immer pünktlich, das ist ihm wichtig. Er mag keine ungeplanten Dinge. Der Arzttermin ist Donnerstag, aber Gurlitt fährt schon am Dienstag los. Er

trägt ein schwarz-weiß kariertes Sakko, es hat drei Knöpfe, die Schultern hängen, er verschwindet darin, er sei früher dicker gewesen. In den Kaufhäusern gibt es nichts mehr nach seinem Geschmack.

Er hofft, dass die Öffentlichkeit bald das Interesse verliert, so lange will er sich in den kalten Wintertagen draußen hinter einem Schal verstecken, den er sich hoch ins Gesicht zieht. Er ahnt, dass das möglicherweise nicht funktioniert, und deswegen hofft er, dass bald etwas anderes Großes passiert. Ein Anschlag vielleicht, Gott bewahre, keine Opfer natürlich, er mag keine Gewalt, keine Siege von Bösen, aber vielleicht verschwindet dann die Meute vor seiner Haustür.

Er versteht nicht, warum die Staatsanwaltschaft so einen Wind macht um eine alte Sache. Die Razzia, der Überfall auf seine Welt, ist ja schon eineinhalb Jahre her. „Jetzt sind die Bilder irgendwo in einem Keller, und ich bin allein. Warum haben sie die Bilder nicht dagelassen und nur immer die abgeholt, die sie prüfen wollen? Dann wäre es jetzt nicht so leer.“

Er erzählt viel von alten Zeiten in diesen drei Tagen. Als er keine Verantwortung tragen, keine Entscheidungen treffen musste. Als sein Vater noch der Herr der Lage war, ein Kämpfer für die Moderne, ein Förderer der Kunst, der aber dann doch Geschäfte mit den Nazis machte, „Entartete Kunst“ ins Ausland verkaufte und wohl auch geraubte Kunst. Und der einiges davon offenbar für sich behielt.

Cornelius Gurlitt erinnert sich an seine Kindheit in der Alten Rabenstraße in Hamburg, die Alster nur ein paar Meter entfernt. Er erzählt von den Tarnbauten für die Flugabwehrkanonen an der Alster, die Hamburg schützen sollten vor den Bombenangriffen. Er will noch mal nach Hamburg, er möchte seinen Taufschein haben, für sein Privatarchiv. Ein wenig Zugehörigkeit, alte Wurzeln, das ist schön, das braucht der Mensch.

Die Familie ist oft umgezogen, immer dem Vater hinterher. Der habe es nicht leicht gehabt, da er „rassisch nicht einwandfrei war“, aber er habe immer gekämpft und sei sehr schlau gewesen. In Hamburg hatte er seinen Kunsthandel in der Klopstockstraße 35 auf die Mutter eingetragen, er selbst wurde geführt als Angestellter. Später in Dresden habe er das Geschäft gar nicht mehr eintragen lassen,

die Kunstwerke zu Hause aufbewahrt und so mit ihnen gehandelt. „Mein Vater wurde oft vertrieben, er ist oft gestürzt, aber er stand immer wieder auf.“

Es war jedes Mal ein Neustart für seinen Sohn Cornelius. Der schüchterne Junge Cornelius, der die Volksschule in Hamburg besuchte, dann das Gymnasium in Dresden, wo er Hitler aus dem Zug winken sah. Nach der Nazi-Zeit kam er auf das Odenwald-Internat. Zwischendurch Aushilfsunterricht von Pfarrern, sein Abitur machte er in Düsseldorf. Cornelius Gurlitt war immer der Neue. Der Letzte, der kam. Der Erste, der ging. Der Fremde, der nie wirklich dazugehörte. Ein Einzelgänger, der nie selbst bestimmen musste, weil es da diesen starken Vater gab, der mit Thomas Mann und Theodor Heuss im Kunstmuseum in Düsseldorf posierte. Der fließend Französisch und English sprach. „Ich spreche nur Englisch, aber langsam“, sagt Gurlitt.

Er wollte seinem Vater gefallen. Nach dem Abitur studierte er Kunstgeschichte an der Kölner Universität. Er hörte auch Vorlesungen der Philosophie und Musiktheorie. Sein Studium brach er ab, wann, weiß er nicht, er erzählt nicht gern davon. Einmal sei er nach Paris gereist, mit seiner Schwester, allein traute er sich nicht.

Cornelius Gurlitt lebte erst bei seinen Eltern. Später bei der Schwester, dann allein mit der Mutter, egal wo Cornelius lebte, er blieb ein Phantom. Ein höflicher Mensch, aber wenn Techniker vor der Tür standen, um ein Glasfaserkabel zu verlegen, mussten sie kämpfen, um hineinzudürfen. Er habe ja nur seine Bilder schützen wollen vor fremden Blicken.

Schon als Kind spielte er zwischen Liebermann, Beckmann und Chagall, die Bilder zogen mit ihm von Stadt zu Stadt, sie hingen in den Wohnzimmern, in ihren Dielen. Der Vater hat sie alle berührt, er hat sie sortiert und geliebt, sie alle tragen seine Spuren. Über das Bett von Cornelius hingte der Vater das grüne Gesicht von Kirchner. „Hitler mochte keine grünen Gesichter“, sagt Gurlitt. Man habe zu Hause nicht gut über den Führer gesprochen. Sein Vater habe ihn bekämpft, allerdings so verdeckt, dass es niemand merkte, sagt Gurlitt.

Hildebrand Gurlitt habe nie etwas von Privatpersonen gekauft, alles andere sei für ihn unvorstellbar. Die Bilder kämen aus deutschen Museen oder von Händlern. Der Vater habe mit den Nazis nur kooperiert, weil er die Bilder vor dem Feuer retten wollte. Und dann sagt der Sohn: „Es kann ja sein, dass meinem Vater mal etwas Privates angeboten wurde, aber er hat es sicher nicht genommen. Das wäre ihm übel bekommen.“

Nun steht der anonyme Sohn im Licht der Öffentlichkeit. Es geht um die Aufarbeitung deutscher Geschichte, aber es geht auch um ihn. Er ist der Sohn, der einen Schatz erbte, aber nie der Frage nachging, woher er stammt. Er müsste Verantwortung übernehmen, aber das ist schwierig für jemanden, der keine Verantwortung übernehmen mag. „Die Staatsanwaltschaft“, sagt er, „wird schon prüfen, was ich zurückbekomme. Ich habe noch nie eine Straftat begangen und selbst wenn, wäre das verjährt. Wenn ich schuldig wäre, dann würden die mich doch ins Gefängnis nehmen.“

Er will seine Bilder einfach nur wiederhaben. Aber wann? Und welche werden es sein? Und seine Lieblingsbilder?

Cornelius Gurlitt braucht Freunde, eine Familie und vor allem Anwälte. Aber er kann sich nicht entscheiden: „Ich habe doch noch nie einen gebraucht.“

Er ist auch ein wenig enttäuscht von seiner Schwester Benita, die voriges Jahr an Krebs starb. Sie hat ihn allein gelassen mit der Last. „Sie war zwei Jahre jünger als ich und verheiratet, sie hätte mich überleben müssen.“ Er guckt auf seine Hände, die er auf den Tisch stützt. „Dann hätte sie das alles geerbt, und sie wüsste, wie sie das jetzt regelt. Jetzt ist alles so miserabel.“

Er soll so viele Fragen beantworten, auf die er keine Antwort weiß. „Ich hatte nie etwas mit der Anschaffung der Bilder zu tun, nur mit der Rettung.“ Er hat seinem Vater schon damals in Dresden geholfen, als sie die Kunstwerke vor den Russen retteten. Die Menschen müssten ihm dankbar sein. „Mein Vater wusste, die Russen kamen immer näher.“

Bei der Fahrgemeinschaft in Dresden habe sein Vater schnell ein Fahrzeug besorgt, gemeinsam luden Vater und Sohn die Bilder ein, die der Vater dann zu einem

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bauern im Umland von Dresden brachte, später auf ein Schloss in Süddeutschland. Sein Vater habe überall in Deutschland Bekannte gehabt.

„Die Menschen sehen zwischen diesen Papieren mit Farbe nur Geldscheine - unglücklicherweise“, sagte er.

„Ich bin nicht so mutig wie mein Vater. Er hat für die Kunst gelebt und für sie gekämpft. Der Staatsanwalt muss den Ruf von meinem Vater geraderücken.“

So ist aus dem Leben von Cornelius Gurlitt eine Endlosschleife aus Reue und Zufall geworden. Zufall, dass er derjenige ist, der alles überlebte. Zufall, dass er damals in den Zug stieg mit 9000 Euro in der Tasche und in das Visier der Zollfahnder geriet. Dass er sie erst anlog und dann auf der Toilette bei der Leibesvisitation aufflog. Die Sache mit der Schweiz, sie ärgert ihn sehr, vor mehr als 20 Jahren habe er dort ein Bild verkauft. Das Geld legte er auf ein Schweizer Konto. Der Kunsthändler hatte den Transport übernommen, damit habe er nichts zu tun gehabt. „Ich habe nie illegal und unverzollt etwas über die Schweizer Grenze gebracht“, sagt er.

Er habe nie Einkommen in der Schweiz gehabt, keine Zinsen kassiert. „Sollen sie doch bei der Schweiz anfragen, die werden schon merken, dass ich da nichts habe“, sagt er. Die Deutsche Bahn hätte ihm ja einen Zettel mitgeben können, sagt er. Einen, auf dem steht, dass die Zollfahnder in Zügen auch nach Geld suchen, nicht nur nach Waren, dann wäre er damals nie in diesen Zug gestiegen.

Der ICE fährt in den Hauptbahnhof in Augsburg ein. „Hier in Augsburg sitzt der Staatsanwalt, dem ich alle Unterlagen geschickt habe“, sagt Gurlitt. „Ich verstehe nicht, warum der sich noch nicht bei mir gemeldet hat“, sagt er.

Er hat dem Staatsanwalt ein Bild von dem abgebrannten elterlichen Haus in Dresden geschickt. Er hat alte Zeitungsartikel beigelegt, um die Hetze gegen Hildebrand Gurlitt zu belegen, die zum „Sturz seines Vaters“ führte. Cornelius Gurlitt versteht nicht, warum das alles jetzt öffentlich geworden ist. Gerichte und Richter müssen das entscheiden, nur vor denen müsse er sich rechtfertigen. Der Staatsanwalt habe gesagt, irgendwann bekomme er die Anklageschrift, es sei bis heute nichts gekommen, dafür die „Büberei“ vor seiner Haustür. „Ich bin kein Mörder, warum jagen die mich?“

In einem Brief ist ihm die Rückgabe einiger Kunstwerke angekündigt worden. Er weiß nicht, welche das sind. Aber er glaubt dem Staatsanwalt nicht. „Ich habe nie etwas vom Staat gewollt.“ Nie einen Cent Zuschuss. Von Hartz IV spricht er wie von einer unbekanntem Krankheit. Er zahle immer pünktlich seine Grundsteuer. Sonst habe er nichts mit deutschen Behörden zu tun gehabt. Cornelius Gurlitt hat keine Rente, war nie in seinem Leben krankenversichert. Seinen deutschen Pass ließ er immer nur im Konsulat in Salzburg verlängern, seit fast zwei Jahren ist auch der abgelaufen.

Bei seinem letzten Aufenthalt in Österreich, in seinem Haus in Salzburg, wurde er ins Krankenhaus eingeliefert, er konnte nicht mehr laufen, das Herz. Einen Monat lang musste er in der Klinik bleiben, in der eine Alarmsirene anging, wenn er das Bett verließ. „Als ob ich ein Verbrecher wäre“, sagt Cornelius Gurlitt.

Aber sein gesundheitlicher Zustand hat sich verschlechtert in den letzten Jahren. Weitere Krankenhausaufenthalte, Grauer Star. Gurlitt zahlte die Ärzte immer bar. Im Herbst 2011 lieferte er den „Löwenbändiger“ von Max Beckmann beim Kunsthaus Lempertz ein. Der Justitiar sei sehr nett gewesen. Auch mit den Erben sei alles geregelt worden. Das Bild wurde für 725 000 Euro verkauft, Gurlitt erhielt knapp über 400 000, die Erben den Rest.

Eigentlich wollte Gurlitt den Liebermann abgeben, aber er habe ihn nicht abbekommen von der Wand. „Dann habe ich den Beckmann genommen“, sagt er. Der sei „solide“ verpackt gewesen. Ein schönes Gemälde, typisch für Beckmann. Ein zentrales Werk, aber Gurlitt brauchte dringend Geld. Schon damals fuhr er immer zum Arzt in der Kleinstadt.

Ein Hotel, ein weißer Bau, drei Stockwerke. Die Rezeption ist unbesetzt. Er steigt immer dort ab, per Telefon an der Rezeption erfährt er seine Zimmernummer, der goldene Schlüsselanhänger hängt an der Tür. Keine Menschen. Ruhe. Im Zimmer Plastikvorhänge mit Tulpen und Gerberas, Neonröhren, an den Wänden hängen Bilder wie aus dem Otto-Katalog. „Sehr sympathisch“, sagt Gurlitt.

Auf kleinen Karten hat er sich die Sätze aufgeschrieben, die er seinem Arzt vorlesen will, um einen guten Eindruck bei ihm zu hinterlassen. Cornelius Gurlitt unterhält sich nicht oft mit Menschen. Am Vorabend des Arztbesuchs schließlich will

er um 18 Uhr schlafen, um nachts um zwei schon wieder aufzustehen. Der Termin ist zwar erst um 8.40 Uhr, aber er braucht die Zeit, um sich vorzubereiten. Er hat eine blutende Wunde am Fuß, seit Monaten, er will sich einen neuen Verband umlegen. „Ein Unglück“ nennt er die Wunde am Fuß.

Am Morgen bestellt er sich ein Taxi für die 300 Meter zur Praxis. Am Ende steht 3,40 Euro auf dem Taxameter, Gurlitt zahlt 20 Euro, es müsse sich ja lohnen für die Taxifahrer. Der Arzt sagt ihm an diesem Morgen, das Herz sei schwächer als sonst, aber das liege an der Aufregung.

Zurück im Hotelzimmer sitzt er auf seinem Bett. Gurlitt trägt seinen Schlafrock, darüber seinen langen grauen Mantel. Er wirkt erleichtert. Die Nachtlampe brennt.

Cornelius Gurlitt sieht seine Bilder in den Zeitungen. Er ist entsetzt. „Was ist das für ein Staat, der mein Privateigentum zeigt?“, fragt er. Cornelius Gurlitt hat Tränen in den Augen. Er flüstert: „Die müssen zu mir zurück.“

Am nächsten Morgen steht der Vorschlag vom bayerischen Justizminister Winfried Bausback in der Zeitung, dass man auf jeden Fall mit Gurlitt reden müsse. Es tut weh, ihm dabei zuzuschauen, wie er langsam verzweifelt. „Die stellen das alles falsch dar. Ich werde nicht mit denen reden, und freiwillig gebe ich nichts zurück, nein, nein. Der Staatsanwalt hat genug, was mich entlastet.“

Cornelius Gurlitt hofft, dass er die Bilder, die ihm zustehen, bald wieder bekommt. Eins will er dann noch verkaufen, vielleicht den Liebermann, wenn er ihm denn zusteht, wie er es ausdrückt, für die Krankenhauskosten. Der Rest soll wieder zu ihm in die Wohnung. Chagall kommt dann wieder in den Schrank, das Bild mit der Klavierspielerin in die Diele, wo es seine Mutter immer hängen hatte.

„Ich habe die Bilder sehr vermisst, das merke ich jetzt.“ Das sei jetzt genug Öffentlichkeit gewesen, für ihn und seine Bilder, und er werde sie keinem Museum der Welt mehr geben. Die hätten genug anderes, was sie ausstellen könnten. „Wenn ich tot bin, können die damit machen, was sie wollen.“ Bis dahin will er sie für sich allein. Dann sei endlich wieder ein wenig „Stille“.